

GERD SIMON

Der UMWEGELAGERER



Eine Autobiografie

Inhalt

Vorwort	V
Teil I Eine Kindheit im Kriege	
Der Grenzgänger	1
Die Umkehrung von Dreck	2
Der verspätete Aprilscherz	3
Die Grete und ihre Folgen	3
Der Sturz	4
Gisela und die Prügel	5
Meine Heimat	6
Das „Neu-Neu“	8
„Wenn das so weiter geht ...“	9
Der 27. Juli 1943	10
Osterrönfeld	14
Russen- und Italiener-Lager	15
Die Entschärfung des Blindgängers	17
Das KZ am Friedrichshulde Weg	18
Ins Erziehungsheim?	19
Das Guckloch	21
Nachbarn	22
Verwandte	25
Die Schule	27
Der „Dieb und Mörder“	29
Teil II	
Die „Schwarzmarktzeit“	32

Der Gerichtsvollzieher 33

Ein Jahrhundertfrost 33

Teil III

Die Wirtschaftswunderzeit

Die Währungsreform 35

Die Nylonstrümpfe 35

Prügelszenen 37

Die Aufnahmeprüfung 37

Peinliche Lehrersympathie 39

Eine Weihnachtsfeier 40

In der Pubertät 40

Mit zwölf Jahren Vater 41

Am Abgrund 41

In der >Jungschar< 43

Beethoven 44

Herbert Feuchte 45

Teil IV

Der am häufigsten durchgefalle- ne Hochschullehrer

49

[vorläufig Fragment]

Teil V Der Begleiter

Vorworte

Ein vielsagender Anfang

Mentale Vorhölle

Eine Art Koda

Teil VI Der Lebensabend

Wie mir das 72. Lebensjahr
vorhergesagt wurde

Sterben auf Probe

22 glückliche Jahre

[das Kapitel entsteht gerade]

Erfahrungen

"Indes sie forschten, röntgten, filmten, funkten,
entstand von selbst die köstlichste Erfindung:
der Umweg als die kürzeste Verbindung
zwischen zwei Punkten.“

Erich Kästner¹

Vorwort

Ich weiß: Jemand, der über sich selbst schreibt, wird sofort unter die Eitlen, Egozentrischen, Sich-selbst-Bespiegelnden, wenn nicht Größenwahnsinnigen gerechnet. Ich war in meiner weit verzweigten Verwandtschaft der Zweitjüngste meiner Generation, aber der erste, der es wagte zu studieren, und der einzige, der Universitätslehrer wurde. Ein argwöhnisch beäugter „Aufsteiger“ also, in dessen Leben solche Charakterisierungen sogar zu den eher harmlosen zählten. Ich habe es früh gelernt, mich nicht zu rechtfertigen, einfach zu sagen: Meinetwegen bin ich eitel, egozentrisch, sich-selbst-bespiegelnd, großenwahnsinnig, ein typischer Aufsteiger etc. Ich denke auch, die Abwehr aller Ichbezogenheit gerade auch bei anderen beruht auf einem offenbar unausrottbaren Relikt der Mittelschichterziehung. Kants Erkenntnis, dass man seinem Ich nicht entkommt, was immer man unternimmt, wurde schon im 18. Jahrhundert als peinlich, wenn nicht als Gottesleugnung interpretiert.

Wahrscheinlich bin ich auch nur Opfer der Vorstellung, dass ich nicht der einzige bin, der an nicht stillbarer Neugierde, an Forschungssucht leidet, der Fremderfahrungen hinter einem sehr engmaschigen Sieb von Zweifeln in sich hineinsaugt, der also dazu neigt, seine „Diskomanie“ – das sollte ich, um vor allem Disco-Fans vor einem Missverständnis zu bewahren, sofort mit ‚Lernsucht‘ übersetzen – auch noch anderen zu unterstellen, der also mit einigen ähnlich geplagten Leidensgenossen rechnet. Die anderen werden sich an dieser Stelle ohnehin schon ausgeklinkt haben. Überraschen wird es nicht, wenn ich für meine Darstellung trotz dieser

¹ aus "Kurz und bündig" 1950², s.a. Erich Kästner. Werke. ed.: Franz Josef Görtz, Band 1: Zeitgenossen, haufenweise. Gedichte. ed.: Harald Hartung, in Zusammenarbeit mit Nicola Brinkmann. München, Wien 1998, 271. Diesen Hinweis verdanke ich meinem Freunde Harald Kersten.

Einleitung Historizität beanspruche, ohne schriftliche Unterlagen, allein auf mein Gedächtnis angewiesen, und das an eine Zeit, die nunmehr größtenteils mehr als 60 Jahre zurück liegt, und an Erfahrungen, die ein Kind aus einer frochähnlichen Perspektive machte.

Es gibt ein weit verbreitetes Vorurteil gegen Erzählungen aus der Kindheit. Kinder würden zu wenig Realität und Fantasie auseinander halten. Der Tatsachengehalt solcher Kindheitserinnerungen sei zweifelhaft. Es mag sein, dass das nicht selten so ist. Ich selbst wurde durch die Lebensumstände allerdings schon früh gezwungen, mich an die Fakten zu halten, und ich denke, dass das vielen meiner Altersgenossen so ging. Der Krieg trieb einem früh alle Flausen aus dem Kopf.

Aus meiner Sicht war es sogar umgekehrt: Als ich mit ca. 13 Jahren um 1950 im Beisein meiner Mutter einige Erlebnisse, die wir gemeinsam hatten, anderen erzählte, sagte sie in voller Überzeugung: „Gerd, du tünst“. Tünen ist plattdeutsch und heißt: lügen, spinnen. Meine Mutter war keine Nationalsozialistin. Als Frau eines Sympathisanten des Kommunismus hatte sie – nach eigenen Erzählungen – 1932 – ich denke in Tielenhemme, jedenfalls in Schleswig-Holstein, wo ihr Schwager eine Molkerei hatte, als einzige kommunistisch gewählt. Weder meine Mutter noch mein Vater waren in die KPD eingetreten. Aber es ist glaubhaft, dass sie nie für die Nationalsozialisten waren. Trotzdem – wenn ich als Kind irgendein Unrecht der Ordnungskräfte mitbekam und das meiner Mutter erzählte, sagte sie regelmäßig: „Sag das ja niemandem.“ Es ist auch bekannt, dass selbst Opfer eine hohe Bereitschaft hatten, ihre Erlebnisse zu verdrängen. Ich gehöre im Gegenteil noch heute zu den Menschen, die Dinge, die sie nicht verstehen, erst recht, die sie als brutal, negativ, verletzend oder ungerecht werteten, eher im Gedächtnis behalten, als positive.

Hinzukommt, dass mein Gedächtnis – früher deutlich mehr als heute – optisch strukturiert ist. Noch heute sehe ich die wichtigsten meiner Kindheitserlebnisse wie eine Folge von Fotos vor mir ablaufen, wobei inzwischen aber unwichtige oder nebensächliche Dinge mehr und mehr verblasst sind. Ich selbst jedenfalls zweifle nicht daran, dass ich das, was ich hier beschreibe, so wiedergebe, wie ich es schon damals empfand, natürlich aus heutiger Sicht kommentiert und interpretiert.

Teil I

Eine Kindheit im Kriege

Der Grenzgänger

Ich bin im Krankenhaus Elim auf der Grenze zwischen Hamburg und Altona, das damals noch in Holstein lag und erst wenige Monate später von Hitler in Groß-Hamburg eingemeindet wurde, am 11. April 1937 geboren.

Wahrscheinlich spielte das keine Rolle bei der späteren Ausbildung meiner bis heute andauernden Problematisierung aller Grenzen. Aber die Geburt auf der Grenze hat für mich schon etwas Symbolisches. Es ist sicher auch falsch, dass Hitler Altona in Hamburg nur deswegen eingemeindet hat, weil er mich von meinem Grenzgänger- und Gratwandertum so frühzeitig wie vergeblich erlösen wollte. Mein Vater war gelernter Schlosser und zu dem Zeitpunkt in Eidelstedt als Schweißer bei der Eisenbahn beschäftigt. Er war Sohn eines Gärtners, der lange Zeit bei einem Weingroßhändler in einem Dorf in der Lüneburger Nordheide den Garten besorgte. Meine Mutter war Köchin und kam aus der Gegend um Niebüll (Nordfriesland). Ihre Muttersprache war Friesisch. Sie hatte erst in der Schule die deutsche Sprache erlernt. Ihr Vater war Bauer gewesen, aber schon gestorben, als sie zehn war. Den Erlös von dem nach seinem Tod verkauften Hof fraß die Inflation. Die plötzliche Armut und die frühe Aufgabe, zwei jüngere Schwestern mit zu erziehen, ließen in ihr einen ausgeprägten Sinn für alles Machbare, aber auch für alle Machtverhältnisse entstehen. Sie hatte eindeutig in unserer Familie die Hosen an. Dabei war sie aber ungewöhnlich launisch und in Situationen gelegentlich so ängstlich, dass sie alles um sich vergaß. Sie „baute“ immer vor – wie wir Kinder ihr Unkenntnis ausdrückten –, das heißt sie wies uns ständig auf alle nur denkbaren Abgründe hin, auf die wir gefasst sein müssten, und war starr vor Angst, wenn sie dann tatsächlich eintraten. Bei mir hinterließen diese Erlebnisse so aber meistens ein Gefühl, Glück im Unglück gehabt zu haben. Damit aber kein falscher Eindruck entsteht: Die Erziehung meiner Mutter ließ mich sonst keinerlei Zügel spüren.

„Jungs, werdet selbständig! Ihr wisst, ich leb nicht lang.“

Das war einer der Standardsprüche meiner Mutter. Mit solchen Sprüchen wurde sie fast 99. Sie prägten meine Jugend und rüsteten mich gegen die Widerwärtigkeiten des Lebens. Insbesondere, wenn ich später mitbekam, wie Eltern in das Leben ihrer Kindern hineinregierten, war ich meiner Mutter immer dankbar für die Freiräume, die sie mir ließ.



Muttern und Vattern (ca. 10 Jahre vor meiner Geburt)

Glücklicherweise war ich nicht ihr erstes Kind. Ihre Ängste in Bezug auf Geburt und Aufzucht von Kindern prägten und deformierten offensichtlich meinen drei Jahre älteren Bruder stärker als mich. Den maßlosen Neid meines Bruders erkläre ich mir heute, ohne dass ich es so richtig nachvollziehen kann, mit den Angstprojektionen meiner Mutter, vermutlich auch mit einer zu schlechten Vorbereitung auf meine Geburt. Symptomatisch für die Beziehung, die mein Bruder zu mir hatte, war eine Erzählung meiner Eltern. Danach erhielt er – als wir zu Besuch bei unseren Großeltern waren – von meiner Mutter einmal den Auftrag, mich im Kinderwagen ein wenig spazieren zu fahren. Und schon fuhr er mich in den nächsten besten Straßengraben. Ich selbst habe natürlich keine Erinnerung an dieses Ereignis.

Die Umkehrung von Dreck

Ich sollte nach der Vorstellung meines Vaters eigentlich ein Mädchen werden. Elke sollte ich heißen, gestand er freimütig ein. Mein Vater hat es stets geleugnet, dass die folgende Szene sich so abspielte, und meine Mutter hielt sich in solchen Sachen heraus: In meiner Verwandtschaft, die gar nicht dabei war, kursierte aber folgende Geschichte: Nach meiner Geburt sei die Krankenschwester strahlend auf meinen Vater zugekommen:

„Es ist ein Junge! – Wie soll er denn heißen?“

Mein Vater habe aber nur mürrisch geantwortet:

„So ein Dreck!“

Die Krankenschwester geistesgegenwärtig:

„Dann drehen sie das doch um! Kurt oder Gerd?“

Überrumpelt habe mein Vater gestammelt:

„Gerd“

So soll ich also zu meinem Namen gekommen sein. Zumindest war die Geschichte symbolisch: Mein Vater hatte ein Nicht-Verhältnis zu mir, er kümmerte sich jedenfalls viel mehr um meinen Bruder. Meine Mutter spürte das wohl und kümmerte sich entsprechend mehr um mich. Genauer: Sie hat mich schrecklich verwöhnt.

Der verspätete Aprilscherz

Verwandte waren es wohl auch, die eine andere Geschichte über mich verbreiteten. Danach bezeichneten sie mich als einen „verspäteten Aprilscherz.“ Mein Vater wurde nach den Erzählungen meiner weit verbreiteten Verwandtschaft entsprechend als eine Art Zeugungsfiligrantechniker geschildert, der meine Geburt exakt auf den 1. April geplant habe. Er hätte nur nicht damit gerechnet, dass seine Gene allerhand Trotzkopferisches enthielten. Schlimmer noch: nicht nur er selbst hatte meinem Großvater gegenüber, der im Gegensatz zu ihm ein richtiger Patriarch war, häufig genug den Trotzkopf herausgekehrt. Auch dem früh verstorbenen Vater meiner Mutter ging der Ruf nach, zumindest ein Quer-, wenn nicht ein Trotzkopf gewesen zu sein.

Meine Mutter hat das stets empört abgeleugnet. Aber weil es wohl so treffend zu mir passte, verbreiteten die Verwandten nichtsdestotrotz: Meine Mutter habe am 1. April 1937 berichtet, nichts, absolut nichts täte sich unter ihrem Herzen, außer dass es auf einmal aus ihr heraus tönte: „Aprrrr! Aprrrr!“ Wahr ist an dieser Geschichte sicher nur, dass ich zehn Tage später das geliebte Ambiente im Bauche meiner Mutter – völlig untrotzig und ohne größeren Widerstand – verließ. Unstrittig war auch stets, dass ich eine Spätgeburt war. Ich denke auch, mein späterer Hang zu Treppenwitzen, kombiniert mit einem abgrundtiefen, irreparablen Misstrau-

en gegen Schlagfertiges, Schnellschüsse und Spontaneinfälle spricht eindeutig für meine Spätgeburt.

Die Grete und ihre Folgen

In der ersten Zeit, an die ich mich nicht erinnere, wohnte unsere Familie in Altona in der Schützenstraße. Ich habe da in der Nähe später während meiner Referendarszeit wieder gewohnt. Auf dem Hinterhof war – wie in der Gegend nicht selten – eine Fischräucherei. Dort bekamen die Anwohner – wohl wegen der Geruchsbelästigung – Bücklinge, wie man in Hamburg die geräucherten Heringe nennt, umsonst. Da muss ich wohl einmal ein paar Greten in den jungen Hals bekommen haben. Und da meine Mutter Gretchen hieß, muss ich – ohne dass in meinem Gedächtnis auch nur eine Spur zurückblieb –, zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen haben: Hinfort konnte man mir noch so viel Prügel androhen, ich rührte keinen Fisch mehr an. Und die unangenehmen Seiten meiner Mutter waren auch plötzlich nicht mehr ausfindig zu machen. Ein klassischer Fall von Phobie, dachte ich später, als ich während meines Studiums bei Freud vom Fall des kleinen Hans erfuhr.

Der Sturz

Die ersten Erlebnisse, an die ich mich erinnere, ereigneten sich alle fern von unserem Wohnort Eidelstedt, zu dem wir 1939 umgezogen waren. Gleich das erste hätte tödlich enden können. Wir waren zu Besuch bei meinem Patenonkel, der inzwischen nach Erzählungen meiner Mutter auf Grund einer Intrige seine Molkerei verloren hatte. Ich war circa zweieinhalb Jahre alt und, während die Erwachsenen in den unteren Zimmern der Wohnung meines Onkels irgendetwas feierten, war ich zusammen mit meiner vier Jahre älteren Cousine die Treppen zu den oberen Räumen hinaufgestiegen. Die Stäbe des Geländers rechts von der Treppe müssen sehr weit auseinander gestanden haben. Als wir jedenfalls oben waren, muss ich durch dieses hindurch drei Meter in die Tiefe gestürzt sein. An den Sturz selbst erinnere ich mich nicht, sehr wohl aber an den Gang die Treppe hoch und dann wieder an die Steingut-Puppe meiner Cousine, die ich glücklicherweise im Arm gehabt hatte, als ich fiel, und deren Hinterkopf nun

ein Riesenloch hatte. Wann ich später irgendetwas Originelles ausheckte, und das war sehr bald eine auffällige Eigenart von mir, hieß es meistens:

„Komisch, dabei ist er doch auf den Kopf gefallen! Damals als kleines Kind.“

Dabei sind mir z. B. Kopfschmerzen bis heute glücklicherweise fremd geblieben, und das obwohl ich später beim „Köpfen“, einem Kopfballspiel (vorwiegend am Strand, aber auch in der Sandkiste bei uns auf dem Hof), einfach unschlagbar war: Niemand konnte den Ball mit dem Kopf so hart und plaziert zugleich im gegnerischen Tor unterbringen, jedenfalls niemand, gegen den ich damals spielte. Dass dieser Kopf auch noch etwas ganz anderes konnte, fiel mir erst auf, als ich merkte, dass mein Bruder oder meine Spielkameraden das nicht oder erst nach langem Üben konnten. Bis zum 12. Lebensjahr fiel mir alles spielend leicht, jedenfalls ohne mich sonderlich anzustrengen. Da ich keinen Ehrgeiz hatte, oder gar unter Geltungssucht litt, blieb das vielen lange verborgen. Dass meine Lehrerin, eine überzeugte Nationalsozialistin, im ersten Schuljahr im Zeugnis unter den allgemeinen Bemerkungen eben diese Leichtigkeit hervorhob, dürfte sich kaum einer besonderen Beobachtungsgabe verdankt haben, eher dem Zwang, sich nicht allzu häufig zu wiederholen.

Seit meinem Sturz bis zu meinem 4. Lebensjahr habe ich hauptsächlich Dinge in Erinnerung, die mit Abgründen zu tun hatten, z. B. eine S-Bahnfahrt von Berlin nach Blankenfelde, wo mein Lieblingsonkel (väterlicherseits) wohnte – die S-Bahn verschwand im rasenden Tempo mit uns plötzlich abwärts im Dunkel – oder die Brücke in der Nähe der Brettmühle in Chemnitz, die hoch oben über einen Fluss führte und kein Geländer hatte. Das einzige Positive, das mir von den ersten vier Lebensjahren in Erinnerung blieb, war ein Haufen Buntstifte, die wir in Berlin gekauft hatten. Was ich damit malte, weiß ich aber nicht mehr. Ich habe mein Leben lang gerne gemalt. Noch kurz vor dem Abitur gab ich als Berufswunsch an: Kunstmaler. Heute bin ich froh, dass ich das nicht wurde. Dazu hätten mir die kaufmännischen Fähigkeiten gefehlt.

Gisela und die Prügel

Zu meinem 4. Geburtstag waren meine Mutter und ich in ihrer Heimat in Deezbüll bei Niebüll in Nordfriesland. Die jüngste Schwester meiner Mutter hatte einen Sohn geboren. Wenig später starb sie an Kindbettfieber. Hygiene hatte sich offenbar noch nicht bis zur Hebamme herumgesprochen. Die Gesellschaft, die die Taufe meines frisch geborenen Cousins feierte, inte-

ressierte mich wohl nicht. Jedenfalls verließ ich das Haus, um ein Mädchen aus der unmittelbaren Nachbarschaft zum Spielen zu animieren. Die war aber nirgends auffindbar. Also ging ich in das Haus, in dem sie wohnte. Die Mutter des Mädchens putzte gerade, mir ihren Hintern entgegenstreckend, die Treppe nach oben. Ich fragte:

„Wo ist denn die Gisela?“

Keine Antwort. Ich war offenbar schon damals unaussprechlich penetrant:

„Wo ist denn die Gisela?“

Keine Antwort. Putzen:

„Wo ist denn die Gisela?“



Als Vierjähriger mit Gespielinnen Gisela und Ursula in Deezbüll

Plötzlich dreht sich die Frau um, nimmt den an der Wand lehenden Teppichklopfer und mich übers Knie und verprügelt mich nach Strich und Faden. Heulend zurück platze ich in die feiernde Gesellschaft und – alles lacht. Dabei hatte mich die Gesellschaft kurz vorher noch so gelobt, weil ich die Zahlen des Kalenders kannte. Da dürfte einiges bei mir hängen geblieben sein, meine Fremdelei, meine Aversion gegen Feiern und größere Gesellschaften, meine eklatante Öffentlichkeitsscheu, meine ausgeprägten Initialhemmungen und vor allem: man hüte sich vor Lob!

Meine Heimat

An Altona habe ich nur Erinnerungen aus der Zeit, als wir schon in Eidelstedt in der Bankstraße wohnten, an Freundinnen bzw. Nachbarn meiner Eltern, eine Tante Emma und Tante Hertha, die wohl deren Tochter war. Meine eigentliche Heimat war Eidelstedt, ein Stadtteil im Nordwesten Hamburgs. Wir wohnten in unmittelbarer Nähe des Verschiebebahnhofs Elbgaustraße, benannt nach der Straße, die in einem Tunnel unter seinen mehr als 20 Gleisen hindurchführte. Meine Mutter, mein Vater, mein Bruder und ich wohnten in der Bankstraße 5. Vom Bahnhof aus gesehen, war die Bankstraße, die später Redingskamp hieß, die zweite Straße, die links von der Elbgaustraße Richtung Krupunder See bzw. Halstenbeck abging.

Auf der Ecke Elbgau– zur Bankstraße gab es drei Geschäfte in Flachbauten, die an der Frontseite mit je einer Rundung zur Bankstraße ineinander übergingen. (s. Figur S. 11) Zur Elbgaustraße hin, aber stark zurückgesetzt, gab es einen „Kolonialwaren“-Laden, wie er hieß, der eigentlich alles hatte außer Milch, Fleisch, Brot und natürlich Non-Food. Die umfängliche Pächterin konnte man weit über die Straße hinweg hören mit ihrem schrillen, sich überschlagenden, langen

„Außeräääääm noch!“

Frau „Außerdämlich“ nannten sie die Erwachsenen. Der Laden in der Mitte gehörte einer Schlachtereier, in der später die Inge tätig war, von der noch die Rede sein wird.

Der dritte Laden war eine Drogerie, die die Lakritzen hatte, die ich so gerne mochte. Das Süßholz, das da billig zu haben war, habe ich auch nicht verachtet.

Unser Haus grenzte unmittelbar an die Drogerie. Vor seinem Eingang gab es rechts und links neben dem Zuweg kleine Vorgärten. In dem linken stand eine riesige Birke. Auf ihr fanden sich nicht nur wurmartige Früchte, sondern auch Raupen, die so aussahen wie diese, nur dass sie sich bewegten, und in manchen von diesen lebten Miniraupen, die diese bei lebendigem Leibe auffraßen. Man sagte uns, Schlupfwespen, die wir nie zu Gesicht bekamen, hätten diese mittels eines zentimeterlangen Stachels in die größeren Raupen implantiert. „So sei eben die Natur“, hatte man uns gesagt. Ich habe als Kind lange darüber nachgedacht, wie man das än-

dern könne. Noch heute bin ich der Überzeugung, dass sich die Natur als Vorbild für die Gestaltung menschlicher Verhältnisse nicht eignet.

Unser Haus hatte 5 Wohnungen, 2 im Erdgeschoss, 2 auf der Etage und eine rechts im Obergeschoss als Dachwohnung. Das Dachgeschoss links davon wurde zum Wäschetrocknen benutzt. Zusammen mit dem Haus Nr. 7, das genauso – wenn auch spiegelbildlich – konstruiert war, bildete es einen Block. Hinter Nr. 7 ging links der Heimstättenweg ab. Das erste Haus links im Heimstättenweg, war ähnlich gebaut wie das unsere, hatte aber keine Dachwohnung. Zwischen diesem Haus und dem vorerwähnten Nr. 7 ging über eine Treppe ein Weg zu einem Park, der also auf der Rückseite unseres Hauses lag und über den Balkon unserer Wohnung erreichbar war. Auf der anderen Seite parallel zum Heimstättenweg schloss – unmittelbar angrenzend an den „Kolonialwaren“-Laden – ein dreigeschossiger Riesenblock aus drei Häusern den Park ein von der Elbgaustraße her, so dass die Heimstättensiedlung – wie sie auch offiziell hieß – in diesem Teil um den Park eine Hufeisenform bildete.

Der Park bestand aus vier riesigen Pappeln, die wir Kinder bald für Kletterübungen entdeckten. In der Mitte zwischen dem Pappelkarree gab es eine große Sandkiste; drum herum Holzbänke. Die Pappeln waren untereinander durch Knicks verbunden, Opfer zahlreicher Baumhäuser. Davor gab es noch Ligusterhecken. Die Pappeln begannen erst 30 bis 40 m hinter unserem Haus. Davor waren in der Mitte zwei Teppichstangen angebracht, die wir Kinder für unsere Turnübungen zweckentfremdeten. Rechts und links von diesen Teppichstangen stand je ein Rotdornbaum. Der Rasen zwischen den Teppichstangen und unserem Haus diente uns Kindern als Bolzplatz. Zu der Ecke hin, wo die Läden waren, war der Park durch drei Ahornbäume abgeschlossen. Der Park war von einem tiefer gelegenen Weg umgeben.

Zu diesem Hufeisen konnte man noch einen weiteren eingeschossigen Block aus mehreren Häusern im Heimstättenweg rechnen, der aber erst 10 bis 15 m nach einem Durchbruch begann. Hinter diesem Block machte der Heimstättenweg noch eine Biegung rechts Richtung Eisenbahnsportplatz. Hinter der Biegung gab es noch zwei Häuserblocks rechts und links neben der Straße, wobei der linke grundsätzlich anders strukturiert und auch älter war. Die anderen Blocks waren in den 20er Jahren gebaut worden. Unser Haus war nach Ausweis eines schlichten Schildes neben dem Eingang 1929 gebaut worden.

Hinter dem Heimstättenweg lagen, z. T. leicht versetzt, an der Bankstraße links drei weitere Blocks im gleichen Stil wie der unsere. Rechts begann die so genannte „Eisenbahner-Siedlung“, die der Eisenbahn gehörte und wo hauptsächlich Eisenbahner wohnten. Demge-

genüber nannte man unsere sehr viel kleinere Siedlung auch „Polizisten-Siedlung“, weil da auch einige Polizisten wohnten.

Das „Neu-Neu“

Eines Tages kam meine Großmutter mütterlicherseits zu Besuch. Ich habe sie auch sonst als eine strenge, humorlose, ja herrische Person in Erinnerung. Sie regte sich furchtbar darüber auf, dass ich mit meinen 4 Jahren noch „nuggelte“. Ich war auch im Lutschen, dieser Art von Ersatzhandlung an Stelle der Mutterbrust, von Anfang an originell gewesen. Ich wickelte dazu die Gummiunterlage, die man für alle Fälle unter dem Betttuch angebracht hatte, um den kleinen Finger meiner linken Hand und steckte dann deren Mittel- und Ringfinger in den Mund. Die Gummiunterlage nannte ich „Neu-Neu“.

Am Tag nach dem Groll meiner Großmutter war mein „Neu-Neu“ spurlos verschwunden. Ich habe einen ziemlichen Aufstand gemacht und die Großmutter laut verflucht. Als sie wenig später starb, lernte ich, dass ich mit meinen Flüchen vorsichtig sein muss. Es kam auch später gar nicht so selten vor, dass Leute, die mir einen Schaden zufügten, das aus meiner Sicht bitter büßen mussten. Aber den Zweck des Entzuges meines „Neu-Neu“ hat sie voll erreicht. Von dem Tag an wurde nicht mehr „genuggelt“.

„Wenn das so weiter geht ...“

Vielleicht ist es an dieser Stelle angebracht zu wiederholen, dass ich noch heute das Gefühl habe, das gehabt zu haben, was man „eine glückliche Kindheit“ zu nennen pflegt. Im Gedächtnis blieb mir aber alles, was den gegenteiligen Eindruck zu erwecken geeignet ist. Wenn ich es richtig rekonstruiere, muss es im April 1942 gewesen sein. Meine Mutter und ich waren nach meinem Geburtstag aus Niebüll mit dem Eilzug nach Altona gefahren, um von dort aus mit dem Vorortzug zur Station Elbgaustraße zu unserer Wohnung wieder zurückzukehren. In Altona hatten wir einen längeren Aufenthalt. Wir warteten, auf einer Postkarre sitzend, auf den Vorortzug. Meine Mutter kam mit einem Mann ins Gespräch, der neben ihr saß. Nach einer Weile sagte der Mann:

„Wenn das so weiter geht, was da jetzt in Eidelstedt...“

Meine Mutter war plötzlich in heller Aufregung. Der Mann konnte aber nicht sagen, wo genau. Jedenfalls habe es Bomben und eine Tote gegeben. Bankstraße, ja, er glaube, es war in der Bankstraße. Meine Mutter flog am ganzen Leibe. Ich konnte mir das alles nicht zusammenreimen. Aber die Panik meiner Mutter übertrug sich dennoch auf mich, vor allem, weil ich spürte, ich war für sie plötzlich unwichtig, wie nicht da. Das Band zwischen uns war entzwei. Vom Bahnhof aus konnte man – weil es dunkel war – unser Haus nicht genau ausmachen.

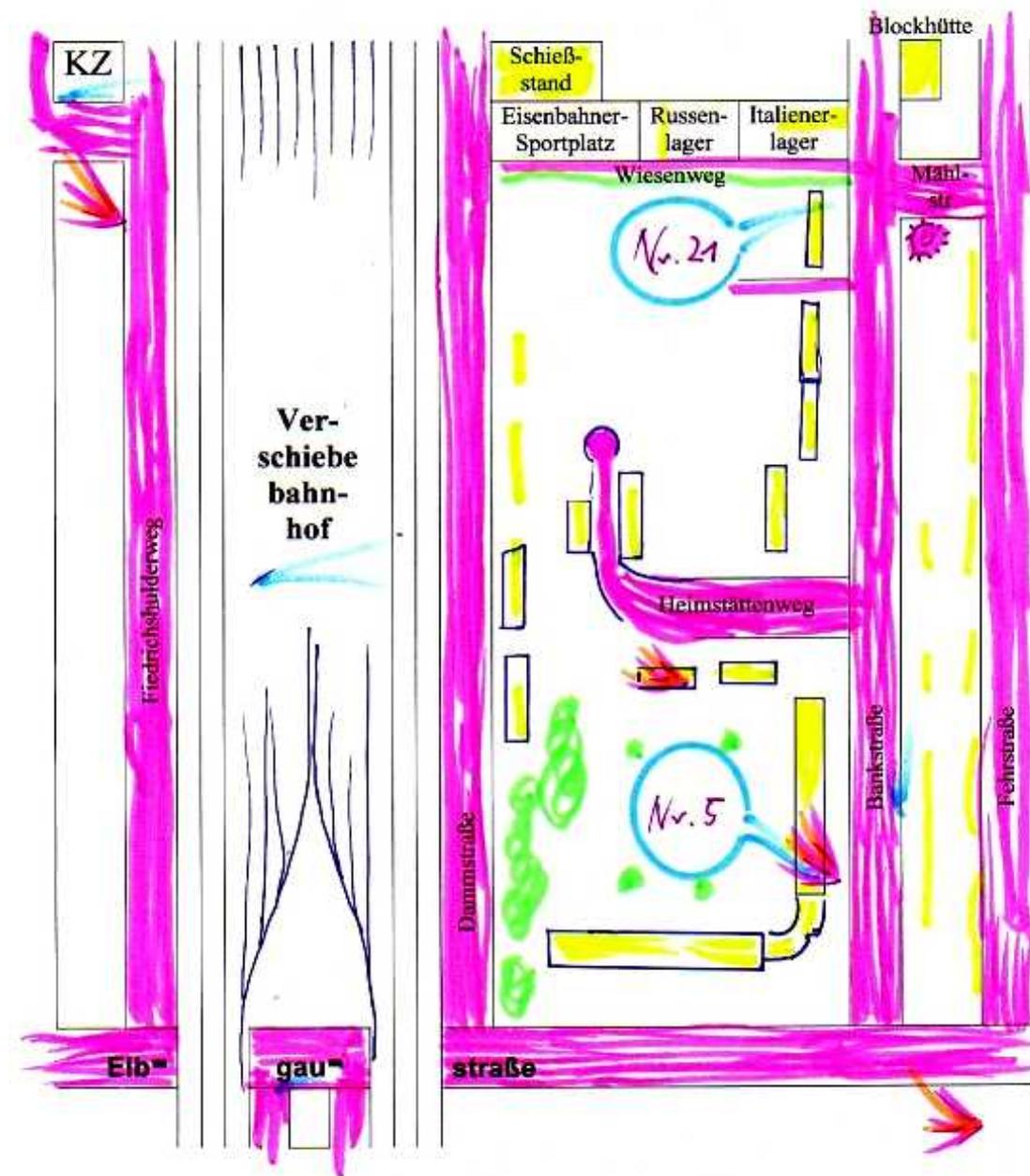
„Es scheint noch zu stehen“, sagte meine Mutter, immer noch bebend. Später erfuhren wir, dass die Sprengbomben 16 Hausnummern (also 8 Hauseingänge) weiter hinten auf dem Hof eingeschlagen und einen Balkon und das Dach des Hauses Nr. 21 in Mitleidenschaft gezogen hatten. Aber unter dem Balkon hatte sich die 19jährige Tochter einer späteren Nachbarin, Moldenhauer hieß sie, aufgehalten und war durch einen Mauerstein, der aus dem Balkon herunterfiel, tödlich getroffen worden. Das war meine erste Berührung mit dem Krieg, aber auch mit einer Möglichkeit, die ich bis dahin nicht kannte: allein gelassen zu werden.

Der 27. Juli 1943

Es war ein heißer, wunderschöner Sommertag gewesen. Ich war mittlerweile 6 Jahre alt. Mein Vater war als Schweißer in Kiew in der Ukraine eingesetzt. Mein Bruder war – wie auch sonst häufig – bei den Großeltern väterlicherseits in der Nordheide. Meine Mutter hatte mich wie jeden Sonnabend gebadet und ins Bett gebracht. Ich war schnell eingeschlafen. Schlafprobleme hatte ich auch später nie. Schlaftabletten habe ich nie genommen.

Plötzlich greift mich mit festem Griff eine Hand, reißt mich aus dem Bett und wickelt mich beim Hinaustragen aus der Tür in eine Woldecke. Ein ohrenbetäubendes Pfeifen und Heulen umgibt mich. Auf dem Weg durch das Treppenhaus in den Keller sehe ich die Straße und das gegenüberliegende Haus flackernd hell erleuchtet. Die Hausmitbewohner, die schon alle im Schutzkeller versammelt waren, erzählten später, ich hätte noch lange danach am ganzen Leib gezittert. Kurz danach kam Herr Lubitz, der „Luftschutzwart“ – wie man das nannte – der sich wohl ein Bild gemacht hatte, wieder in den Schutzkeller:

„Das Haus brennt!“



Meine Heimat in Eidelstedt zur Zeit „Gomorrhas“ mit den Bombeneinschlägen im Friedrichshulderweg, im Heimstättenweg, in der Bankstraße (unser Haus) und in der Elbgaustraße. Das KZ entstand allerdings erst später.

Nachdem draußen etwas Ruhe eingekehrt war, nahm eine der Mütter die Kinder des Hauses, die laufen konnten, an die Hand, bildete eine Kette und führte uns zu ihrer Mutter, die zwei Häuser weiter wohnte. Als wir aus unserem Haus heraustraten, sah ich, dass der Dachstuhl unseres Hauses lichterloh brannte.

Es hatte offenbar bei Annäherung der Flugzeuge der „Tommies“ – wie wir die Engländer nannten – nicht den üblichen Vor- und dann den Vollarmer gegeben. Es hieß, wir seien überhaupt nach einem Haus im Friedrichshulder Weg und einem im Heimstättenweg, das 3. Haus gewesen, das von Bomben getroffen wurde, glücklicherweise nur von Brandbomben. Immerhin landete in unserem Vorgarten eine Phosphorbombe.

Nach der Entwarnung durften wir Kinder wieder auf die Straße. Das Feuer wütete trotz aller Löschversuche. Letztere waren allerdings erschwert durch mehrere Umstände. Wir waren offenbar nicht die einzigen gewesen, die es versäumt hatten, wie es Pflicht war, die Badewanne nach Gebrauch wieder bis zum Rand mit Wasser zu füllen. Da die Wasserleitung keinen Tropfen mehr hergab, waren wir auf Nachbarn angewiesen, die der Bombenangriff verschont hatte und die pflichtbewusster gewesen waren. In Eimern musste das Wasser über eine Menschenkette transportiert werden.

Die Wohnung des Luftschutzwarts im Dachgeschoss war offensichtlich nicht zu retten. Die Wohnung darunter gehörte dem Gerichtsvollzieher Götsch. Daraus konnte man wenigstens die wichtigsten Möbel den Flammen entreißen. Wir sahen es wie ein Wunder an, dass ein Schrank voll mit Kristallgläsern – es blieb ja keine Zeit, die Gläser aus dem Schrank zu nehmen, zu verpacken und separat zu transportieren – schräg die Treppen herunter getragen, unten auf der Straße ankam, ohne dass auch nur ein einziges Glas einen Sprung hatte. Ich war stolz darauf, dass ich die Aufgabe hatte, die Möbel auf der Straße zu bewachen.

Plötzlich bog die Feuerwehr in die Bankstraße ein, und wir atmeten schon auf, weil wir dachten, sie käme unseretwegen. Aber zu unserer Enttäuschung fuhr sie an uns achtlos vorbei. Wie man uns später erzählte, war ihr Ziel ein Haus der Eisenbahner-Siedlung in der Mählstraße. Dort hatte ein Riesen-Blindgänger 3 Stockwerke durchschlagen und war unmittelbar neben dem Schutzkeller zum Stillstand gekommen. Als ich 13 oder 14 war, lernte ich einige Leute aus diesem Haus kennen. Die einen waren tiefreligiös geworden, die anderen ebenso überzeugt atheistisch, beide mit Bezug auf den Umstand, dass sie nur durch einen Zufall dem Tode entronnen waren. Die einen dankten dem Herrgott, dass sie verschont blieben. Die anderen waren sich sicher, wenn es einen Gott gibt, hätte der so etwas wie diesen Bombenkrieg nicht zugelassen.

Nachdem das Feuer endlich gelöscht schien, entschied meine Mutter, in unserer noch unversehrten Wohnung provisorisch noch zu übernachten. Am nächsten Morgen riss uns Heinz, der Verlobte einer Cousine, der in Osdorf, einem weiter westlich liegendem Stadtteil von Ham-

burg, bei der Flak tätig war, wild klingelnd aus dem Schlaf. Er hatte irgendwie davon gehört, dass unser Haus bombardiert worden war, hatte sich aufs Rad geschwungen und als erster entdeckt, dass etwas in unserer Wohnung brannte. Er nahm das brennende Sofa im Wohnzimmer und schleuderte es durch das Fensterkreuz auf den Hof. Dort waren die Überreste, hauptsächlich Sprungfedern, noch über das Kriegsende hinaus zu bestaunen.

Was war passiert? Anscheinend hatte sich unter der gelöschten Asche in der Wohnung des Gerichtsvollziehers über uns noch ein Glutherd erhalten, der im Laufe der Nacht im Holzfußboden neue Nahrung fand. Das Feuer muss sich durch die Decke gefressen und das Sofa darunter in Brand gesteckt haben.

Obwohl daraufhin Schutt und Asche insgesamt aus dem Haus in den Vorgarten bzw. auf den Hof geschaufelt worden waren, muss meine Mutter sich sofort nach einer neuen Unterkunft umgesehen haben, wohl auch weil es in den nächsten Tagen in Strömen regnete und unser Haus ja nach oben offen war. Ich habe nie erfahren, wie meine Mutter es schaffte, jedenfalls kamen wir schon in der nächsten Nacht 8 Hauseingänge weiter in Nr. 21 unter, in eben jenem Haus, auf dessen Hof die ersten Bomben ein Jahr zuvor detoniert waren und ein 19jähriges Mädchen getötet hatten.

Erst sehr viel später habe ich erfahren, dass unser Haus eines der ersten Opfer jenes Unternehmens >Gomorrha< war, das am Anfang eines Bombardierungsprogramms stand, das der in England so genannte „Bomber“-Harris ausgeheckt hatte. Diese Bombardierungen waren gezielt gegen die Zivilbevölkerung gerichtet. Sie sollten diese demoralisieren. Das Gegenteil aber war der Fall. Selbst der Schutzwart Lubitz, von dem im Haus alle wussten, dass er Kommunist war*, rief damals wutentbrannt aus:

„Die Tommies, das sind doch Schweine“

Diese Luftangriffe der „Tommies“ – erst später erfuhr ich, dass auch die „Amies“ daran beteiligt waren – schweißten die Deutschen noch mehr zusammen. Der Solidarisierungsdruck erfasste sogar die wenigen noch vorhandenen Regimegegner. Goebbels hat das sofort begriffen und mit der Durchhalte-Parole seiner Leute in den Medien unglaublich verstärkt. Dass manch einer noch nach Stalingrad und Tunis (1942) in die NSDAP eintrat, darf man getrost mit auf Harris und seine Bomber zurückführen. Ich zähle ihn nach wie vor zu den Hauptkriegsverbrechern, wenn ich ihn auch nicht in den Topf der SS-Schergen in den Einsatzgruppen und der

* Er war wohl für die Nationalsozialisten zu alt, oder man hatte ihn mit der undankbaren Funktion eines Schutzwarts geködert, vorausgesetzt, er träte in den NS-Luftschutzbund ein; darüber habe ich aber nie etwas erfahren; so viel ich weiß, hat man ihn aber nicht verfolgt.

SS-Mediziner auf der Rampe in den KZs werfe. Auch beim Massenmord gibt es unterschiedliche Grade an Perfidie. Dass man dem Massenmörder Harris in England später ein Denkmal setzte, ist für mich aber auch heute noch ein völlig unverständlicher Schlag ins Gesicht der Menschenrechte.

Osterrönfeld

In den Tagen nach dem Bombenangriff war die Elbgaustraße schwarz von Menschen, die sich in Richtung Bahnhof bewegten. Vermutlich waren die Bahnhöfe in Hamburg und Altona so sehr getroffen, dass von ihnen kein Zug mehr abfahren konnte. Tausende von Menschen waren, trotz ihres langen Fußweges schwer beladen, dabei aufs Land zu flüchten. Wie selbstverständlich erhielten sie von den nicht-betroffenen Anwohnern Speisen und Getränke. Wahrscheinlich war das auch schon eingeübt. Ich entsinne mich, dass gegenüber der Abbiegung der Bankstraße von der Elbgaustraße neben einem Gemüsehöcker auf einem Feld schon vorher häufig Soldaten aus einer Gulaschkanone ein Eintopfessen, z. B. Erbsensuppe mit Knackwurststeinlage, unentgeltlich verteilten.

Mir selbst war der Bombenangriff auf den Magen geschlagen. Ich habe wochenlang nach dem 27. Juli 1943 nichts gegessen. Immerhin nahm ich Milch in mich auf. Zahnbelagsmängel führten Zahnärzte später auf diese einseitige Kost zurück und erinnerten mich noch lange an diese Zeit.

Meine Mutter musste meinen Patenonkel, den Ex-Molkerei-Besitzer, irgendwie erreicht haben. Jedenfalls holte der mich wenig später bei meiner Mutter ab und fuhr mit mir mit dem Zug nach Osterrönfeld bei Rendsburg, wo er mit der Schwester meiner Mutter und meiner Cousine inzwischen wohnte. Obwohl es Sommer und sehr heiß war, hatte er mehrere Anzüge übereinander an. Er witzelte, so würde er sich die Hitze vom Körper fern halten. Vermutlich nahm er nur die Gelegenheit wahr, sich in einem Hamburger Kaufhaus für alle Zukunft – man konnte ja nicht wissen, ob man so etwas später noch einmal irgendwo bekommen würde – mehrfach einzudecken.

In Elmshorn reichte uns jemand durch das Abteilfenster eine Milch. In Osterrönfeld kamen die Lebensgeister allmählich zurück. Die Brücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal, die sich 40 Meter hoch in Rendsburg in einer engen Schleife unter sich hindurch wand, bestaunte ich von einem Bach aus, der sich parallel zur Auffahrt der Brücke schlängelte und in dem ich mit an-

deren Kindern spielte. Es war jedes Mal ein Schauspiel, wenn ein Zug die Brücke hinaufschnaupte. Als ich auch nach dem Kriege dort manchmal war, warfen Tommies uns Schokolade und andere Süßigkeiten hinunter. So schlimm konnten die Tommies also auch wieder nicht sein.

Manchmal fuhren mein Onkel, meine Tante, meine 4 Jahre ältere Cousine und ich auch mit der Schwebefähre, die unter der Brücke angebracht war, über den Kanal. Fasziniert war ich von der „Kippe“ hinter dem Haus, in dem ich untergebracht war. Das war ein Abhang bzw. eine Art Trauf, von einer Erhebung der Geest hinab zum Haus, den man wunderbar herunterrutschen konnte. Der Abhang bestand aus gelbem „Elbesand“, der oben von einer Grasnarbe abgeschlossen wurde. Ich denke, dort hatte man den Boden geholt, um die Auffahrt zur Brücke zu bauen. Man ließ mich gewähren, obwohl das Herunterrutschen eigentlich verboten war. Offenbar war man froh, dass ich überhaupt an etwas Gefallen fand. Erst als ich wieder in Eidelstedt war, verklärte sich mir die Zeit in Osterrönfeld, eine Zeit ohne Bomben, ohne Straßenkämpfe und ohne gewalttätige Umgebung zu einer Art Paradies.

Russen- und Italiener-Lager

Die Wohnung in der Bankstraße 21 war etwa so groß wie die in Nr. 5, aber die Vermieter, die Hamburg Richtung Polen verlassen hatten, vermutlich weil ihnen das Leben dort sicherer erschien, hatten das größte Zimmer mit ihren Möbeln voll gestellt, so dass es für uns ausfiel. Außerdem war das Zimmer, in dem wir spielten nur halb so groß, und der Nachbar, an den es grenzte, beschwerte sich ständig über den Lärm, den wir angeblich machten.

Zum Wiesenweg hin pachteten wir einen großen Garten, in dem wir alles Mögliche anbauten, vor allem Kartoffeln und Gemüse. Es war unser zweiter Garten. Der andere war kleiner und lag in einem nach außen hin abgeschlossenen Schrebergarten-Gelände jenseits der Eisenbahner-Sportplätze. Dort hatten wir auch Obst und Beeren. Ich weiß noch wie ein Birnbaum, den mein Vater gepflanzt hatte, eine erste, aber einzige große Birne trug. Vater sagte noch: „Morgen ernten wir die Birne.“ Aber am nächsten Morgen war sie nicht mehr da. Offensichtlich geklaut. Mein Vater reagierte, wie es sein Vater mit einem Kirschbaum aus ähnlichem Anlass auch schon gemacht hatte: Er hackte den Birnbaum ab. Verstanden habe ich das nicht. Der Baum war doch nicht schuld. Pflanzen unterscheidet ich auch heute noch nicht kategorisch von anderen Lebewesen. Wir können nicht anders, als uns von ihnen ernähren. Aber gibt uns

dieser Umstand das Recht, sie auch da ums Leben zu bringen, wo niemand etwas davon hat, aus lauter Willkür, Zorn oder Mordlust?

Hinter unserem zweiten Garten am Wiesenweg auf einem der beiden Eisenbahner-Sportplätze hatte man zunächst Lager für „Russen“ errichtet. Männer und Frauen, auch viele Alte und Kinder waren da untergebracht. Bewacht wurden sie von einem Ley-Haus* aus von Russland-deutschen. Dieses Haus lag in der Ecke des anderen Sportplatzes (etwa 1 Meter höher gelegen). Die „Russen“ arbeiteten nicht, durften es anscheinend auch nicht; denn es zeigte sich, dass sie es nur allzu gern getan hätten. Sie schnitzten aus den Zweigen der Pappeln, die die Sportplätze umrandeten, kleine Windmühlen, die sie uns Kindern anboten gegen Stoff-Taschentücher, auf die sie eigentümlicherweise scharf waren. Ich weiß noch, wie ich für ein Taschentuch, das ich heimlich entwendete, eine solche Windmühle erstand. Meine Mutter kam aber dahinter, schlug mich wegen des Taschentuchs und machte ein Riesentheater. Ich habe dann nur noch einmal 5 Mark unterschlagen, was meine Mutter natürlich auch gleich merkte. Da wusste ich ein für alle Mal: Hier ist eine Grenze, die ich nicht übertreten darf, und ich habe sie auch nie wieder übertreten. Das schloss leider nicht aus, dass ich unglaublich häufig in Verdacht geriet, wenn irgendein Diebstahl zu beklagen war, sogar noch in meinem jetzigen Beruf.

Die Russen stellten sich später als Ukrainer heraus. Mein Vater, der während seiner Tätigkeit als Schweißer in Kiew ein wenig ukrainisch gelernt hatte, sprach einmal einen älteren Ukrainer an. Der hatte beobachtet, wie wir uns im Garten mühten, und bot meinem Vater an, für uns den Garten umzugraben. Dafür saß er dann mit uns am Mittagstisch. Da er aber kein Wort deutsch verstand, lief das Gespräch nur über meinen Vater. Der sagte aber mehrere Male zweifelt: „Ich verstehe ihn nicht. Ich weiß nicht, was er meint.“ Da mein Vater nur im Urlaub da war, konnte der alte Ukrainer auch nur in dieser Zeit für uns arbeiten. Dann aber leistete er in kurzer Frist ein Mehrfaches von dem, was wir leisteten. Das einzige Negative, das ich in Erinnerung hatte, war, dass er entsetzlich nach Lysol stank. Dieses Lysol wurde angeblich zur Tilgung der Läuse in die Duschvorrichtungen eingegeben.

Offenbar auf Einwirken des Nachbarn, der sich immer über unseren angeblichen Lärm beschwerte, und als Polizist natürlich für uns eine Autorität war, sei es dass mein Vater von einer entsprechenden Bestimmung nicht wusste, sei es, dass der Polizist sie erfand, um wenig-

* Benannt nach Robert Ley (1890 – 1945), Reichsorganisationsleiter und Leiter der >Deutschen Arbeitsfront<. Das Ley-Haus war eine einfache kleine Holzbaracke mit schrägem Dach.

tens einige Stunden am Tag uns an den Garten zu binden und ihn damit von dem angeblichen Lärm zu befreien, jedenfalls kam der alte Ukrainer nie wieder.

Als bald wurde neben dem Ukrainer-Lager ein Italiener-Lager errichtet. Die Italiener waren offenkundig eine Elite-Einheit. Wir kriegten heraus, dass sie außerhalb ihrer Baracke, aber innerhalb des hohen Zauns, den sie nicht übersteigen durften, in der Dämmerung immer zirkusreife Vorführungen machten, die wir vom Wiesenweg aus verfolgten. Sie erwarteten aber keine Taschentücher, sondern Brot und anderes Essbares. Offensichtlich waren sie auf Hungerration gesetzt. Einer der Italiener schaffte auch mehrmals nicht die Bocksprünge, vor allem wenn sie über 10 Rücken gehen mussten.

Einmal beobachtete ich von der Bankstraße aus, an die ihr Lager grenzte, wie einige Italiener die Abwässer ihrer eigenen Baracke in einem Blechtopf auffingen, Brennnessel, die auf ihrem Gelände wuchsen, in diese taten und auf einer Holzflamme kochten. Dass sie das dann verzehrten, habe ich wohl nicht mehr mitbekommen. Es fehlen mir da die Bild-Erinnerungen.

Die Entschärfung des Blindgängers

Lange nach dem 27. Juli 1943 sollte der Blindgänger entschärft werden, der in das Eisenbahner-Haus in der Mählstraße eingeschlagen war. Die Bewohner mussten die Häuser im Umkreis von mehreren Kilometern verlassen. Wir kamen in einen Splitterbunker am Elbgau-Bahnhof. Dort lernte ich, was Galgenhumor ist, wenn man sich also angesichts des Verlustes der Wohnung bis hin zum eigenen Leben ziemlich makabre Witze erzählt. Nach ziemlich langer Zeit durften wir zurück in die Wohnung. Wir Kinder gingen sofort zu dem Bombenrichter, in dem der Sprengmeister den Blindgänger entschärft hatte. Bomben hatte ich mir vorher immer länglich mit einer Spitze vorgestellt. So sahen auch die Brand- und Phosphorbomben in dem Garten vor unserer Haustür aus. Diese aber war kugelrund und riesig. Also wohl eine Mine.

Angesichts der Bombenangriffe war an einem geregelten Tagesablauf nicht mehr zu denken. Auch wenn in der Folgezeit fast immer eine Vorwarnung die Bomber ankündigte, der Umstand, dass sie zu jeder Tageszeit kamen oder doch kommen konnten, und manchmal zweimal an einem Tag, machte jede sichere Planung unmöglich. Noch heute ist mein Tagesablauf extrem unregelmäßig. Ich denke, das wurde damals eingeübt. Meine ungewöhnliche Fähigkeit, mich blitzschnell auf neue Situationen einzustellen, führe ich ebenfalls auf diese

Bombenangriffe zurück. Bei aller Planung stets auf das Äußerste gefasst zu sein bzw. immer eine alternative Planung in der Tasche zu haben, ist mir noch heute eine Selbstverständlichkeit.

Das KZ am Friedrichshulder Weg

Dass unser Stadtteil bis zum Kriegsende von diesen Terrorangriffen verschont blieb, obwohl der nahe gelegene Verschiebebahnhof eigentlich doch ein kriegslogisches Ziel ersten Grades hätte sein müssen, hing – wie die Erwachsenen damals mutmaßten – mit der Errichtung eines KZs auf der anderen Seite des Elbgau-Bahnhofs zusammen. Man stellte sich das so vor, dass man es den Tommies gesteckt hatte, dass dort viele Juden untergebracht waren, und dass das zur Schonung unseres Stadtteils zumindest beitrug. Obwohl man uns gewarnt hatte, brachen wir Kinder einmal auf, um uns von diesem KZ einen Eindruck zu verschaffen. Wir bekamen aber nicht viel zu Gesicht: einige Menschen in gestreiftem Anzug, mehr war es jedenfalls nicht, was mir im Gedächtnis blieb. Wachtposten hatten uns auch drohend zu verstehen gegeben, uns schnell zu entfernen.

Gegen Kriegsende – wir waren aber noch nicht in die alte Wohnung zurückgekehrt – tauchten Hunderte dieser gestreiften Männer in einer Riesenkolonne in unserer Bankstraße auf, begleitet von SS-Leuten mit Karabinern, die auf sie drohend gerichtet waren. Die Kolonne bog zwischen unseren Häusern ab, schnurstracks auf unseren Garten zu. Sie hoben hinter dem Knick am Wiesenweg, angefangen an der Dammstraße am Bahnhof einen Panzergraben aus. Die Panzergräben waren etwa 5-10 m breit und gingen in scharfem Winkel in die Tiefe. Ein Panzer, der nichts ahnend durch den Knick am Wiesenweg brach, wäre dort unweigerlich in die Tiefe gestürzt, ohne aus eigener Kraft wieder herauszufinden. Dabei wurde die obere Mutterbodenschicht von dem darunter befindlichen Lehm getrennt. Wir Kinder schauten anfangs zu. Eine wenig ältere Spielkameradin kam mit einem sehr jungen SS-Mann ins Gespräch. Sie fragte ihn, was das denn für Menschen seien. Der SS-Mann antwortete freimütig: Juden, Edeljuden seien das, für die das eine Gnade sei, weil man Juden sonst vergasen würde. Dieser hier z.B. – und er riss einen der Gestreiften, der in seiner Nähe stand, am Arm, ließ seine Peitsche mit voller Wucht auf den Rücken dieses Juden niederprasseln, ihn zu größerer Eile aufrufend – sei ein ziemlich reicher Kaufmann gewesen, der die Menschen ausgebeutet habe. An das Wort „Wucher“ kann ich mich noch erinnern. Meine Mutter, zu der ich ziemlich aufgeregt

heimgelaufen war, gab sich erst gar keine Mühe, mir das Wort „Wucher“ zu erklären. Hinfort war es mir verboten, mich auch nur auf Sichtweite diesen Menschen und ihren Wächtern zu nähern.

Ins Erziehungsheim?

Mein Bruder erschien mir damals immer bildhaft vor Augen, wenn irgendwo von Hass die Rede war. Da ich aber alltäglich mit ihm zu tun hatte, lernte ich auch frühzeitig den Umgang mit Menschen, die etwas gegen mich hatten. Da er – drei Jahre älter als ich – damals jedenfalls noch der Stärkere war und mich das auch bei jeder Gelegenheit spüren ließ, erlebte ich es sehr bald, dass mit Gegenhass und Gegengewalt nichts Gravierendes zu meinen Gunsten auszurichten war. Ich bildete eine Art innerer Mauer gegen ihn und war stets froh, wenn er nicht in meiner Nähe war. Glücklicherweise – so meinte ich jedenfalls damals – orientierte er sich fast ausschließlich an älteren Spielkameraden. Das hatte aber wenigstens einmal auch für mich bedrohliche Rückwirkungen.

Zu den Erfahrungen, die ich in der Kindheit machen musste, gehörte, dass die Zunahme äußerer Gewalt etwa in der Form von Bombardierungen keineswegs zur Ächtung von Gewalt führte. Im Gegenteil: Unter den Spielkameraden kamen Spiele auf, deren Brutalität Zweifel daran aufkommen ließen, dass es sich hier noch um Spiele handelte. Auch ich hatte mir aus einer Astgabel und einem Weckglas-Gummi ein Katapult gebastelt, das ich meisterhaft zu handhaben verstand. Ich weiß aber noch, wie ich mir eine Drossel auf einem Baum zum Ziel nahm, und eigentümlich erleichtert war, als der gegen diese geschleuderte Stein zwischen ihren Beinen durchflog, ohne dass sie sich von der Stelle rührte. Als dann Straßenkämpfe zwischen Jugendlichen der Bankstraße und denen der parallelen Fehrstraße aufkamen, in denen man gezielt mit Katapulten aufeinander schoss, zur Verteidigung auch Höhlen und Gräben baute, habe ich mich daran nicht beteiligt.

Ich erhielt aber Kriegsspielzeug geschenkt, darunter eine PAK, eine Panzer-Abwehr-Kanone, die ich leicht veränderte, so dass man die runden Stiele, die von dem heiß geliebten Eis nach dem Schlecken übrig blieben, in deren Rohre stecken konnte. Diese Stiele konnte ich wie Granaten mit dem PAK abschießen, um zuvor mit einfachen Bauklötzen gebaute Häuser zusammenzuschießen. Man kann sagen: Gewalt durchsetzte damals fast alle Bereiche des Alltags.

Gewalt spielte im Leben meines Bruders dennoch eine größere Rolle als in meinem. Er ließ z.B. keine Balgerei aus und betonte stolz, dass er der Drittstärkste in der Klasse war und die über ihm nur stärker waren, weil sie als Sitzengebliebene eben auch so viel älter waren. Ich selbst hatte in den Schlägereien mit meinem Bruder vor allem gelernt, so etwas zu meiden. Da ich eine schwächliche Statur hatte – „Haut und Knochen“, sagten meine Spielkameraden –, hielt man mich wohl auch anfangs für einen Schwächling.

Einmal brach überraschend ein gleichaltriger Nachbarjunge – Jens hieß er – einen Streit mit mir vom Zaun. Er wurde allgemein als Feigling betrachtet, weil er sich ähnlich wie ich aus den Schlägereien heraushielt. Sein älterer Bruder hatte ihm wohl im Ohr gelegen, dass er seine angebliche „Feigheit“ überwinden müsse. Überall war uns das Nazi-Erziehungsziel „hart wie Kruppstahl“ zu werden, gepredigt worden. Was lag da näher, als sich erst einmal an einem zu probieren, den man bis dahin in ähnlicher Weise verdächtigte, ein Feigling zu sein. Sein Bruder half sogar kräftig nach, damit ich unten zu liegen kam. Dann aber sagte es hörbar „Krach“ und der arme Jens hatte seinen Arm gebrochen.

Daraufhin hieß es immer, wenn jemand mit mir anbändeln wollte:

„Lass dich bloß nicht mit dem ein! Der bricht dir gleich den Arm.“

Erst sehr viel später erfuhren wir, dass dieser Jens an porösen Knochen litt, ihm inzwischen sogar verboten war, sich auf irgendeine Art von Schlagabtausch einzulassen. Den Ruf geheimnisvoller Stärke ausnutzend, kam ich so um viele Scharmützel herum, die sich meine Spielkameraden leisteten. Und auch später ließ ich mir manche Herausforderung lächelnd gefallen, als wenn ich verantwortlicher als andere mit meiner geheimen Kraft umgehen müsste. Und siehe da: Fast immer, wenn ich mich unausweichlich in eine Ecke gezwungen sah – was ich alsbald auch auf Fälle nichtkörperlicher Gewalt übertrug –, sprang meinen Gegnern plötzlich eine unvermutete Härte ins Gesicht, so dass sie meistens schon vor Schreck von mir abließen.

Mein Bruder aber bewunderte die Schlägertypen. In der entfernteren Nachbarschaft lernte er mit seinen 9 Jahren zwei Jungen kennen, der eine drei, der andere sogar sechs Jahre älter als er. Beide stammten aus Familien, die im Viertel als kriminell galten. Zu dritt hatten sie herausgefunden, dass an der Bahn angrenzend an dem höher gelegenen Sportplatz ein Schießstand von einem Rentner bewacht wurde. In einem Moment, als der Schießstand unbewacht schien, brachen sie dort ein und entwendeten zumindest ein Gewehr. Mein Bruder hatte dabei Wache geschoben. Dann sah er den Wächter über den Sportplatz schnurstracks auf den

Schießstand zusteuern. Statt die anderen zu warnen und wegzulaufen, bekam er die Scheiße-
rei und entleerte sich in einen Papierkorb. Der Wächter veranlasste ihn noch, den Papierkorb
anständig zu entsorgen, als er den Schaden am Schießstand und die Gewehrdiebe entdeckte.

An einem der nächsten Tage – es muss Ende 1944 gewesen sein; wir waren jedenfalls schon
in das restaurierte Haus Bankstraße Nr. 5 zurückgekehrt – erschien die Polizei bei meiner
Mutter, klärte sie auf über den Gewehrdiebstahlsversuch ihres ältesten Sohnes und kündigte
ihr an, dass ihre Kinder wohl hinfert in ein Erziehungsheim kommen. Vermutlich weil auch
damals die Mühlen der Behörden langsam mahlten, wurden sowohl mein Bruder als auch ich
von dem Erziehungsheim verschont. Nach Kriegsende war davon nie mehr die Rede. Was das
Erziehungsheim für meine Entwicklung bedeutet hätte, kann ich auch heute nur schwer ein-
schätzen. Sicher ist nur, dass mein Leben völlig anders verlaufen wäre. Die Rolle des selbst-
bewussten Außenseiters, die ich gerade dabei war, mir anzueignen, hätte ich da wohl auf kei-
nen Fall durchstehen können.

Das Guckloch

An der Bankstraße schräg gegenüber dem Italiener-Lager – von unserer Wohnung aus gese-
hen – hinter dem Bombentrichter, in dem der Blindgänger entschärft worden war, und wo
später eine Kapelle gebaut wurde, gab es einige flache Gebäude im Blockhaus-Stil. Der vor-
dere, zur Straße hin gelegene Teil, war ohne Dach und hatte in der Höhe unserer Kinderaugen
– wie zufällig – ein ziemlich großes Guckloch, so dass wir in das Innere hineinsehen konnten.

„Da ist ein nackter Mann!“ schrie eines Tages einer meiner Spielkameraden. Rasch herbeige-
eilt, vergewisserten wir uns einer nach dem anderen, dass da tatsächlich mit dem Rücken zu
uns auf einem ziemlich langen Balken ein dünner nackter Mann saß. Offenbar war das ein
Scheißhaus. Hinter dem Mann stand ein Mann in Soldatenkleidung mit Gewehr. Vielleicht
hatte sich der Mann wegen unseres Geschreis hinter ihm beschwert. Plötzlich stieß der Soldat
ihn mit dem Gewehr vor die Brust. Ich war gerade am Guckloch, sprang vor Schreck auf und
lief, so schnell ich konnte, zusammen mit den anderen weg. Was aus dem Mann wurde, habe
ich nie erfahren, auch nicht wer der Soldat war, nicht einmal um welche Art von Gefängnis es
sich handelte. Inzwischen wagte ich die Erwachsenen auch nicht mehr zu fragen. Direkte Fra-
gen brachten ohnehin selten befriedigende Antworten. Meine Neugier war inzwischen so

maßlos, dass sie mit Sprache allein offenbar nicht mehr zu stillen war. Häufig genug verhüllte sie auch gerade das, was ich wissen wollte.

Nachbarn

Die Häuser, zu denen auch die Nr. 21 und die Nr. 5 der Bankstraße zu rechnen waren, gehörten einer Eigentümergesellschaft (Heimstätten AG oder so), die alsbald daran ging, die Nr. 5 wieder aufzubauen. Schon 1944 konnten wir wieder in die alte Wohnung zurück. Noch nach dem Kriege waren manche Schäden nicht repariert. Lange Zeit hing z.B. die Dachrinne zum Hof hin in einem Bogen schräg herunter. Das war aber auch uns nicht wichtig.

In der Bankstraße Nr. 13 wohnten einige ältere Kinder. Die hatten mehrere Kasperle-Stücke eingeübt und führten sie bei gutem Wetter im Freien sehr gekonnt auf. Die Bühne, die sie dazu verwendeten, dürften schon ihre Eltern für ähnliche Aufführungen eingesetzt haben. Nach dem Kriege war diese kreative Familie übrigens spurlos verschwunden. (s. Abbildung)

Die Nachbarn (unmittelbar nebenan) in Nr. 5 waren eine Inspektoren-Familie. Die Tochter dieser Nachbarn hatte einen offenen Rücken. Das war seinerzeit nicht heilbar. Wenn wir bei Bombenangriffen in den Luftschutzkeller flüchteten, bekamen wir auch diese Tochter zu Gesicht, die wegen ihrer Behinderung nicht mit uns spielte.



Das Kaspertheater mit Zuschauern (ich in vorderster Reihe zweiter von rechts) vor unserem kurz zuvor notdürftig reparierten Haus (unten unter den auf dem Balkon zuschauenden Götschs unsere Wohnung)

In Erwartung eines Bombenangriffs saßen wir eines Tages wieder einmal im Luftschutzkeller. Plötzlich verbreitete sich ein „bestialischer“ Gestank. Als bald hatte man die kleine Nachbarstochter als Ursache ausgemacht. Die Mutter wechselte in aller Ruhe die Windeln. Einige andere Nachbarn aber meinten, so etwas könne man im Keller auch in einem Nebenraum erledigen. Da wurde die Mutter zur Furie. Es gab einen Riesenkrach.

Von da ab war das ganze Haus gegen diese Nachbarin. Auszubaden hatte das aber vor allem meine Mutter, über die sie im Gespräch mit einer Frau aus dem Haus gegenüber unterhalb der Fenster unserer Wohnung, also für uns hörbar, unglaubliche Lügen verbreitete. Meine Mutter zitterte, wenn man im Haus auf die Nachbarin zu sprechen kam. Das übertrug sich auch auf mich. Meine Gefühle waren ähnlich wie damals, auf dem Altonaer Bahnhof, als ein Arbeiter davon erzählte, dass in der Bankstraße Bomben gefallen waren.

Heute kann ich mir das Verhalten dieser Nachbarin einigermaßen zusammenreimen. Die Gesellschaft im 3. Reich war – auch wo sie nicht gerade pronazistisch war – tendenziell behindertenfeindlich. Ich denke, in unserem Haus traf das auf niemanden zu. Immerhin aber entsinne ich mich an folgenden Fall aus der weiteren Umgebung.

Ein Arbeitskollege meines Vaters, der nicht weit von uns in der Eisenbahnersiedlung wohnte, hatte eine mir durchaus bekannte Tochter, die im Rollstuhl transportiert werden musste. Eines Tages war sie verschwunden, Es hieß, es seien die Eltern gewesen, die als überzeugte Nationalsozialisten ihre Tochter „weggegeben“ hätten. Das Wort ‚Euthanasie‘ fiel nicht. Aber ich deute das wohl nicht falsch, wenn ich heute denke, dass genau das gemeint war. Die Mutter der Tochter mit dem offenen Rücken fühlte sich vermutlich in eine ausweglose Ecke gedrängt. Dieses Gefühl war durch den Streit mit den Nachbarn im Luftschutzkeller erstmals in Aggression umgeschlagen. Sie konnte sich wohl überhaupt nicht denken und hatte es also auch nicht bemerkt, dass ihre Nachbarn bis dahin eher hilfsbereit auf das Schicksal ihrer Tochter reagierten. Sie setzte anscheinend allein darauf, dass ihr Mann als Inspektor aus der Sicht der anderen Parteien im Haus etwas Besseres war. Ihr Mann aber, der sich in den Streit nicht einmischte, und wie fast alle Männer des Hauses selten gesehen wurde – wenn sie auch nicht so weit weg waren wie mein Vater in der Ukraine – scheint die Situation als nicht ungefährlich für seine Familie eingeschätzt zu haben. Jedenfalls ließ er sich noch vor Kriegsende nach Osnabrück versetzen, wohin ihm die Frau mit der Tochter alsbald folgte. So kehrte der Friede in unser Haus zurück, kurz bevor das gleiche mit der ganzen Welt geschah.

Auch sonst gab es – allerdings deutlich kleinere Probleme – vor allem mit Nachbarskindern. Hans-Jürgen, der zweitälteste Schlachterjunge, der in unserem Hause links oben zusammen mit drei weiteren Jungen einer ziemlich fülligen Mutter aufwuchs, war in meinem Alter und wurde mir immer als Vorbild vorgehalten, weil er beim Essen richtig „reinhauen“ konnte, während ich nach wie vor ein „Suppenkasper“ war, eben „Haut und Knochen“, ohne Appetit und scheinbar auch ohne Kraft. Dieser Nachbarsjunge übte eines Tages Steinwerfen auf Diskusmanier. Das heißt: Er drehte sich erst dreimal im Kreise, bevor er den Stein losließ. Ich schaute ihm zu und warf den Stein ohne Umdrehung dennoch weiter. Wohl aus Versehen und nicht aus Ärger über seinen mangelnden Wurferfolg ließ er dann nach einigen Umdrehungen den Stein vorzeitig los. Der Stein traf mich knapp oberhalb des linken Auges. Blut floss (das Auge blieb aber verschont). Noch heute habe ich an der Stelle eine allerdings kaum sichtbare Narbe.

Es entsprach ganz meiner „Rachewirkungs“-Theorie, von der noch die Rede sein wird, dass eben dieser Hans-Jürgen kurz vor dem nachfolgenden Jahreswechsel ebenfalls mit dem linken Auge einen Unfall hatte. Er hatte irgendwoher einfache Knaller aufgetrieben. Wir fanden heraus, dass diese Knaller deutlich lauter knallten, wenn wir sie angezündet in ein schmales Eisenrohr einwarfen, das wir senkrecht in die Erde gestoßen hatten. Außerdem war der Feuerfunken, der dann aus dem Rohr herausschoss, viel eindrucksvoller.

Aber natürlich wollte einmal ein Knaller scheinbar überhaupt nicht explodieren. Hans-Jürgen schaute nach dem Rechten und also von oben in das Eisenrohr, als dann plötzlich der Knaller losging. Glücklicherweise konnte der Augenarzt das Auge retten. Hans-Jürgens (füllige) Mutter erzählte anschließend erleichtert, und auch irgendwie geschmeichelt, wie der Arzt sie begrüßt hatte: „Dunners Fro, hebbten se för Titten.“

Sie war – wie meine Mutter sagte – eine „Lebedame“, von Grund her ehrlich, aber „himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt“. Sie ließ offenbar kein Fest aus, sogar als ihr Mann an der Westfront war. Als dann aber die Nachricht kam, dass ihr Mann in den letzten Kriegstagen gefallen war, erklang tagelang im ganzen Haus ihr Klagegeschrei. Später nahm sie sich sogar das Leben.

Verwandte

Von den Verwandten mütterlicherseits war schon die Rede. Meine Mutter stammte aus einer nordfriesischen Bauernfamilie. Ihr Vater starb, als sie zehn war. Ihre Mutter verkaufte den Bauernhof. Die Entwertung des Erlöses hatte in der Inflation Anfang der 20er Jahre die Familie bettelarm gemacht. Meine Mutter musste früh in fremden Haushalten arbeiten. Dabei kam sie auch nach Apenrade in Dänemark. Da scheint sie auch einen dänischen Dichter kennen gelernt zu haben, von dem sie später viel erzählte. Ellegard hieß er. Seinen Nachnamen habe ich nie erfahren. Ich selbst habe keine Erinnerung an ihn. Er schenkte meiner Mutter aber eine schmale >Geschichte der deutschen Literatur<, die später – kaum, dass ich lesen konnte – Opfer meiner Neugier und also bald ziemlich zerlesen war.

Ähnliches geschah mit einem Atlas, der aus der Familie meines Vaters stammte. Mein Vater hatte mir nur einmal Hamburg, Niebüll (den Heimatort meiner Mutter), Berlin (wo mein Lieblings-Onkel Karl, der Bruder meines Vaters, wohnte) und Chemnitz (wohin mein Bruder mit der >Kinderlandverschickung< gekommen war) gezeigt und allmählich eroberte ich mir die Welt. Mit acht Jahren war ich in Topographie kaum noch zu übertreffen. Mag aber sein, dass ich damals auch auf die Frage hereingefallen wäre, die ich in der Abitursklasse später meinem Geographie-Lehrer, der zugleich Direktor des Gymnasiums war, ziemlich hinterhältig stellte: wo denn die Langerhanschen Inseln lägen, und die dieser ahnungslos im Bismarck-Archipel verortete. Wir hatten das damals gerade gelernt, als der menschliche Körper und speziell die Bauchspeicheldrüse und die Magen-Darm-Funktionen Gegenstand des Biologie-Unterrichts gewesen waren.

Väterlicherseits stammten wir aus der Nordheide. Mein Großvater war als Waise in Stelle bei Winsen an der Luhe groß geworden und heiratete in die ziemlich fruchtbare Familie der Lühmanns ein. Immer wenn wir zu Besuch waren, gab er Kostproben seiner offenkundigen Erzählbegabung. Er erzählte aber immer nur Geschichten aus seinem Leben. Die konnten wir Enkel uns nicht häufig genug anhören.

Eine dieser Standard-Geschichten war, wie er zum christlichen Glauben gefunden hatte. Er hatte sich lange Zeit neben seiner Gärtnerei im Hause eines vermögenden Weinhändlers als eine Art Wunderheiler betätigt, der sich auf das Besprechen von Gürtelrosen spezialisiert hatte. „Teufelszeug!“ war nun sein gnadenloses Urteil. Und er erzählte dann, wie er davon los kam. Auf dem Heimweg hatte ihn an einem Wintertag ein Unwetter mit Schneesturm und

Gewitter überrascht. Er hatte seinen Schirm aufgespannt, um sich des dichten Schnees zu erwehren. Da begann es zwischen den Speichen des Schirms plötzlich zu funken. Vor Schreck warf mein Großvater den Schirm in den Wind, als unmittelbar neben ihm mit furchtbarem Donner ein Blitz explodierte. Als dann am folgenden Sonntag der Pastor auf der Kanzel die Geschichte mit Moses und dem brennenden Busch behandelte, war er überzeugt, dass Gott in diesem Schneegewitter auch mit ihm gesprochen hatte. Auch später konnten ihn keine „natürlichen“ Erklärungen von dieser Überzeugung abbringen.

Der Glaube meines Großvaters hatte allerdings ziemlich pharisäische Züge. Keines seiner sechs Kinder ist ihm in diesem Glauben gefolgt. Das lag sicher auch an seiner patriarchalischen Dominanz. Aber das bringt mich zu weit ab von dem, was ich erzählen will.

Die Familie der Lühmanns, in die er einheiratete, hatte zwei vorherrschende Eigenschaften: die schier grenzenlose Gutmütigkeit und die unglaubliche Varianz im Höhenwachstum. Es war durchaus keine Seltenheit, erreichte aber bei meinem Onkel Hermann, einem Bruder meines Vaters, ein Extrem: Er selbst war 1,56 Meter klein, sein Sohn, mein Cousin also, war der größte weit und breit in der Verwandtschaft, ich denke weit über 1,90 Meter. Wenn man den beiden auf der Straße nebeneinander begegnete und wusste, dass sie Vater und Sohn waren, war die Erheiterung meistens nicht zu unterdrücken.

Die Gutmütigkeit führte bei den Lühmanns fast durchgehend dazu, dass man sich einen dominanteren Partner suchte. Nur die Tante Martha, die ihren Partner um einiges überragte, war eine Ausnahme. Sie dominierte vornehmlich durch Klatsch, den sie im Dorf verbreitete. Sie hatte drei Töchter. Bevor ihre zweite Tochter einen Pfälzer heiratete, versuchte sie das mit allen Mitteln, aber vergeblich zu verhindern. Der angeheiratete Oskar war ein Sonderling, in sich verschlossen, der erst aus sich herausging, wenn er betrunken war und sich dann zu einer Art „Gesellschaftslöwe“ entwickelte. Er war als Pfälzer nicht einfach nur ein Fußballfan wie die meisten von uns, sondern speziell des 1. FC Kaiserslautern. Das wusste man auch im Trommler- und Pfeiffer-Verein, in dem er tätig war. Als dann Mitte der 50er Jahre der 1. FCK im Endspiel um die Deutsche Meisterschaft gegen den niedersächsischen Meister Hannover 96 haushoch mit 1:5 verlor, war er „natürlich“ Opfer des allgemeinen Gespöchts. Oskar aber hatte das wohl ernster genommen, als dieser Verein das sicher meinte. Hinzukam vermutlich ein Streit mit seiner Frau, meiner Cousine. Jedenfalls fand letztere ihn am Morgen drauf im Bad von der Duschkabine erdrosselt vor. Ob er wirklich nur unglücklich ausgerutscht war, wie es aus der Familie hieß, wurde im Dorf sehr bezweifelt.

Oskars Schwiegermutter, meine Tante Martha, nahm sich diese Geschichte anscheinend sehr zu Herzen. Wenige Tage später – sie hatte ihrer Tochter sofort bei der insbesondere bei unvorhergesehenem Tod massiv anfallenden „Geschäfte“ der Hinterbliebenen geholfen – ging sie dort nur eben einmal die zwei Stufen in den Garten hinab, strauchelte und brach sich ein Bein. Das wurde im Krankenhaus geschient. Eine Woche später kriegte sie eine Thrombose und in deren Folge eine Embolie und starb. „Wes tapfer!“ sollen ihre letzten an ihren Mann gerichteten Worte gewesen sein.

Auch sonst war die Geschichte meiner Familie gekennzeichnet durch allerlei Skurrilitäten. Die ältesten der fünf Geschwister meines Vaters, Onkel Wilhelm und Tante Mariechen heirateten am gleichen Tag zwei Geschwister, deren Dominanz sich auch noch mit extremem Egozentrismus gepaart hatte. Tante Frieda zum Beispiel, die Frau Onkel Wilhelms, war bekannt dafür, dass sie, auch nachdem in den 50er Jahren ihre Gärtnerei nicht zuletzt durch die teuren Kränze bei Begräbnissen einen nicht unbedeutenden Reichtum abgeworfen hatte, bei ihren Verwandten und Bekannten jammernd betteln ging. Ich selbst war Zeuge, als sie einmal meine Großmutter um einige Gläser gerade eingemachter Bohnen anging und das einleitete mit den Worten:

„Oh wie geht ons dat doch schlecht. Et will ok überhaupt kehn Minsch mehr starben.“

Ihr Mann, mein Onkel Wilhelm, war ein eigentümlich gebrochener Mann. Erst nachdem er 78jährig starb, erfuhren wir, warum. Im Gegensatz zu meinem Vater hatte er sich im 3. Reich von der Kriegsbegeisterung seines ältesten Sohnes hinreißen lassen. Letzterer war bei der Waffen-SS. Bevor dieser aber an der Ostfront fiel, hatte auch Onkel Wilhelm bei der SS angefragt, ob man für ihn eine Verwendung hätte. Die konnten auch Gärtner gebrauchen und zwar im KZ Neuengamme. Es ist bekannt, dass in den KZs Menschenversuche mit Kräutergiften gemacht wurden. Inwiefern mein Onkel darin verwickelt war, ließ sich bis heute nicht ermitteln.

Die Schule

Das war im Herbst 1943, also nach „Gomorrha“, ein völlig neuer Lebensraum. Wenn mir vorher nach Spielen zumute war, ging ich einfach auf den Hof und war sicher, da vier oder fünf, manchmal zehn oder mehr Spielkameraden zu finden, die mich sofort in ihr jeweiliges Spiel, meistens Fußball, einbanden. Am ersten Schultag aber war ich plötzlich mit Hunderten

von Gleichaltrigen konfrontiert. Als wir dann in Klassen eingeteilt wurden – ich kam mit nicht ganz 60 anderen gleich in die Klasse 1a –, war mir da nicht ein einziger jemals zuvor begegnet. Meine Mutter hatte mich wohl zur Schule begleitet und mich mit Schulranzen und einer Schultüte ausgerüstet, ging aber in der Menge der Eltern völlig unter. Ich war so sehr mit der Bewältigung dieser neuen Situation beschäftigt, dass ich nicht ein einziges Wort behielt von dem, was da sicher in Hülle und Fülle fiel. Ich kann mich auch heute nur daran erinnern, wie meine Mutter mich, nachdem wir wieder nach Hause gekommen waren, auf der Hinterseite des Hauses Nr. 21, in dem wir nach ‚Gomorra‘ Unterschlupf gefunden hatten, unter dem Balkon aufstellte, um ein Foto von mir zu machen. Eigentlich aber erinnere ich mich auch nur daran wegen des Fotos. Dieses nahm nämlich genau den Moment auf, als mein Bruder vom Balkon herab ein Gefäß mit Wasser über mich entleert hatte.



Sechsjähriger nach der Einschulung brüderlich begossen

Die meisten Kinderfotos von mir zeigen ein zerknirschtes Gesicht. Insofern war das nichts Besonderes. Hier war aber eine Zurechtweisung meiner Mutter vorausgegangen, weil mein Bruder wohl schon zuvor eine ähnliche Attacke gegen mich gestartet und ich heftig dagegen protestiert hatte, dass ich unter diesem Balkon fotografiert werden sollte. Ich fand es ungerecht, dass mein Bruder ungeschoren davon kam, und meine Mutter auch, als sie den Beweis in Gestalt des Fotos in Händen hielt, über sein Verhalten kein Wort verlor. Es war weniger das Wasser oder das Feixen meines Bruders, das mein Gesicht zerknirschte, als die Ungerechtigkeit, dass ich als Opfer auch noch dafür zurechtgewiesen wurde.

Ich weiß bis heute nicht, wie ich über die Häufung solcher Ungerechtigkeitserlebnisse nicht zum Gerechtigkeitsfanatiker wurde. Da ich als Jüngster ja keine Gelegenheit hatte, meinen

Zorn an anderen abzureagieren, baute ich allmählich eine innere Mauer gegenüber solchen „Tätern“ wie meinem Bruder auf. Bei anderen als meinem Bruder registrierte ich dann mit einiger Genugtuung, wenn etwas, das mit mir gar nicht zu tun hatte, diese Täter, die mir in der Vergangenheit einen Schaden zugefügt hatten, in irgendein weitaus schlimmeres Unglück stürzten, und war alsbald sicher, dass das immer so sein werde. Heute im Rückblick könnte ich, der ich wirklich ein „Sonntagskind“ war und alles in allem sehr viel Glück hatte, das ja feixend bestätigen, wenn ich nicht wüsste, wie sehr diese „Lebenserfahrung“ das Resultat meiner wuchernden Einbildungskraft war. Aber meinen Bruder hatte ich von solchen Rachewirkungen eigentümlich ausgenommen. Hier blieb es bei der „Mauer“.

Bevor mein Bruder 1944 auf die Oberschule kam, gab es ein Sportfest. Als danach die ganze Schule auf dem Schulhof – jede Klasse in Reih und Glied – zur Siegerehrung antreten musste, beschlich aber auch mich ein eigentümliches Gefühl des Stolzes, als ausgerechnet mein Bruder zum besten Sportler der Schule erklärt wurde. Das Feld, in das man den Schlagball – einen faustgroßen Ball aus Leder – werfen musste, war 60 Meter lang. Dahinter stand eine Baumreihe. Die Würfe meines Bruders landeten als einzige regelmäßig in deren Baumkronen. Das dadurch entstandene Messproblem hatte man wohl deutlich zugunsten meines Bruders gelöst. Vermutlich gab auch dieser Sieg den Ausschlag dafür, dass mein Bruder auf die Oberschule kam. Denn seine Leistungen waren in der Volksschule ansonsten keineswegs berühmt.

Der „Dieb und Mörder“

Unsere Lehrerin – eine Frau Sintenis – war streng, aber didaktisch hervorragend geschult. Sie ging Schritt für Schritt vor und also hatte ich kein Problem zu folgen. Ich brachte nur Einsen und Zweien nach Hause. Eines Tages bekam ich in „Schrift“ eine 3. Ich hatte nicht anders geschrieben als sonst. Das war also eine Ungerechtigkeit. Vermutlich hatte sich die Lehrerin nichts dabei gedacht. Ich „bestrafte“ sie aber dafür auf meine Art: die Eltern hatten die Noten unter den schriftlichen Arbeiten regelmäßig zu unterschreiben. In diesem Fall entschloss ich mich, diese Unterschrift selbst vorzunehmen. Ich schaute mir die Unterschriften meiner Mutter an und schritt zur Tat. Ich setzte aber den Federhalter wohl zu kräftig an. So entstand ein großer Klecks. Kann ja mal passieren, dachte ich und machte einen zweiten Versuch. Auch nicht sehr ähnlich, erkannte ich. Der dritte Versuch zeitigte auch keine besseren Ergebnisse.

Desgleichen der vierte. Da gab ich es auf und lieferte das Heft mit einem ziemlich mulmigen Gefühl ab.

Als ich das Heft zurückbekam, stand da in der Schönschrift meiner Lehrerin: „Ich bitte um Rücksprache mit der Mutter.“ Das hatte nichts Gutes zu bedeuten und also bekam meine Mutter dieses Heft vorerst nicht mehr zu Gesicht. Die folgenden Klassenarbeiten wurden in das gleiche Heft eingetragen. Die Noten waren weiterhin 1 und 2. Trotzdem erhielten sie nicht die Unterschrift meiner Mutter.

Ich erinnere mich nicht an etwas, was ich heute am Unterricht meiner Lehrerin als faschistisch bezeichnen würde. Ausgenommen den Tag, als am 20. April 1944, „Führers Geburtstag“, plötzlich der ganze Klassenraum mit Hakenkreuzfahnen geschmückt war. Das taten andere Lehrer nicht. Sie war also wohl eine überzeugte Nationalsozialistin. Das wirkte aber auf mich schon damals wie ein Bruch. Das hatte mit dem üblichen Unterricht nichts zu tun.

Dann beging die Lehrerin – für sie ungewöhnlich – einen didaktischen Fehler. Sie gab uns die Aufgabe, aus von ihr diktierten Wörtern Sätze zu bilden. Sie hatte aber nicht erklärt, was ein Satz ist. Das wurde von mir gnadenlos registriert und prompt „bestraft“. Ich schrieb nur die Wörter ab, die sie uns diktiert hatte. Klar, dass auch diese Bestrafung auf eine Selbstbestrafung hinauslief. Diesmal stand unter der Arbeit ein mehr als einseitiger Text in roter Tinte. Wieder erfuhr meine ahnungslose Mutter vorerst nichts. Da dachte sich die Lehrerin etwas aus, was vor allem ein Klassenkamerad auszubaden hatte. Dieser wurde nämlich beauftragt, mein Heft bei meiner Mutter abzuliefern.

Mit meinen inzwischen sieben Jahren erwog ich zum ersten Mal wegzulaufen, irgendwohin, kehrte dann doch spät abends ermüdet nach Hause zurück. Meine Mutter sagte keinen Ton. Während ich sonst wegen weniger heftiger Vergehen durchaus auch mit Prügel traktiert werden konnte, geschah dieses Mal nichts. Das verstärkte aber nur mein mulmiges Gefühl. Ich erinnerte mich an die Situation auf dem Altonaer Bahnhof, als meine Mutter von einem Arbeiter erfahren hatte, dass da, wo wir wohnten, Bomben gefallen waren, sogar an die Nacht, als tatsächlich Bomben auf unser Haus niederprasselten und ich einen Monat nichts anderes zu mir nahm als Milch. Es war jedenfalls mehr als Liebesentzug.

Irgendwie renkte sich aber alles wieder einigermaßen ein. Meine Mutter sprach wieder mit mir. Auch der Unterricht in der Schule verlief wie gewohnt. Erst zehn Jahre später erzählte mir meine Mutter, was die Lehrerin ihr gesagt hatte: Sie würde da ja wohl einen zukünftigen Dieb und Mörder heranzüchten. Sie bestätigte mir damit, was ich inzwischen auch nach ei-

nem Schulwechsel schwarz oder besser blau auf weiß, aus einem dicken Briefumschlag wusste, den mir der Direktor der alten Schule für den Direktor der neuen mitgegeben hatte. In diesem Briefumschlag fand sich nämlich ein mehr als zehnsseitiges Gutachten der Sintenis über mich mit gleicher Prognose.

Meine Mutter tat wohl gut daran, mir das nicht sofort zu erzählen. Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich mit einer derartigen Zukunftserwartung aufgewachsen wäre.

Glücklicherweise kam dann das Kriegsende. Während die Erwachsenen sich wie in Erwartung einer Strafe bedeckt hielten, waren die Tage nach dem 8. Mai 1945 insbesondere für mich eine richtige Erlösung. Auch die letzte Beklemmung verflog im Nu, als die Schule wieder begann und nicht die Frau Sintenis vor uns stand, sondern eine blutjunge, ausgesprochen hübsche Lehrerin, in die ich mich sofort verliebte. Leider aber war diese nur kurz unsere Lehrerin. Es hieß, sie hätte ein Verhältnis mit dem Rektor der Schule gehabt, und als das aufflog, die Schule verlassen müssen. Ich sah sie nie wieder. Frau Sintenis begegnete mir aber noch einmal in der S-Bahn, als ich schon studierte. Sie erkannte mich sofort, erschrak und entschwand in Eile. Ich hatte aber auch kein Interesse, Sie zur Rede zu stellen. Es war inzwischen unwichtig geworden.

Teil II

Die „Schwarzmarktzeit“

Deutschland wurde nach der Besetzung durch die Alliierten in vier Zonen geteilt. Hamburg gehörte zur britischen Zone. Zunächst war die Mobilität stark eingeschränkt. Unmöglich für meinen Vater, auch nur über die Elbe zu meinen Großeltern in die Nordheide zu kommen. Später konnte man an Stellen, die nur mit dem Fahrrad zu erreichen waren, mit einer Fähre über die Elbe setzen. Dann stand aber am Zugang zur Elbe ein britischer Soldat, dessen Plazet nur zu erreichen war, wenn man ihm seine Armband- oder Taschenuhr überließ. Dafür „übersah“ dieser dann ganze Säcke mit Kohlen oder Kartoffeln.

Die Kohlen stammten von dem Verschiebebahnhof, in dessen Nähe wir wohnten. Dort hatte mein Vater sie von haltenden Güterwaggons geholt, eine Art halblegaler Diebstahl, der mehr oder weniger von der Polizei geduldet wurde, und der für die Bevölkerung die Grundlage war für Möglichkeiten, zum Beispiel Kartoffeln auf dem Lande einzutauschen oder auf dem Schwarzmarkt zum Beispiel Töpfe zu erstehen. Denn das Geld war nicht viel wert. Es eignete sich im Wesentlichen nur dazu, das wenige zu kaufen, was einem auf Lebensmittelkarten von den Behörden zugeteilt war. Und das waren nur Grundnahrungsmittel wie Brot, Milch, Butter, Mehl, Zucker etc. in ziemlich geringer Menge.

Mein Vater kam durch seinen Beruf als Eisenbahner unentgeltlich ziemlich weit herum, alsbald in ganz Nordwestdeutschland. Da betrieb er nebenher einen kleinen Tauschhandel. „Hamstern“ nannten wir das. Grundlage war aber das, was auf dem Verschiebebahnhof gerade aufzufinden war. Das waren nicht nur Kohlen. Einmal gab es einen Waggon mit Margarine. Meine Mutter verfügte aus der Zeit vor dem Kriege über sehr viele Weckgläser. In diese füllte sie die Margarine. Auf diese kam ein Miniwattebausch. Der wurde angezündet, und das Glas sofort geschlossen. Wir haben jahrelang von dieser Margarine gelebt.

Ein anderes Mal kam mein Vater mit einem Riesenballen Leder an. Der Freund, der meinem Vater die Stelle bei der Bahn verschafft hatte, war wegen seiner SA-Zugehörigkeit arbeitslos. Mein Vater, der nicht in der NSDAP war, hatte ihm zwar einen „Persilschein“, das heißt eine Bescheinigung über sein Wohlverhalten im 3. Reich ausgestellt, aber es dauerte trotzdem noch einige Zeit, bis er wieder bei der Bahn anfangen konnte. Dieser Freund war gelernter

Schuhmacher und machte uns und natürlich auch seiner Familie und anderen, die wir kannten, aus dem Leder Schuhe. Das war gar nicht so einfach, weil es keine Nägel gab, die Sohlen zusammenzuhalten. Da schnitzte dieser Freund aus Holz kleine Zwecke, wie sie vermutlich schon Hans Sachs und Jakob Böhme benutzten. Für uns Fußballkicker hatten diese Schuhe nur einen Haken. Schon nach wenigen Kicks klafften vorne riesige Mäuler. Zwar folgten bald Verbote, mit diesen Schuhen Fußball zu spielen. Eine Zeit lang spielten wir auch barfuß. Aber im Winter war das natürlich vergessen und dann ging das Theater von vorn los. Denn Fußball war nun einmal das interessanteste der Spiele, die wir kannten.

Der Gerichtsvollzieher

Über uns wohnte ein Gerichtsvollzieher, bisher überkorrekt und untadelig. Er hatte sich nie an den Plünderungen der Güterwaggons beteiligt. Eines Tages kam aber seine Frau zu uns herunter. Die Temperaturen in ihrer Wohnung seien wegen der anhaltenden Kälte so niedrig, dass wegen des fehlenden Heizmaterials damit zu rechnen sei, dass sie in ihrer Wohnung regelrecht erfrieren. Ihr Mann läge bereits mit einer fiebrigen Grippe im Bett. Mein Vater erklärte dem kranken Mann, wo und wie er unter welchen Umständen am günstigsten an Kohlen käme.

Aber ob er sich nun besonders ungeschickt verhielt oder nicht, gleich beim ersten Versuch erwischte ihn die Polizei. Seine Frau drang in heller Aufregung und doch mit vorgehaltener Hand in unsere Wohnung ein. Ihr Mann wolle sich das Leben nehmen. Mein Vater aber konnte „natürlich“ auch einen Polizisten sehr gut und nach einigen Tagen war der Name des Gerichtsvollziehers der gesamten Polizei „völlig unbekannt“. Damit war aber nur ein Teilproblem vom Tisch. Der Gerichtsvollzieher war durch nichts zu einem neuen Anlauf zu bewegen. Wie das Restproblem letztendlich gelöst wurde, weiß ich nicht mehr. Jedenfalls hat die Familie des Gerichtsvollziehers diese Zeit gut überstanden.

Ein Jahrhundertfrost

Der Winter hatte es in sich. Es war wohl der kälteste und über ungewöhnlich lange Zeit härteste Winter, den ich je erlebte. Die Kohlen auf den Güterwaggons waren festgefroren und

mussten mit der Picke, fast wie im Bergwerk gewonnen werden. Polizisten, die bisher wegguckten, konnten aber den dabei entstehenden Lärm unmöglich überhören. Bald blieb uns nichts anderes übrig, als aus Schlackenresten Kohle-Krümel herauszuklauben. Die Schlackenreste gewannen wir aus einem Haufen Asche, der auf dem Verschiebebahnhof vor einem dortigen Haus zwischen den Gleisen, also nicht in den Güterwaggons ausgeschüttet worden war. Eimerweise transportierten wir die Asche – ich denke: völlig legal – nach Hause und bildeten auf dem Küchenboden kleine Häufchen daraus, an deren Fuß dann die Koksreste zur Weiterverwertung zu liegen kamen. Die derart mühsam gewonnene „Ernte“ eines Tages verbrannte im Herd dann im Nu. Glücklicherweise hatten wir aber zuvor in einem Wald am Krupunder See – über eine Stunde entfernt – zusammen mit einigen Nachbarn mit einfachen Äxten einen Riesenbaum gefällt und mit Handsägen in transportierbare Stücke zersägt, verteilt und mit Beilen in kleine Stücke zerhackt, so dass wir nicht zentral auf die Kohle-Krümel angewiesen waren.

Der Sommer zuvor war ein Bilderbuchsommer gewesen. Meine Beine waren mit furunkelartigen Ödemen übersät. Diese zwangen mich den ganzen Sommer barfuß zu gehen. Die Diagnose „Hunger-Ödeme“ kannten wir damals nicht. Da sie nicht schmerzten, haben sie mich auch nur beim Fußballspielen gestört.

Teil III

Die Wirtschaftswunderzeit

Die Währungsreform

1948 – ich war inzwischen elf Jahre alt – kam endlich die Währungsreform. Aus der wertlosen Reichsmark wurde die D-Mark. 40 DM bekam jeder registrierte Bürger als Startgeld, auch die Kinder. Im Nu war die „Schwarzmarktzeit“ – wie nicht nur wir sie nannten – vorbei. In dieser Zeit kam der Schlager „Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien“ auf. Er gab ein Selbstwertgefühl wieder, das schon damals verbreitet war, dass nämlich die vierte Zone, die Sowjetzone nicht mehr zu Deutschland gehörte. Die bis zum Mauerbau 1961 fortschreitende Teilung Deutschlands war also schon früh tief in der Bevölkerung verwurzelt.

Die Nylonstrümpfe

Auch nach der Währungsreform war für uns vieles noch außerhalb finanzieller Reichweite. Gleich nach 1945 hatte es zum Beispiel in Hagenbecks Tierpark, der etwa eine Stunde Fußweg von uns entfernt lag, durchaus Feuerwerke gegeben. Warum man derartiges in einen Tierpark verlegte, wusste schon damals niemand. Die Tiere waren möglicherweise durch die Bombenangriffe in dieser Hinsicht Kummer gewöhnt. Auch sie waren durchaus Opfer geworden. Man erzählte sich auch, dass nach manchem dieser Angriffe Löwen und andere wilde Tiere im umliegenden Gebiet herumstreunten und mühsam wieder eingefangen wurden. Wer diese Feuerwerke durchführte und wer das bezahlte, war auch nicht bekannt. Man munkelte nur, dass ehemalige Munitionsfabriken damit zu tun hätten.

Unter den Spielkameraden sprach es sich herum, dass man recht wirksame Feuerwerkskörper selbst herstellen könne. Dazu brauche man nur Löschblätter, die wir in der Schule umsonst bekamen und Unkraut-Ex. Letzteres benutzte die Eisenbahn, um die Gleise von Pflanzen freizumachen. Ich denke, es war mein Vater, der uns ahnungslos, was unsere Absichten betraf, dieses Unkraut-Ex besorgte. Die Knallfrösche, die daraus entstehen sollten, waren relativ ein-

fach herzustellen. Man tauchte die Löschblätter in das (flüssige) Unkraut-Ex, trocknete sie dann über dem Herd, wickelte sie in Zeitungspapier, wand sie mal rechts, mal links gebogen zu einer Schlange, die man dann mit einem starken Bindfaden fesselte. Diese Knallfrösche hüpften – durch ein Streichholz angezündet – begleitet von einer Kaskade von Knällen lustig umher.

Die Gefahren bei der Herstellung dieser Feuerwerkskörper hatten wir wohl unterschätzt. Der Herd, über dem wir die Löschblätter mit Klammern an einer Wäscheleine trockneten, war ein Feuerherd, der oben von einer Reihe von gusseisernen Ringen geschlossen war. Es konnte aber passieren, dass die Flammen vor allem bei Holzfeuer durch die Ritzen zwischen den Ringen hindurchzüngelten. Vielleicht aber war auch einfach der Hitzegrad über dem Herd zu groß geworden. Jedenfalls entstand plötzlich eine Riesenstichflamme, die allerdings auch sehr schnell wieder erlosch, jedenfalls bevor das Feuer auf irgendetwas anderes überspringen konnte. Die Löschblätter – keiner konnte erklären, warum man sie so nannte – waren im Nu verkohlt. Mein Bruder und ich standen zufällig nicht in der Nähe.

Derartige Ereignisse hielten uns nicht davon ab, weiterhin diese Knallfrösche zu produzieren. Wir haben sie schon vor Sylvester am hellen Tage ausprobiert. In Nr. 13 der Bankstraße wohnte ein alter Herr, der sich regelmäßig von zwei scharfen Hunden durch die Straßen zerrren ließ. Dieser Herr hatte zwei Töchter, die um die zwanzig Jahre alt sein mochten. Wie ihr Vater hatte man sie nie mit irgendjemandem reden sehen. Eines Tages, als wir gerade unsere „Piepmanscher“ – wie wir die Knallfrösche auch nannten – ausprobierten, näherte sich eine dieser Töchter unserem Haus. Von einem Fenster im Treppenhaus über dem Hauseingang aus warf ich einen von meinem Bruder angezündeten Knallfrosch dieser Tochter direkt zwischen die flott voreinander gesetzten Beine, wo er laut knallend bis unter den Rock herumphüpfte. Flugs machte die Dame kehrt und ging auf unseren Hauseingang zu. Ich kapierte sofort, was zu tun ist, ging in unsere Wohnung und über den Balkon auf den Hof. Mein Bruder aber folgte mir nicht, sondern hoffte wohl, sich auf dem Dachboden verstecken zu können. Die Tür zum Dachboden war aber abgeschlossen. Dort erwischt, gestand er ihr die Sache.

Da von meinen Eltern aber niemand zu Hause war, kam die Dame am Abend noch einmal und verlangte in scharfem Tone von meinem Vater, der die Tür geöffnet hatte, unsere Bestrafung und zwölf Mark Entschädigung für die Nylonstrümpfe, die unter unserer Knallfrosch-Attacke gelitten hätten. Wie mein Vater nachher lächelnd schilderte, habe sie dabei ihre Beine bis oben hin entblößt zum Beweis dafür, dass sie wirklich voller Laufmaschen waren. Ich denke zwar auch heute noch, dass die Laufmaschen andere Ursachen hatten als unsere Knalle-

rei. Aber mein Vater hatte die zwölf Mark schon gezahlt und dachte überdies nicht an Bestrafung. Schmunzelnder Kommentar: „Die Beine waren mir die zwölf Mark wert.“

Prügelszenen

Der letzte Klassenlehrer, den ich auf der Volksschule hatte, war ein Herr Meyer, ähnlich streng und didaktisch begabt wie Frau Sintenis, aber mit einem wohl sexuell bedingten Hang zum Prügeln. Ich sehe es noch vor mir, wie mein Klassenkamerad Rademacher, ein Sitzbleiber, der notorisch zu spät kam und dafür Prügel bezog, eines Tages ein Buch zwischen Hintern und Hose eingeklemmt hatte. Herr Meyer bemerkte dies nach dem ersten Schlag und befahl meinem Klassenkameraden, die Hose herunterzulassen. Das hatte aber nicht nur zur Folge, dass das Buch herunterfiel, sondern dass da auch blank und bloß ein nackter Arsch blitzte. Der Lehrer war minutenlang sprachlos und wusste offensichtlich nicht, was er machen sollte. Dann fing er sich, befahl die Hose anzuziehen und setzte die Prügelei fort.

Peinlich für mich war, dass er nahezu alle einmal wegen irgendwelcher Nichtigkeiten verprügelte, mich aber auffällig verschonte. Als er schließlich nach einer Klassenarbeit zwei Anordnungen gab: 1. absolute Stille, kein Wort dürfe fallen und 2. die Arbeiten nach links auf die Bank, mein Banknachbar meine Arbeit aber nach rechts zu sich herübernahm, und ich ihn mit zwei Worten auf den Lapsus aufmerksam machte, konnte Herr Meyer wohl nicht anders, als auch mich einer Prügelprozedur zu unterziehen, gab mir dann aber wieder nur einen auffällig leichten Klaps. Meine Klassenkameraden dachten wohl, dass es dieser Klaps war, aber es war der Zorn über diese Sonderbehandlung, die mir die Tränen in die Augen schießen ließ. Bevorzugungen hasste ich nicht weniger als Benachteiligungen, wen immer es traf, wusste aber bis tief in die Pubertät hinein nicht, was man dagegen tun kann.

Die Aufnahmeprüfung

Mein Bruder war noch allein auf Vorschlag seines Lehrers auf die Oberschule gekommen. Der Lehrer hatte meinen Vater gefragt. Mein Vater war hochbegabt und hatte viel gelesen. Als Sohn eines ungelerten, als Waise aufgewachsenen Gärtners, den ein Weingroßhändler angestellt hatte, hatte er mit ansehen müssen, wie viele Klassenkameraden, die sogar manch-

mal an der Grenze zur Dummheit anzusiedeln waren, nur deswegen auf eine höhere Schule kamen, weil ihre Eltern reich oder adlig waren. Vor 1933 war er, inzwischen als gelernter Schlosser arbeitslos, Sympathisant der Kommunisten gewesen. Stalin hatte ihm dann den Kommunismus ausgetrieben. Nazi wurde er auch dann noch nicht, als er durch Vermittlung des erwähnten Freundes, der bei der SA war, bei der Eisenbahn eine Stelle als Schweißer bekam. Aber er war wohl immer dafür, dass es seine Kinder besser haben sollten. Darum hatte er nichts dagegen, als der Lehrer ihn ansprach, ob für seinen Nachwuchs eine höhere Schule in Frage käme.

Auch bei mir wurde mein Vater gefragt. Aber nach dessen Einverständnis musste ich noch 14 Tage lang eine Aufnahmeprüfung über mich ergehen lassen. Dazu musste ich mehr als eine Stunde lang mit der Straßenbahn in eine entfernte Oberschule (am Kaiser-Wilhelm-Ufer) in Eimsbüttel fahren, zur Straßenbahn-Haltestelle dazu eine halbe Stunde zu Fuß gehen und natürlich ebenso lange zurück. Ich war also täglich – mittlerweile gerade zehn Jahre alt – bis zu neun Stunden unterwegs.

Die Prüfer kamen von höheren Schulen und hielten uns tendenziell für Kinder, jedenfalls im Märchenalter. Also bekamen wir als Aufgabe im Deutschunterricht, Aesopsche Märchen nachzuerzählen. Ich war aber längst aus diesem Alter heraus, interessierte mich für alles Technische und Handwerkliche und natürlich für Fußball. Ich höre mich noch zum Gelächter der anderen Prüflinge laut sagen: „Tiere, die reden. So ein Blödsinn!“ Die Folgen waren absehbar. Ich verfiel wieder in die alte (Selbst)bestrafungs-Marotte, erdichtete reale Geschichten, die mit den nachzuerzählenden Märchen nur noch wenig zu tun hatten, und bekam wegen Themaverfehlung eine „mangelhafte“ bis „unbefriedigende“ Note nach der anderen. Von den 800 Schülern, die in diesen 14 Tagen an der Oberschule am Kaiser-Wilhelm-Ufer geprüft wurden, war ich also der schlechteste und das auch noch in dem Fach ‚Deutsch‘, das allein ausgereicht hätte, um mir den Weg in die höheren Schulen zu verweigern.

Einem Prüfer, dem ich schon vorher aufgefallen war, weil ich einem Nachbarn, der nicht weiter wusste, unerlaubterweise die richtige Lösung zugeflüstert hatte, hatte herausgefunden, dass ich unter den 800 Prüflingen umgekehrt der einzige war, der im Rechnen sämtliche Aufgaben richtig gelöst hatte. Das muss der Prüfungskommission ziemliche Rätsel aufgegeben haben. Jedenfalls ließ sie meinen Lehrer, besagten Herrn Meyer, kommen, der dann wohl die Schuld auf sich nahm. Er hätte das Rechnen in den Mittelpunkt seines Unterrichts gestellt und darüber den Deutschunterricht vernachlässigt. So wurde ich „probeweise“ zur höheren Schule zugelassen. Dort stand in meinem Zeugnis schon nach einem halben Jahr: „Er ist der beste

Schüler der Klasse.“ Ich selbst verstand mich nicht als jemand, der sich dazu irgendwie angestrengt oder geändert hätte. Die Lehrer waren nur andere. Natürlich lag es in der Logik meiner Rachewirkungs-Einbildungskraft, dass diese Aufnahmeprüfungen bald danach wieder abgeschafft wurden.



Zehnjähriges Problemkind für Prüfungskommissionen

Ja, ja, da war ich noch blond und blauäugig, Schwarm aller älteren Mädchen. Peinlich, peinlich! Hinfort hab ich mich redlich angestrengt, nicht wieder so mädchenherzzerfließend auszu sehen.

Peinliche Lehrersympathie

Der Klassenlehrer in der 5a der Oberschule Altona, dem heutigen Gymnasium am Hohenzollernring, war ein Herr Beuck. Er war schon der Klassenlehrer meines Bruders gewesen und war der Anlass, weswegen ich nicht – wie vier meiner alten Klassenkameraden – in die 5b kam. Er war in der NS-Zeit wegen SPD-Zugehörigkeit verfolgt worden und hatte ein Herz für Arbeiterkinder. Und da mein Bruder und ich die einzigen Arbeiterkinder an der Schule waren, traf uns ungewollt und bei mir auch ungeschätzt, sein Wohlwollen. Da ich in Sport aber wirklich gut war, genauso in Rechtschreibung und Grammatik, glaubte dieser gelernte Pädagoge – er war vor 1933 Volksschullehrer gewesen – meine vermeintlichen Schwächen im Nacherzählen und Aufsatzschreiben durch intensives Üben kompensieren zu können. Dieses Üben bestand darin, dass er der Klasse entsprechende Aufsätze für zu Hause stellte und in der nächsten Stunde mich regelmäßig meine Nacherzählung oder meinen Aufsatz vorlesen ließ. Ich war also gefordert wie kein anderer in der Klasse. Dass das eine Bevorzugung war, hatte ich früh

erkannt, kam aber erst sehr spät darauf, Herrn Beuck vor versammelter Klasse – furchtbar verschüchtert – zu sagen, dass ich das nicht schätze, und dass ich hinfort nicht mehr Klassensprecher sein wolle.

Herr Beuck schaute mich fast überglücklich an und behandelte hinfort meinen Nachfolger als Klassensprecher, Sohn des stellvertretenden Direktors, auf genau die gleiche Weise.

Eine Weihnachtsfeier

Auch sonst behandelte mich Herr Beuck wie ein Juwel. Eines Tages gab er mir den Auftrag, als einziger die Schule bei der alljährlichen Weihnachtsfeier im Hamburger Rathaus zu vertreten. Arbeiterkinder aus ganz Hamburg kamen da an einem Abend kurz vor Weihnachten zusammen, weitaus über hundert an der Zahl. Ich ragte aus der Menge durch meine Größe heraus, denn die anderen Kinder waren deutlich jünger. Entsprechend verlief der Abend. Die Schauspielerin und Sprechkundlerin Vilma Mönckeberg-Kolmar, bei der ich später auf der Universität ein Seminar besuchte, erzählte Weihnachtsmärchen. Wir mussten andächtig vor ihr knien. Dafür bekamen wir eine Riesentüte in der Form einer Schultüte mit Leckereien aller Art mit auf den Heimweg. Ich kam mir ziemlich deplatziert vor, selbst noch in der überfüllten Straßenbahn, als mir die anderen Fahrgäste wegen der Riesentüte so ein Zwischending zwischen Anerkennung und Neid zu heucheln schienen.

In der Pubertät

Meine Mutter glaubte wohl, mit dem Hinweis, ich sei keineswegs vom Klapperstorch, sondern aus ihrem Bauch gekommen, genüge die Sexualaufklärung. Auch mein Aha-Erlebnis, dass dazu also der Bauchnabel da war, hat sie dann zurechtgerückt, ließ mich aber darüber im Unklaren, auf welchem Wege ich dann in bzw. aus ihrem Bauch gekommen sei.

Aufgeklärt wurde ich dann auf der Straße beziehungsweise im Wohnzimmer eines Spielkameraden, der in Abwesenheit seiner Eltern ein Lexikon aus der schmalen Bibliothek seines Vaters aufschlug. Darin waren farbige Abbildungen eines Mannes und einer Frau, aufklappbar, so dass man alles von innen sehen konnte. Das war natürlich aufregend. Ilse, die Tochter des Nachbarn Hübenthal, sah ich danach völlig anders. Sie aber hielt mich ängstlich von sich

fern und gab mir alsbald auf Einwirkung ihrer älteren Schwester zu verstehen, dass sie nichts von mir wissen wollte.

Der Schlachter Ecke Elbgau- und Bankstraße hatte einen weiblichen Lehrling. Inge – so hieß sie – hatte mir schon zuvor Augen gemacht. Sie war mindestens 15 und ich erst 12. Also schaute ich zwar anfangs neugierig zurück, dachte aber an nichts. Ein Spielkamerad ließ einmal eine Bemerkung fallen, Inge interessiere sich für jüngere und man könne so herrlich mit ihr spielen.

Die Kirche war eine halbe Stunde Fußweg von der Bankstraße entfernt. Dahin hatte mich Inge „bestellt“. In einem Wäldchen dahinter „spielte“ sie mit mir. Mein „Zebedäus“ – wie wir das innerfamiliär nannten – war sofort steif. Inge war sehr füllig. Ich ertrank in ihr wie in einem Meer. Dabei schien mir das alles eine Ewigkeit. Viel gedacht habe ich mir dabei nicht.

Mit zwölf Jahren Vater

Ein halbes Jahr später – inzwischen hatten wir uns weiterhin Augen gemacht, aber mehr war nicht – begegnete Inge mir auf der Straße mit einem mir unbekanntem Jungen und erklärte mir lachend:

„Gerd, weißt du eigentlich, dass du Vater wirst?“

Ich registrierte zwar, dass sie das wohl nicht so ganz ernst gemeint hatte. Aber im Nachhinein muss ich sagen: ich war mit einem Schlage erwachsen. Zwölf Jahre alt und dann schon Vater! Von dem Tag an war ich ein anderer. Das war also ein hochgefährliches Spiel gewesen, in das ich mich mit der Inge eingelassen hatte. Schlimmer noch: Da ich mich inzwischen regelmäßig selbst befriedigte: Ich war einer Sucht verfallen, die mich in einen unabsehbaren Abgrund zu reißen drohte.

Mein Sexualleben war auch später eine Onaniergeschichte mit gelegentlichen zweisamen Unterbrechungen. Dazu eine meiner Altersweisheiten: Einsamkeit hat nur Sinn als fiktive Zweisamkeit. Wer sich einsam fühlt, hat auch die Zweisamkeit falsch verstanden. Das schreibt jemand, dessen Leben geprägt ist durch die Liebe zu einer Frau, die seit Jahren tot ist.

Anfangs gab es nicht nur unter dem Einfluss der Kirche stets vergebliche Versuche, mein Sexualleben in den Griff Richtung Trieblosigkeit zu bekommen. Vom 16. Lebensjahr an wurde mir allmählich klar, dass da ein unheilvoller Krampf ablief. Ganz durchschaut habe ich den

Zusammenhang von Sexualität und Macht erst später. Körperfeindlichkeit und Machtgelüste sind mir heute zwei Seiten einer Medaille. Hinfort zweifelte ich am Verstand zum Beispiel von Kirchenvätern, die sich selbst kastrierten. Warum klemmten sie sich nicht gleich den ganzen Pimmel ab? Warum beschneidet man in bestimmten Kulturen die Klitoris, verstopft aber nicht gleich die ganze Vagina?

Am Abgrund

In einen Abgrund geriet ich danach tatsächlich, aber in einen ganz anderen. Das Erlebnis mit Inge war dafür wohl kaum der Auslöser. Ziemlich gleichzeitig musste ich feststellen, dass mein optisches Gedächtnis sich wie verloren gegangen geändert hatte. Es half nicht mehr, dass ich am Frühstückstisch oder im Zug, der mich zur Schule brachte, die Seite aufgegebener Vokabeln oder ein auswendig zu lernendes Gedicht durchlas. Das Durchgelesene war nun im Nu verflogen. Meine Schulleistungen sanken innerhalb kürzester Zeit. Ich bekam Noten, wie sie mir bisher nur in Musik bekannt waren.

Der Musiklehrer benotete die Schüler nach ihrer Eignung für den Chor. Er schlug eine Taste am Klavier an, und wir sollten den Ton singen. Ich konnte das nicht. Aus dem Munde meiner Mutter hatte ich – wie schon angesprochen – nie ein Lied gehört. Erst mein Vater und meine Spielkameraden konfrontierten mich mit Gesängen aller Art. Mein Vater war aber in den entscheidenden Jahren meiner Kindheit in der Ukraine und wer weiß wo sonst noch gewesen. Musik spielte also in den ersten Jahren meines Lebens nahezu keine Rolle. Erst später entdeckte ich sie.

Jetzt gab es sogar in Mathematik Vierer und Fünfer. Die Lehrer nahmen mich ins Gebet. Was mit mir los sei? Aber das wusste ich doch selber nicht. Und weil ich die Antwort schuldig blieb, behandelten sie mich alsbald wie andere schlechte Schüler, das heißt als Lernverweigerer oder Bösewichter.

Ich weiß nicht mehr, was es war. Aber in dieser Zeit wurde mir auch klar, wie wenig mich meine Mutter noch verstand. Sie war bis dahin der Mittelpunkt meines Lebens gewesen. Bei ihr fühlte ich mich geborgen. Und wenn ich von den wenigen erwähnten Erlebnissen absehe, in denen der Faden zu ihr riss, fand ich mit allem bei ihr Zuflucht. Nach der Geschichte mit Inge, die ich ihr unmöglich anvertrauen konnte und die sie zeitlebens nie erfuhr, war jedoch

das Band endgültig zerschnitten. Ähnliches wäre über die Freunde unter meine Spielkameraden zu sagen.

Ich war allein und verzweifelt. Keine Chance, mich jemandem anzuvertrauen wegen der Geschichte mit Inge. Diese brachte ich natürlich damit in Zusammenhang. Aber an was sollte es denn sonst liegen? Ich hatte irgendwo gelesen, dass der Tod durch Erfrieren der schönste Tod sei. Also legte ich mich eines Nachts in den Schnee auf einem Feld Richtung Krupunder See und wartete. Von wegen „schön“. Der Frost war schrecklich. Ich kehrte reumütig in die heimlichen Gefilde zurück und hütete wegen einer fiebrigen Grippe die nächsten Tage das Bett.

In der >Jungchar<

Vier Jahre lang war ich völlig orientierungslos. Natürlich versuchte ich es mit der Religion und ihrem Gott. Im Elternhaus wurde zwar manchmal von einem Gott gesprochen. Doch sonst hatte ich hier keinerlei Kontakt mit etwas Richtung Religion. Lehrer Meyer hatte uns – selbst bekennender Atheist – in der Volksschule im Religionsunterricht aus einem auf Kinder zugeschnittenen Buch die wichtigsten der wunderbaren Geschichten des alten Testaments vorgelesen. Ich liebte diese Geschichten mehr als die Grimmschen Märchen. Manches verstand ich nicht. Auch überlegte ich stets, wie ich mich in einer Situation verhalten hätte, in die jemand wie auch immer geraten war, von dem in dieser Geschichte gerade die Rede war. Aber mit mir direkt brachte ich das alles nicht in Verbindung.

Im Konfirmandenunterricht wurde dann von Sünden und Erlösung gesprochen. Da dachte ich dann, dass hier etwas zu finden war, das mich aus der Verzweiflung herausbrachte. Ich folgte einer Einladung in eine >Jungchar< der evangelischen Kirche. In einer regelrechten Beichte vertraute ich mich auch deren Leiter an, jedenfalls z.T.; denn die Geschichte mit Inge erfuhr auch er nicht. Eigentlich wollte ich sie mir für eine spätere Beichte aufbewahren. Aber dieser Mensch „predigte“ dann in der nachfolgenden Sitzung über mein Problem, ohne meinen Namen zu nennen. Ihm und mir war klar, dass ich der Auslöser war. Das war mir zuwider, und

da auch schon vorher keine „Erlösung“ oder irgendeine Änderung ins Positive eingetreten war, kam es nicht mehr zu einer Fortsetzung der Beichte. Eine regelrechte Entfremdung trat dann nach folgendem Erlebnis ein.

Die >Jungchar< hatte am Plöner See eine Freizeit verbracht. Einer der Teilnehmer war dabei ertrunken. Von uns hatte das keiner bemerkt. Die Darstellung unseres Leiters bei der Polizei musste ich als einziger bestätigen. In Hamburg zurück musste ich als einziger den Leiter begleiten, um die Eltern des Ertrunkenen zu benachrichtigen. Eine vorbildliche Figur machte der Leiter in beiden Situationen nicht. Es ging ihm offensichtlich nur darum, seine Haut zu retten. Danach zog ich mich eher unauffällig aus der Kirche zurück.

Beethoven

Ich suchte aber weiterhin nach Orientierung. Im Musikunterricht nahm der erwähnte Lehrer die 5. Sinfonie von Beethoven durch. Ich war wohl der einzige Schüler, den diese Musik sofort erfasste. Als ich dann im Radio die 7. und dann die 9. Sinfonie dieses Komponisten aufmerksam hörte, schöpfte ich Hoffnung. Ich mochte die Schlusssätze dieser Sinfonien nicht. Aber die ersten Sätze – davon war ich überzeugt – konnte nur jemand komponiert haben, der Ähnliches erlebt hatte wie ich. Zwar war Beethoven damals schon 1¼ Jahrhundert tot. Trotzdem fühlte ich mich plötzlich nicht mehr allein. Und da ich nicht der einzige war, der diese Musik schätzte – Tausende strömten ihretwegen in die Konzertsäle –, begann ich zu ahnen, dass mich in meinen Erlebnissen ein allgemeines Grundproblem der Menschheit berührt hatte.



16jähriger mit Beethoven (auf dem Tonband)

Natürlich blieb ein Restzweifel. Es war nicht einmal ein Strohalm, eher einige wenige Glückstropfen in dem Gewoge widerwärtiger Wellen, in denen ich zu ertrinken drohte.

Herbert Feuchte

Am Ende meiner Schulzeit habe ich einmal die Lehrer durchgezählt, die mich unterrichtet hatten. Es waren exakt 50. Von diesen brachten mir zwar einige wie der erwähnte Lehrer Beuck viele Sympathien entgegen. Aber der einzige unter ihnen, der mich bis heute nachhaltig prägte, war Herbert Feuchte. Ich merkte bald, dass er mich nicht sonderlich mochte. Auch habe ich ihm wie keinem anderen auf den Zahn gefühlt. Das war bei mir immer ein besonderes Zeichen von Respekt. Doch keiner schaffte es auch nur entfernt mit einer unglaublichen Leichtigkeit, zum Beispiel von einem Gedicht Walthers von der Vogelweide aus dem 13. Jahrhundert einen Bogen zu schlagen zu den Problemen, die uns bewegten, manchmal aufzufressen drohten.



Feuchte, von uns Schülern respektlos „Fuchtel“ genannt, der einzige von 50 Lehrern, vor dem ich wirklich Respekt hatte. Mehrfach versuchte er uns Lebensgrundregeln ausgerechnet an dem martialischen Beispiel des Kampfes des St. Georg mit dem Drachen zu vermitteln. Für mich war das ein Anlass für eine der wenigen Zeichnungen, die mir aus der Schulzeit bis heute erhalten blieben. (s. Figur S. 46)

Eines Tages war ein Klassenkamerad, den wir als „Angeber“ bezeichneten und verachteten, als blinder Passagier mit einem Flugzeug von Hamburg nach Bremen geflogen. Die Polizei ermittelte deswegen in unserer Schule. Lehrer Feuchte nahm das zum Anlass, die Motive dieses Schülers zu durchleuchten. Danach wurde uns zugleich klar, dass er tendenziell uns alle

mit unseren Problemen verstand. Und wir wussten auch, wie wir in Zukunft Angeber zu behandeln hatten: keinesfalls bewundern, aber auch nicht verachten, am besten den Finger auf die Wunde legend akzeptieren, und das mit möglichst viel Humor. Die Klasse war bunt zusammengewürfelt und als „Rabaukenklasse“ verschrien. Aber wir waren binnen kurzem eine Einheit, die erst wieder zerfiel, als der Lehrer wegen einer offenen Tbc in eine Klinik kam und uns hinfort andere unterrichteten.



Georgszeichnung

Feuchte hatte viele Fehler. Vermutlich war er Alkoholiker, zumindest Säufer, wohl auch schrecklich eifersüchtig. Einen Klassenkameraden, der schon mit seinen 16 Jahren bei jeder Gelegenheit den Frauenheld spielte und der wohl auch einen Versuch gemacht hatte, Feuchtes Frau für sich zu gewinnen, machte er vor uns allen gnadenlos nieder, blamierte ihn, wo er nur konnte. Manchmal verriet er auch Motive, wie sie die sogenannten Angeber kennzeichnen. So „gestand“ er uns, dass er in Geologie keine Ahnung hätte. Da sollten wir wohl denken, dass er sich sonst in allen Bereichen auskennt. Er hatte mit Sicherheit ein höchst umfangreiches und gut strukturiertes Wissen. Aber ich brachte ihn da doch einmal in ziemliche Verlegenheit. Er

war wohl auf dem Weg zur Schule in einen Haufen Hundekot getreten. Flugs behauptete er: nur Menschen würden ihre Exkreme beseitigen. Wir hatten zuhause eine Katze. Und da wusste ich, dass selbst Haustiere ihre Exkreme verscharren. Das war ihm neu, steht vielleicht auch nicht in einem Biologiebuch. Meine Hochachtung vor ihm und seinem Wissen konnte das natürlich nicht beeinträchtigen.

Feuchte hatte eine gehörlose Tochter und engagierte sich wohl deswegen schon Mitte der 50er Jahre in Gehörlosen-Verbänden. Er gründete den nach ihm benannten >Herbert Feuchte Stiftungsverbund zur Förderung mehrfachbehinderter Gehörloser, Schwerhöriger und Taubblinder.< Diesem Verbund gehören mehrere Einrichtungen in Hamburg, Heide (Holstein), Putbus (Rügen), Erfurt (Thüringen) und Schleiz (Vogtland) an. Feuchte gilt als Initiator des Gebärden-Lexikons.¹

Während meines Studiums habe ich ihn noch begleitet bei der Betreuung einer Klasse auf einer Freizeit in einem Schullandheim. Außerdem übte ich mit einigen Schülern seiner Klasse ein Theaterstück ein. Er erkannte wohl auch, dass ich nie sein didaktisches Geschick erreichen würde und dass meine Stärken woanders lagen, eben im kritischen Erforschen von Sachverhalten. Ihm verdanke ich jedenfalls den Rat, mir die Option für eine Universitätslaufbahn offen zu halten.

Mit Feuchte schien ich endgültig so etwas wie eine Orientierungsmittel gefunden zu haben. So wie er konnte man leben und Mensch bleiben. Es klingt paradox. Aber seine ehrlich klingende Aufforderung, ihn so gnadenlos zu kritisieren, wie wir das mit dem „letzten“ Menschen taten, wies den Weg, den ich dann auch ging: ein Leben ohne Orientierungsmittel. Lehrer sind nicht dazu da zu faszinieren oder sich ausrichten zu lassen auf so etwas wie Lebenssinn, sie sind bestenfalls Katalysator für die Befreiung zu einem Leben ohne Orientierungsmitteln, jedenfalls ohne die unverrückbaren, unbezweifelbaren und nicht diskutierbaren; denn orientieren muss man sich ja und in jeder Handlung drücken sich ja Entscheidungsvorgaben aus, die ihrerseits sich an – sogar mehrere Zeiträume überdauernden – Überzeugungsmitteln orientieren können. Ich habe auch danach mich immer wieder auf derartige Orientierungsmitteln eingelassen – etwas abzulehnen, nur weil es sich als über alle Zweifel erhaben präsentiert, hatte ich früh als Oberflächenkritik durchschaut –, kam aber immer wieder auf die Kritik an allem „Heiligen“, allem Ewigültigen und an allen Revisionsverboten zurück, in die uns seinerzeit Feuchte eingeübt hatte. Niemand vor und niemand nach Feuchte war für mein Leben auch nur

¹ s. <http://www.stiftungsverbund.de/>

annähernd so effektiv als Katalysator. Ihm verdanke ich mindestens ebenso viel wie meiner Mutter.

Teil IV

Der am häufigsten durchgefallene Hochschullehrer

Die einzige Prüfung, die ich auf Anhieb bestand, war die für den Führerschein. Nun gut, auch da fuhr ich einmal auf den Kantstein – und ich bitte diesen und die Reifen im Nachhinein um Entschuldigung; es passierte mir danach auch nur noch einmal und das war gut 30 Jahre später –. Das kostete mich damals 8 Punkte, aber immerhin ich bestand. Alle anderen Prüfungen hatten zumindest ein enttäuschendes Ergebnis. Häufig genug musste ich sie wiederholen. Dabei kamen unglaubliche Dinge vor. Die im Kapitel ‚Aufnahmeprüfung‘ wiedergegebene Geschichte beim Übergang von der Grundschule zum Gymnasium war da – wenn auch für mein Verhalten prägend – eher harmlos.

Die Probleme mit Prüfungen fingen also früh an. Es hätte mir spätestens zu Beginn meines Studiums eine Warnung sein sollen, was ein sehr ernster Kommilitone, der mit mir zusammen ein Philosophie-Seminar besuchte und dem mein Referat über Karl Jaspers gefallen hatte, herausfand. Er bat mich jedenfalls eines Tages, dass ich mich einem Test unterziehe. Er studiere im Hauptfach Psychologie und brauche Vergleichspersonen für die Geistesgestörten, die er eigentlich testen wolle bzw. solle. Ich hatte mich bereit erklärt und stand ihm Rede und Antwort zu den berühmten Tintenklexen von Rohrschach. Im Verlauf des Tests veränderte sich sein Gesicht und er atmete unrythmischer. Nach dem Test gestand er mir, er könne sich das auch nicht erklären, aber nach den Informationen, die er hatte, und den bisherigen Testergebnissen, liefe alles darauf hinaus, dass ich ein hochgradig geistesgestörter Mensch sei. Ich lachte und sein Ernst verriet, dass er das als Bestätigung des Testergebnisses deutete.

Ich hatte das wohl temporär vergessen, als mein Bruder 27jährig sich entschloss, trotz offenkundiger Nicht-Geeignetheit ebenfalls Psychologie zu studieren. Ja, eben der Bruder, der mich zu hänseln versuchte mit dem Hinweis auf meinen Sturz als Kind aus 3 Meter Höhe und bei jeder passenden Gelegenheit süffisant bemerkte: Er kenne viele Menschen, die nicht auf den Kopf gefallen seien, nur bei mir könne er es beweisen, dass das Gegenteil der Fall sei. Klar, dass dieser Bruder, der mich immer nur „Gerdimaus“ nannte, eines Tages auf die glorreiche Idee kam, ich müsse mich unbedingt einem Test unterziehen. Es war sogar eine Test-

batterie. Ich erinnere mich nur an einige leere Quadrate, die nur wenige Striche enthielten und die ich dann beliebig auszufüllen hatte. Daraus eine tolle Zeichnung zu machen, reizte mich.

Aus den Strichen des 1. Quadrats malte ich ein Segelboot, dessen Masten über den Rahmen des Quadrats hinausragten und dessen einziger Insasse so weit gegen den Sturm aus dem Boot in die hoch aufschliessende Gischt und mit dem Hintern wieder aus dem Rahmen hinausing, wie das in Realität wahrscheinlich nie jemand gewagt hätte.

In einem weiteren Quadrat hielt ich den Rahmen aber ein. Darin war ein anderes kleines Quadrat links oben vorgegeben; dem stellte ich ein gleiches zu Seite und deutlich unter diesen beiden schwarz ausgemalten Quadraten einen leicht nach oben durchgebogenen Strich, aus dem ich zwei wacklige Zähne herauswachsen ließ. Über den Quadraten brachte ich eine gedellte Rundung an, so dass alles wie ein buckliger Geist aussah, den ich dann, nach rechts hin immer kleiner werdend, mehrfach wiederholte. „Das siebte Siegel“ murmelte mein Bruder, dachte wohl an Anna Seghers und stellte mir die Testergebnisse freudestrahlend zur Verfügung: „Ich habe ja immer gesagt: Du gehörst in die Klapsmühle.“

Heute, auf der Schwelle zum Tattergreis, der für seine Probleme, von deren unvergleichlich grotesken Ausmaßen noch die Rede sein wird, nie die Dienste eines Psychiaters oder gar Psychologen in Anspruch nahm, denke ich grinsend daran zurück. Damals aber gab mir das schon zu denken, vor allem weil die beiden Tester nicht voneinander wussten. Allerdings zog ich alsbald die Parallele zu den oben beschriebenen Ereignissen bei der Aufnahmeprüfung ins Gymnasium.

Ich wollte es lange Zeit nicht wahrhaben. Aber allmählich kam auch bei mir der Verdacht auf, dass etwas dran war, was mir schon der eine oder der andere nahezubringen versucht hatte, dass ich etwas Besonderes sei. Die Urteile über mich, die bis an mein Ohr drangen – und das war sicher nur ein Bruchteil –, waren außerdem so unvereinbar gegensätzlich, wie ich sie sonst in Bezug auf andere nie kennen gelernt hatte. Nur selten kam es dabei zu Urteilen wie „skurril“ oder „Sonderling“. Das lag vielleicht daran, dass ich mich von Kindesbeinen an unter vielen Menschen bewegte und also gelernt hatte, mit Menschen umzugehen, also trotz allem als sozial galt. Na ja, wenn ich von meiner Anfangsfremdelei absehe, die ja meistens ansteckend wirkt, also ebenfalls Befremden auslöst.

Auf die Fragen von Mitmenschen, ob mich die Urteile über mich nicht aus dem Tritt brächten, antwortete ich zumeist nur: warum? Bei aller Neugier – allerdings mehr hinsichtlich anderer Personen und Sachen – ruhte ich eigentümlich in mir, so dass ich die Fragen nach mei-

nem Selbstbewusstsein stets als abwegig empfand. Besser: ich habe sie nie verstanden. Je häufiger ich aber dieses Unverständnis äußerte, desto häufiger sagte man mir eben dieses Selbstbewusstsein nach. In ähnlicher Weise habe ich auch nicht begriffen, warum an mir etwas Besonderes sei. Die Urteile über mich, gerade auch die positiven, empfand ich wie eine Falle oder wie eine Versuchung, mich auf eine Droge einzulassen. Die negativen nahm ich als Anlass zu prüfen, was dran sei. Und meistens war ich dankbar, weil ich aus ihnen lernte.

Kompensation von Ausbildungsdefiziten

Natürlich sah es vorher – sogar über weite Strecken – überhaupt nicht danach aus, dass ich dabei war, eine Durchfall-Karriere anzutreten. Wahrscheinlich hätte sogar ich sonst auch von vornherein etwas anderes in Angriff genommen.

Ich war – wie ich schon andeutete – der erste in meiner Verwandtschaft und aus der Gruppe der Spielkameraden in Eidelstedt, der studierte. Das verdankte sich aber keineswegs einem besonderen Ehrgeiz. Mein weitaus ehrgeizigerer älterer Bruder hatte eine mir nicht sonderlich vertraute Hochachtung vor allen Studenten, so dass er für sich bescheidenere Ziele ins Auge fasste. Er schlug eine Inspektoren-Laufbahn ein. Selbst da schraubte man die Ansprüche zur Zeit seines Abiturs 1953 ziemlich hoch. Die Bahn lehnte ihn ab, weil er eine Brille trug, und die Post, weil er in seinem Bewerbungsschreiben dummer- und größtenteils auch fälschlicherweise auf ein Faible für Briefmarken Bezug genommen hatte. So schien für ihn nur die Laufbahn eines Gefängnisinspektors zu bleiben. Erst, als er feststellte, dass seine Vorhersage, ich würde mit meinem Studium erbärmlich scheitern, aus seiner Sicht keineswegs eintraf, entschloss auch er sich 27jährig zu studieren. Ich selbst fand es nie attraktiv, wie mein Vater am Wochenende reparierend unterm Auto bzw in der Werkstatt zu verbringen. Mein Bruder hatte sich da aber manches abgeguckt, reparierte sehr viel selbst und fasste nach vielen negativen Erfahrungen mit Reparaturwerkstätten daher ein Ingenieurstudium ins Auge, das er allerdings früh abbrach, weil Mathematik nicht seine Stärke war und er die Anforderungen in dieser Hinsicht wohl unterschätzt hatte. Letztendlich wurde er dann Psychologe.

Ich selbst hatte ja als Berufswunsch in einem Fragebogen noch in der Abitursklasse „Kunstmaler“ eingetragen. Dabei war mein Lehrer in diesem Fach menschlich, fachlich, didaktisch und auch sonst in jeder Hinsicht ein Versager gewesen. Mich hatte aber Anfang der 50er Jahre in der Hamburger Kunsthalle eine Paul-Klee-Ausstellung stark beeindruckt. Während mein

Lehrer – es hieß, er käme von einer NAPOLA oder Adolf-Hitler-Schule – auf möglichst realitätsgetreue Wiedergabe wert legte, überzeugte mich diese Ausstellung sofort davon, dass es erstrebenswerter war, Ideen zu haben und mit möglichst geringen Mitteln möglichst treffend zu Papier zu bringen. Weglassen war mir hinfort wichtiger als Hinzusetzen, Zuspitzen wichtiger als Ausmalen. Einige Illustrationen in meinem Opuskulum >Dieser Text ist eine Fälschung< entstanden übrigens schon in der Schülerzeit.

Nach dem Abitur erfuhr ich dann, dass kaum jemand direkt in die Kunsthochschule aufgenommen wurde, dass fast alle eine Art privater Vorschule durchlaufen mussten, in der man auf die Aufnahmeprüfung vorbereitet wurde. Damit wollte man wohl auch einigen auftrags- und also arbeitslosen Künstlern eine Einnahmequelle verschaffen. Das durchschaute ich aber auch sofort als Ausrichtung auf die ästhetischen Vorstellungen der Lehrenden an der Kunsthochschule. Die Kosten kamen hinzu. Aber ich war ohnehin längst der Überzeugung, dass ich für vieles begabt war, und Neigung war bei meinem niedrigen Motivationspegel – zu deutsch: ich war schnell auch für das Nebensächlichste zu gewinnen – nie eine sonderliche Frage.

Diese allgemeine Sachlage brachte mich zu einer umgekehrten Argumentation, die so kaum jemand nachvollziehen konnte, die ich aber nie bereut habe: Wo lagen in meiner Ausbildung bisher deutliche Defizite? Ich wusste in bestimmten Bereichen, dass ich bestimmte Mängel in der bisherigen Entwicklung nur beseitigen konnte, wenn ich mich zum jahrelangen Üben bzw. Nachvollziehen bereit erklären würde. Das traf z.B. bei allem zu, was mit Musik zu tun hatte. Ich hatte ja im Laufe der Schulzeit entdeckt, dass der weitgehende Verlust meines optischen Gedächtnisses mir ganz andere, mir wertvoller erscheinende mentale Fähigkeiten erschlossen hatte. Da war alles weniger reizvoll, was nach dem langwierigen Waten in ausgetretenen Pfaden aussah.

Auch bei mir bedurfte es aber der Aufmunterung durch meinen Lieblingslehrer Feuchte, der offensichtlich auch meine Begabung als Forscher weitaus höher einschätzte als die für einen Lehrer, zu welcher Einschätzung ich selbst erst nach mehreren schmerzhaften Anläufen kam. Er riet mir nämlich explizit ab von dem kürzeren und für mich, der ich mir das Studium selbst verdienen musste, attraktiveren Studium der Pädagogik und dem Berufsziel „Grund- und Hauptschullehrer“.

Ich litt damals noch an dem Fehlurteil, der Lehrerberuf, den man ja als Schüler angeblich zur Genüge kennen gelernt hatte, sei ein reines Zuckerschlecken, so dass auf jeden Fall nebenbei noch für vieles Zeit sei. Später lernte ich Menschen kennen, die nach Anläufen in anderen

Berufen sich sogar mit 40 Jahren entschlossen, Lehrer zu werden, und – meist unangenehm – überrascht waren, wie sehr sie dieser Beruf nicht nur zeitlich, sondern auch nervlich in Beschlag nahm. Feuchte hatte mich wohl richtig eingeschätzt, als er meinte, ich solle mir die Option offen halten, Wissenschaftler zu werden.

Heute weiß ich, dass ich sogar für viele Berufe – und nicht nur die als Musiker – ungeeignet gewesen wäre. Aber was die künstlerischen und wissenschaftlichen Berufe anging, so merkte ich sehr bald, dass ich da nicht sonderlich festgelegt war. Umso wichtiger wurde mir nicht nur Defizite aufzuarbeiten, sondern gerade auch in die Fächer hineinzuriechen, für die ich mich für unbegabt hielt oder die Fragen berührten, die ich nicht unerledigt liegen lassen wollte.

In Mathematik hatte ich in der Schulzeit aus bekannten Formeln für bestimmte Zwecke neue Formeln entwickelt. Ich hätte in entsprechenden Formelsammlungen nachschauen können, ob sie wirklich neu waren, überließ das aber meinen Lehrern, die dann regelmäßig darauf hinwiesen, dass es die Formel schon gibt.

Unter meinen Mathematiklehrern am bedeutendsten war sicher der Direktor der Schule, Peter Meyer, den wir nach seinen Initialen einfach P. M. nannten. Er hatte die seltene Begabung, mit wenigen Worten dem Dümmeren in der Klasse die schwierigsten mathematischen Lösungswege beizubringen. Er galt als NS-Verfolgter. Wenn das der Fall war, was ich nie überprüft habe, dann hatte er sicher zu dieser Zeit eine damals überlebenswichtige Sparsamkeit der Worte gelernt, die meinen Klassenkameraden mehr zugute kam als mir. Denn für mich war dieser Unterricht zu langweilig. Ausgerechnet dieser mich unterfordernde Lehrer war dann aber, als er mich nach Jahren fragte, was ich beruflich tat, am meisten enttäuscht, dass ich nicht zentral Mathematik studierte. Ich hatte da ja nur in einzelne Vorlesungen, vor allem zur Wahrscheinlichkeitsrechnung, „hineingerochen.“

Wie ich aber die Malerei während meines Studiums weiterbetrieb, so auch die Mathematik, speziell die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Auch von der Mathematik profitierten spätere Veröffentlichungen von mir. Ich bin zB. noch heute stolz auf die in meiner Doktorarbeit präsentierte mathematische Formel zur Beurteilung der Überlieferungsdiverganz von Texten, die ich später Ähnlichkeitsmaß nannte.¹

Wie ich zu den Fächern Geschichte und Anglistik kam, mit denen ich im Sommersemester 1956 mein Studium begann, kann ich kaum noch rekonstruieren. Später deutete ich einen

¹ Man findet sie heute auf meiner Homepage unter: <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Aehnlichkeitsmass.pdf>

Traum so, wie es mir vorher nicht bewusst war, dass ich eine Sache und ein Problem stets vom Rande bzw von einem Randphänomen her anpackte und mich dem Zentrum allmählich und nicht selten spiralförmig annäherte. Intuitiv band ich meine beruflichen Ziele in meinen frühen Wunsch ein, mich durch Selbstversuch davon zu überzeugen, dass die Schwächen, die man mir attestiert hatte, wirkliche Schwächen waren. Meine schlechtesten Fächer in der Schule waren Englisch und Geschichte nicht, aber hier waren meine Leistungen zumindest verbesserungsbedürftig und hier hatten mir meine Lehrer auch zu wenig abverlangt. Wenn ich in diesen Fächern klar kam, konnte ich auch noch ganz andere in Angriff nehmen. Ich denke, so oder so ähnlich lief das bei mir ab.

Das erste Semester absolvierte ich nicht nur erfolgreich. Es machte mir auch riesig Spaß. Erst jetzt wurde mir klar, was mich an der Zwangsanstalt Schule gestört hatte. Jetzt konnte ich selbst auswählen, mit welchen Themen ich mich befassen wollte. Damals förderten die Universitäten jedenfalls noch so etwas wie Selbständigkeit und Planungsfähigkeit, was man nach der Einführung der Bologna-Reform leider keineswegs mehr sagen kann. Dem Primus in der letzten Schulklasse ging es übrigens umgekehrt. Er brauchte Nahziele, die er möglichst bis zum nächsten Tag erreichen konnte. Er scheiterte an den Verhältnissen an deutschen Universitäten und wurde Kapitän.

Im Mittelpunkt dieses ersten Semesters stand bei mir das Geschichtsstudium und hier vor allem Fritz Fischer und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Die hier erlernte Methode, mit historischen Texten umzugehen, praktiziere ich in meinen wissenschaftshistorischen Publikationen noch heute. Es ist mir seither eine Selbstverständlichkeit, Forschungsergebnisse von den Informationsquellen her zu beurteilen und diese einer radikalen Kritik zu unterziehen. Hier war ein Weg aufgezeigt, die im Fach verbreiteten Selbstverständlichkeiten aus dem Dunstkreis der meist politischen Vorgaben herauszuzerren. Auf diesem Wege konnte man auch die faktengesättigten Darstellungen Fischers hinterfragen. Sich nicht an ihm zu orientieren, wurde auch später wichtig. Als herauskam, dass Fischer im 3. Reich Mitarbeiter des Hofhistorikers Hitlers war, hat mich das weitaus weniger umgeworfen, als manchen seiner Assistenten. Theoretische Kritik war wesentlich, weniger zum Auffinden verdächtiger Forschungsmotive als für die Ermittlung von Widersprüchen aller Art. Wichtiger aber war die Gewinnung und Kritik der Informationsquellen, deren faktennahe Interpretation und ihre Weiterverarbeitung.

In den folgenden Semestern dehnte ich mein Studium auf eine Vielzahl anderer Fächer aus. In der Schule hatte ich notorische Probleme mit dem Fach Deutsch. Aufsatzthemen, die ich spä-

ter hyperbolisch auf das so nie gestellte Thema zuspitzte „Warum setze ich beim Wandern einen Schritt vor den andern?“, lehnte ich innerlich ab und lösten tendenziell immer hilfloser ausfallende (Selbst)bestrafungen aus mit der bekannten Wirkung. Lediglich der Lehrer Feuchte verstand es, mir Beachtliches abzufordern. Im Zweifelsfall entschied ich mich für nicht selten radikale Alternativen zu dem, was Lehrer favorisierten, und handelte mir so eine schlechte Note nach der anderen ein.

Das erste Deutsch-Seminar, das ich dann im 2. Semester besuchte, überzeugte mich sofort davon, dass hier ganz andere Qualitäten zählten als in der Schule. Hier hatte ich die Chance, einen der letzten Reste von Minderwertigkeitsgefühlen loszuwerden, die mir in ihrer eigentümlichen Verzahnung mit der Orientierung an Autoritäten verblieben waren.

Es gab da in der Germanistik auch Großordinarien wie Ulrich Pretzel, die in dieser Disziplin sogar vorherrschend waren. Eine Kommilitonin hatte mir diesen als Erscheinungsbild des Fachs bestimmenden Typus schon treffend geschildert, bevor ich Pretzel kennenlernte:

- schon die Auswahl des Seminarraums sei charakteristisch: Er dürfe auf keinen Fall so groß sein, dass in den Hörer-Reihen Lücken erkennbar gewesen wären. Folge: viele Hörer mussten stehen.
- Es sei die Regel, dass dieser Typus zu spät kommt, nicht selten über eine Dreiviertelstunde.
- Dass trotzdem nur wenige Hörer gingen, hinge mit den rhetorischen Fähigkeiten des Typus zusammen. Meine Kommilitonin skizzierte diese so:
- Der Dozent kommt fliegend-wiegenden Schrittes herein und hüpfert zum Pult empor
- Die Hörer bearbeiten ihre Bänke mit ihren Fäusten zu einem braven Klopfen
- Stille. Der Dozent wartet jedenfalls, bis es mucksmäuschenstill ist.
- Der Dozent beginnt dann in einem Pianissimo, und steigert sich allmählich in einem furiosen Crescendo zu einem Fortissimo.
- Pause. Man kann die berühmte Stecknadel fallen hören.
- Dann eine knappe Exposition, nicht selten in der Form einer Frage usw.

Die Studenten mochten das und deswegen kamen sie, obwohl sicher auch sie zumindest vermuteten, dass sie davon wenig Erkenntnisgewinn hatten.

Eines Tages fragte ich einmal beim Prüfungsamt vor wegen einer Prüfungsordnung. Da sagte man mir nicht einfach, dass es die nicht gäbe, sondern verwies mich an Professor Pretzel. Als ich so naiv war, diesem Hinweis zu folgen und zu Pretzel in die Sprechstunde zu laufen, um ihm nach einer Prüfungsordnung zu fragen, hielt er mir einen mindestens einstündigen Vortrag über die Verfehltheit dieser Frage, über das humboldtische Bildungsideal, über das Studium als Selbstzweck usw. Da war ich bei ihm also in die Schublade „Utilitarist“ gerutscht. Natürlich fühlte ich mich missverstanden. Ich wollte doch nur eine Struktur in mein Studium bringen. Pretzel war in seiner Erregung aber nicht unterbrechbar. Auch er sagte mir nicht, dass es gar keine Prüfungsordnung gab. Das erfuhr ich dann erst von einem älteren Semester. Übrigens wiederholte Pretzel diese Philippika – ohne meinen Namen zu nennen – wortwörtlich in der nächsten Vorlesung, eingeleitet mit: „Kommt doch da jemand kürzlich in meine Sprechstunde und fragt mich nach einer Prüfungsordnung...“

Ich versuchte mich zu rächen, indem ich in seinem Seminar kritische Fragen stellte. Das Futur, hatte er behauptet, wandere in das Präsens ab. Beispiel: die Ankündigung eines Bahnhofsprechers: „Der Zug nach Berlin läuft in wenigen Minuten in Bahnsteig 10 ein.“ Ich fragte bzw. damals sagte man noch: frug: Ob die futurische Bedeutung nicht an den Worten „in wenigen Minuten“ läge und ob er nicht Opfer einer Fehlbenennung der Grammatiker sei, denn das Präsens lasse sich doch auch für die Vergangenheit (z.B. im historischen Präsens) gebrauchen, warum dann nicht für zukünftige Vorgänge, ob nicht das Präsens eine Art Dummy sei, den man in nahezu allen Fällen verwenden könne, und was denn überhaupt ‚Gegenwart‘ genannt werden könne, wie viele Sekunden diese umfasse und wo die genaue Grenze zur Vergangenheit und zur Zukunft sei. Immerhin antwortete Pretzel: „Das ist eine gute Frage“, redete dann aber eine Viertelstunde über das Thema und schloss es ab mit der Bemerkung: „Also sind wir einer Meinung.“ Ich war gar nicht seiner Meinung, aber auch wegen der gelangweilten Murmelei unter den Kommilitonen gab ich es auf, seine Bemerkungen weiter zu hinterfragen.

Das alles hatte nichts mit dem zu tun, was ich mir unter Wissenschaft vorstellte. Anscheinend aber kam man um den Großordinarius Pretzel nicht herum, wenn man in Hamburg Germanistik studieren wollte. Insofern war die Entscheidung nicht leicht zu treffen, das begonnene Englisch-Studium durch das des Deutschen zu ersetzen. Da milderte sich meine Einschätzung

der Germanistik dann doch, als ich eine Veröffentlichung von Pretzel las. Das konnte man durchaus als kritische Wissenschaft durchgehen lassen. Ich habe ihm dann später sogar bei einem Umzug in eine größere Wohnung geholfen. Dass Ulrich Pretzel der Bruder des unter dem Pseudonym Sebastian Haffner publizierenden bekannten Journalisten Raimund Pretzel war, habe ich erst sehr viel später erfahren.

Die neuere Abteilung der Germanistik leitete Hans Pyritz, Herausgeber des Goethe-Wörterbuchs. Ich hatte seine Dissertation über den Barock-Dichter Flemming gelesen, bevor ich in seine Vorlesung ging. Diese Dissertation imponierte mir und war mir lange Zeit Vorbild für meine Seminararbeiten in diesem Bereich. Als ich dann an der Stifter-Vorlesung von Pyritz teilnahm, hatte ich sehr schnell den Eindruck: Der Gegensatz zu Pretzel konnte nicht größer sein. Ein kleines, schwächtiges Kerlchen stotterte da, in den ziemlich leeren Bänken des größten Hörsaals der Universität, vor sich hin. Er brauchte für einen Satz mit seinen zahlreichen Nebensätzen und Nebensätzen in den Nebensätzen, gut und gerne eine Viertelstunde. Immerhin brachte er den Satz trotz der vielen Äh's stets zu einem korrekten Ende. Hatte man sich auf diesen Stil einigermaßen eingelassen, war seine Darstellung durchaus mit Gewinn zu goutieren. Ich selbst gewann durch Pyritz einen Zugang zu Stifter, den ich bis dahin eher langweilig fand.

Aber dieser Hans Pyritz war offensichtlich nicht nur leicht störrisch, sondern auch hochgradig reizbar. Die Dozenten der 50er Jahre wirkten häufig wie gebrochene Menschen, vom Leben enttäuscht und ausgesperrt von dem, was sie sich einmal erträumt hatten. Damals registrierte ich das nur und konnte das nicht erklären. Nach meinen Recherchen über ihre Vergangenheit im 3. Reich, die erst in den 70er Jahren einsetzten, wurde mir klar, woran das lag. Denn gerade diese Dozenten sahen auch für ihre Karriere im 3. Reich offensichtlich eine verheißungsvolle Zukunft vor sich. Bei Pyritz führte diese Mischung aus Reizbarkeit und Gebrochenheit überdies zu unvorhersehbaren fast grotesken Zornesausfällen, z.B. wenn ein Student es wagte, fünf Minuten vor Ende der Vorlesung den Hörsaal zu verlassen, um noch kurz vor dem Ansturm auf die Mensa einen günstigen Ausgangspunkt in der Warteschlange zu ergattern. Das kam nicht nur so an, das war offenkundig blanker Hass. Da ahnte ich frühzeitig auch etwas Selbstzerstörerisches. Ich habe nie erfahren, unter welchen Umständen er kurz darauf starb.

Ein anderer „Stachel im Fleische“ war die Religion, von der ich mich ja nur wegen der Enttäuschung über eine Autorität, nicht aber aus rationalen Gründen entfernt hatte. Noch als Schüler hatte mich die Vita Albert Schweitzers beeindruckt. Schweitzers „Leben-Jesu-

Forschungen“ waren im Anschluss an die der Tübinger Theologen Christian Ferdinand Baur und David Friedrich Strauss zu dem Ergebnis gekommen, dass bestenfalls Nebensächlichkeiten wie Jesu Antwort auf die Frage Johannes des Täufers, ob er der Sohn Gottes sei, Historisches barg. Zugleich aber betonte Schweitzer, gläubiger Christ zu sein, und verstand das als „Leben wie Jesus“. Ich wollte wissen, wie man das zusammenbringen konnte und begann mein Theologiestudium zunächst nebenbei, ohne ein Examen im Auge zu haben. Später gehörte Theologie wie die Germanistik, Philosophie und Pädagogik zu meinen Prüfungsfächern.

Pretzel und Pyritz gehörten zu den gegensätzlichsten Typen von Hochschullehrern. Ich habe beide nach 1970 auf Grund von Archivalien aus dem 3. Reich auf ihre Vergangenheit überprüft. Beide hatten im 3. Reich ihre Verbeugungen vor den herrschenden Politikern gemacht. Pretzel war bereit, mit der SS zusammenzuarbeiten. Er sollte die Leitung der Klopstock-Ausgabe übernehmen, des einzigen literaturwissenschaftlichen Projekts des >Ahnenerbes< der SS, der späteren Forschungsabteilung der SS. Außerdem war er dort im Gespräch, Leiter einer Ausgabe des Germanisten Weinhold zu werden, zu der es dann aber nicht kam. Pretzel hatte in einem Dozentenlager einen nachhaltigen Eindruck bei dessen Leiter, Walter Wüst, hinterlassen, der zugleich wissenschaftlicher Leiter des >Ahnenerbes< war und überhaupt zeitweise der mächtigste Wissenschaftler im 3. Reich. Dass Pretzel als Bruder des in England lebenden Sebastian Haffner überzeugter Nazi war, war unwahrscheinlich, aber er war sicher auch weder NS-Verfolgter noch Widerstandskämpfer. Er übernahm auch sonst Projekte, die er dann auf die lange Bank schob, häufig nicht einmal in Angriff nahm. Vermutlich gehörte auch das Klopstock-Projekt dazu. Außer in Archivalien findet man jedenfalls über dieses Projekt nahezu nichts.

Für Pyritz könnte Ähnliches gelten. Immerhin trat er 33 in die SA ein und arbeitete in dem von Rosenberg dominierten Schriftumsamt. Noch 1941 trat er in die NSDAP ein, einen Zeitpunkt als die Anwärter weitaus mehr als etwa 1933 auf Herz und Nieren überprüft wurden. Nichtsdestoweniger betrachteten die Entnazifizierungsbehörden ihn nach 45 als „entlastet“. Trotz dieser Verbeugungen rechne ich heute beide (Pretzel und Pyritz) zu den Minderbelasteten.

In der Riesenbandbreite der Typen, die ich auf der Universität erlebte, konnte ich nicht erwarten, dass ich nochmals ein solches gegensätzliches Pärchen begegnete. Trotzdem passierte mir ebendies in der Theologie mit dem Systematiker Thielicke und dem Neutestamentler Goppelt.

Beide habe ich nicht (auch später nicht) wie die Germanisten Pretzel und Pyritz überprüft. Thielicke war wie Pretzel ein rhetorisches Talent, wenn auch in anderer Weise. Er konnte die Ähs und andere Zögerleute in einer die Dramatik der Rede steigernden Art in seine Darstellung einbauen. Diese war voller Bilder und Beispiele, die auch die kompliziertesten Gedankengänge für die Allgemeinheit verständlich machten. Er rechnete sich zu den Widerstandskämpfern, wirkte auch an dem >Barmer Schuldbekennnis< mit, das 1947 von Geistlichen verfasst wurde, die der >Bekennenden Kirche< im 3. Reich nahe gestanden hatten. Er wies häufiger darauf hin, dass er eine lebensgefährliche Krankheit in der Jugend überstanden und darüber zu seinen Herrgott gefunden habe. Sonst hatte er die Erscheinung eines Lebemanns, lud seine Studenten häufiger zu einem Gelage auf seine (oder die seiner Gönner) Kosten in eine Prominentenlokal in den Sachsenwald ein. Bei einem dieser Treffen kam auch ich ihm näher. Auf mir bis heute nicht erklärlicher Weise wurde er im Laufe unseres Gesprächs knallrot mit hellem Einsetzen im Gesichtsausdruck. Das wirkte so, als hätte ich ihn durchschaut. Ich habe ihn wie die meisten meiner Gesprächspartner sicher direkt in die Augen geschaut. Auch sonst löste das bei manchen Verwirrung aus, wenn auch nie so sehr wie später bei Walter Jens, der dann auf mitleidserregende Art ins Stottern geriet. Durchschaut habe ich vermutlich niemanden, jedenfalls nicht so, dass ich an Unzweifelbares geraten sei, wenn ich auch gelernt habe, auf vieles Nonverbales zu achten. Für meine unbändige Neugier waren Worte nicht immer das wichtigste an einem Menschen. Ich messe diese jedenfalls meistens am übrigen Verhalten, registriere vor allem Diskrepanzen, rede aber nie drüber. Mag sein, dass manche das ihrerseits registrieren und als „Durchschauen“ deuten. Mag sein, dass das auch Thielicke so ging und dass das die Ursache für seine Verwirrung war. Ich fand aber immer die Unterscheidung von Innen und Außen, von Maske und Wesen oder von Schale und Kern problematisch, d.h. ich sah darin meistens nicht mehr als leicht in die Irre führende Metaphernpaare.

Thielicke war beliebt und hatte Gönner. Das Gelage im Sachsenwald, bekannte er freimütig, habe ihm der Erdölkonzern Shell finanziert. Außerdem hielt er einen Teil seiner Vorlesungen ab in einem Riesenversammlungsraum einer Freimaurer-Vereinigung, der in der Nähe der Uni lag. Thielicke entschuldigte übrigens seine kapitalistischen Gönner mit irgendwelchen Argumenten, die bei uns so ankamen, als hätte er seinen Gönnern einen Gefallen getan. Es hieß, er sei auch in der CDU. Ich habe auch das nie überprüft, aber manches klang danach. Als die CDU beschloss, hinfort nicht mehr von Wiedervereinigung zu sprechen, sondern stattdessen das Selbstbestimmungsrecht zu betonen, lobte er das schon tags darauf in der Vorlesung, als

hätte er das selbst mitbeschlossen. Im Alter nahm seine Einmischung in die Tagespolitik manchmal skurrile Züge an. Er kannte wohl auch den Star der deutschen Fußballnationalmannschaft Uwe Seeler. Als der ein für damalige Verhältnisse höchst lukratives Angebot bekam, zu einem US-amerikanischen Verein zu wechseln, mischte Thielicke sich ein mit einer heftigen Polemik gegen die Prostitution von Fußballern und anderen Sportlern und überhaupt. Da wies man ihm süffisant auf den Umstand hin, dass manche seiner professoralen Kollegen sich ja auch vermutlich nur des Geldes wegen in die USA berufen ließen. Auch sein eigener Wechsel von Tübingen an die Elbe sei wahrscheinlich mit einer saftigen Zulage begleitet gewesen. Er solle doch erst einmal vor seiner eigenen Haustür kehren.

Thielicke war schon in Tübingen Universitätsrektor gewesen. Dann wurde er in seiner Heimatstadt nochmals Universitätsrektor. Auch sonst wurden ihm zahlreiche Ehrungen zuteil. Kritik konnte er manchmal humorvoll verarbeiten. Als der berühmte Baseler Theologe Karl Barth ihn eines Tages „Spökenkieker“ nannte (das ist plattdeutsch und hat im Hochdeutsch keine geläufige Entsprechung, heißt wörtlich „Geisterseher“, ist aber weitaus verächtlicher gemeint) fühlte er sich auch dadurch richtig geehrt.

Probleme machte Thielicke seine Stellung im Fach. Sein Hauptgegner Rudolf Bultmann spielte eine überragende Rolle in der wissenschaftlichen Diskussion über die Theologie hinaus. Auch seine >Ethik<, die in der Zeit entstand, als ich bei ihm studierte, reichte nicht aus, Bultmann seine überragende Stellung im Fach streitig zu machen.

Der Auftakt

Ich weiß gar nicht, ob die Psychologen so etwas kennen, wie ich es früh in Bezug auf meine Probleme nannte: Initialhemmung. Da ich häufig genug in vielen Sachen Pionier war, muss ich dieses Phänomen wohl etwas differenzieren. Wie können Anfänge zum Problem werden?

Auch Wissenschaftler behandeln Anfänge nicht selten gedankenlos so, als wenn vor ihnen nichts war. Natürlich kann man das Nichts mythologisieren, was denn das Gegenteil von dem wäre, was man bei Wundern Entmythologisierung genannt hat. Dann ist es wie bei Heidegger ein Ungeheuer, das beim Menschen Angst und Sorge auslöst, und wenn dieser sich darauf einlässt, auf wundersame Weise alles ins Lot bringt. Aber als jemand, der sich durch Vaihin-

ger aufgeklärt fühlt, bin ich stets gewärtig, hinter Mythen, Symbolen und Metaphern Irrlichter zu vermuten, die mich also in die gedankliche Irre verführen können. Das kann manchmal lustig sein wie in der Dichtung, ist aber vor allem in der rauhen Wirklichkeit häufig genug Anlass zu schweren Verdüsterungen der Sinne.

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“,

so hieß es in den Mythen nicht nur der monotheistischen Religionen und löste mit Recht die Frage aus:

„ und was war davor“.

So fragen heute noch Kinder, wenn sie wissen wollen, was vor ihrer Geburt war, bzw. wenn sie schon aufgeklärt sind, was vor ihrer Zeugung war, der „Anfang“ einer Fragekette, die tendenziell nie zur Ruhe kommt.

Die 0 (=Null) in der Mathematik tut man gut, entsprechend als Konstruktion zu behandeln, als Denkhilfe beim Rechnen, die man kulturgeschichtlich erst spät in den Alltag einführte. Das Nichts ist nicht besser wie übrigens auch das scheinbare Gegenteil: das All oder temporal ausgedrückt: die Ewigkeit. In der Wirklichkeit behandeln wir dasjenige, was vor dem Anfang da war, auch wie der Angler das Meer, in dem er den Fisch fing. Das Grundwort *fangen*, von dem *anfangen* im Deutschen abgeleitet ist, hatte schon vor den alten Griechen und Römern diese Bedeutung. Zugespitzt formuliert: Das Denken des Nichts ist eine Marotte von Hochkulturen. Soll heißen: Wir können eigentlich nicht anders, als das Nichts zu behandeln, als sei es ein Etwas. Ehrlicher wäre es, es wie ein Meer zu behandeln.

Man verzeihe mir diesen Ausflug in die Philosophie. Aber vielleicht ist so meine Vermutung als weniger abenteuerlich nachvollziehbar, dass viele Philosophen an einer Initialhemmung litten, wie sie bei mir möglicherweise besonders extrem ausgebildet ist. Denn das gilt sicher z.B. auch für Hegel, der zeitweise der Auffassung war, im ersten Satz müsse schon in nuce das ganze Buch enthalten sein, in dem er steht.

Psychoanalytiker werden die Überbetonung des Anfangs auf abrupte Übergänge von einer Phase zu einer anderen, besonders im frühkindlichen Leben, zurückführen. Da komme ich z.B. in meinem Leben auf die Prügel der Mutter meiner Spielkameradin Gisela, die ich oben schilderte. Das war eigentlich immer so: Wenn etwas in meinem Leben schief ging, dann fast ausnahmslos am Anfang. Wenn es am Anfang glatt lief, dann war es sicher, dass das Malheur unmittelbar danach erfolgte. Ohne solche Anfangsschwierigkeiten lief jedenfalls nur sehr sel-

ten etwas in meinem Leben ab. War das in meinem Studium anders? Anfangs hatte ich sogar den Eindruck.

Meine umständliche, genauer: umwegige Art, wie hier vom Allgemeinen, scheinbar Abwegigem, häufig Marginalem zum Eigentlichen zu kommen, hat selbst alle Züge meiner Initialhemmungen. Jetzt darum endlich zum Eigentlichen: zu meinem ersten Durchfall während meines Studiums. Und der hatte symbolischerweise mit den Anfängen von Versen mittelalterlicher Dichtung zu tun, dem sogenannten „Auftakt“. Das muss ich wohl erklären. Darum jetzt doch noch eine gedankliche Schleife = ein Umweg.

Die mittelalterliche Dichtung hatte man nahezu völlig vergessen, bevor man sie im 18. Jhd. wiederentdeckte und im 19. Jhd. begeistert feierte wie zuvor nur die antike Dichtung Homers oder Horaz`. Auf der Woge dieser Begeisterung entstand überhaupt erst die Germanistik als eigenes Universitätsfach. Entsprechend stand in diesem Fach die mittelalterliche Dichtung lange Zeit im Mittelpunkt. Noch heute lernt jeder Germanist in einem Proseminar in Ansätzen irgendeine mittelalterliche Dichtung kennen, sie richtig zu lesen, einzelne Wörter bzw. deren Geschichte von den Anfängen in vorgermanischer Zeit bis zur Gegenwart zu erklären und diese ins Gegenwartdeutsche zu übersetzen. Um das richtige Lesen zu erleichtern, hatte man die überlieferten Verse vereinheitlicht. In der überlieferten Schrift wurde z.B. wie auch im Gegenwartsdeutsch die Betonung nicht wiedergegeben. Es gab aber seit Anfang des 19. Jahrhunderts eine Konvention, vier Akzente über einen Vers zu verteilen. Die Wörter oder Wortteile vor dem ersten Akzent nannte man Auftakt, welchen Begriff man aus der Musik entlehnt hatte. Das sei an den ersten beiden Versen der bekanntesten mittelhochdeutschen Dichtung, des >Parzival< von Wolfram von Eschenbach verdeutlicht:

„Ist zwîfel herzen nachgebûr,
daz muoz der sêle werden sûr.“

Zu akzentuieren war das folgendermaßen:

Ist zwîfel hérzen nâchgebûr,
daz múoz der séle wérden sûr.“

Ich gebe hier einmal meinen Hang zu hinterfotzigen Kommentaren nicht nach. Hier nur das eine: Niemand weiß sicher, wie man im Mittelalter betonte, nicht einmal ob man wie seinerzeit die römischen Dichter so etwas wie Betonung überhaupt kannte. Es ist lediglich plausibel, dass man das so tat.

Erschlossen ist natürlich auch die Geschichte der Wörter. Diese Geschichte beruht auf der empirischen Beobachtung, dass Wörter mit gleicher oder ähnlicher Bedeutung in verschiedenen Sprachen ähnlich lauten bzw. wie z.B. schon in Dialekten in regelhafter Weise abgewandelt wurden. Wo derartiges an den wichtigsten Wörtern des Wortschatzes von Sprachen beobachtet wurde (was schon im 18. Jahrhundert geschah) sprach man von Sprachverwandtschaft. Verwandtschaft von Sprachen hat man alsbald spezifiziert und dargestellt in Stammbäumen. Erst später sah man sich gezwungen, dieses Bild zu differenzieren. Ähnliche Sprachphänomene können auch durch frühe Sprachkontakte erfolgt sein. Gemeinsamkeiten oder Ähnlichkeiten zwischen Sprachen muss man also nicht auf gemeinsame Vorfahren zurückführen. Die Versuche, aus Gemeinsamkeiten und Ähnlichkeiten unbekannte Vorfahren zu erschließen, kulminierte bald in Versuchen, eine Ursprache für alle Menschen zu rekonstruieren, meistens über Hunderte von unbekannten Vorfahren bis zu einigen wenigen „Urwörtern“. Diese Art grotesker Kombinationswahn löste dann erwartungsgemäß Gegenbewegungen aus. Die Académie Française verbot Anfang des 20. Jahrhunderts. sogar solche sprachhistorischen Forschungen wegen ihrer evidenten Unwissenschaftlichkeit. Aus dem Mathematikstudium wusste ich: Je größer die Zahl der Unbekannten, desto geringer die Lösungsmöglichkeiten. Dieses Verbot war aber nicht weniger übertrieben. Immerhin lässt sich der Grad der Verwandtschaft von Sprachen mathematisch exakt bestimmen. Ich habe am Ende meines Studiums in meiner Dissertation eine Formel zur Bestimmung des Grades der Verwandtschaft zwischen Sprachen entwickelt, die derartiges leistet.¹ Und jeder Deutsche wird ohne eine solche Bestimmung die Verwandtschaft der oben zitierten Verse mit dem heute gesprochenen Deutsch plausibel finden.

Im Einzelnen freilich warfen die Sprachvergleiche doch manche Fragen auf. Das Ist im Auftakt des oben zitierten ersten Verses ist sicher mit dem heutigen ist auch wegen der gleichen Bedeutung leicht zu vergleichen. Wir sind aber gewohnt, das mit völlig anders lautenden Wörtern zu einem Paradigma zusammenzudenken: sein, seid, sind – bin, bist – war, gewesen. Da sind anscheinend ursprünglich selbständige, nicht verwandte Wörter und deren Abwandlungen zu einem Paradigma zusammengewachsen. Das ist eine in unserer Sprache singuläre Erscheinung. Wundersamerweise geschieht Vergleichbares auch mit dem gleichen Wort in Sprachen die wie das Englische mit dem Deutschen als verwandt gelten, allerdings auf z.T. stark abweichende Weise (is, be, are, was....), und in geringerem Ausmaß sogar in Dialekten. Im Plattdeutschen heißt z.B. der Imperativ „Sei mein Freund!“ : “Wes mīn fründ!“

¹ s. <http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/Aehnlichkeitsmass.pdf>

So etwas lernten wir nicht nur, wir mussten das auch in Klausuren parat haben. Wir mussten die Verse aber auch nicht nur wörtlich übersetzen, z.B. nachgebûr mit 'Nachbar', sondern auch frei, wie das der Hamburger Großordinarius Pretzel tat: „Wenn Zweifel in den Herzen wohnt.....“. Er glaubte jedenfalls, dass nachgebûr im Mittelhochdeutschen die Bedeutung 'Einwohner' angenommen hatte. Pretzel überschritt gerne bedenkenlos die Grenze zwischen Übersetzung und Interpretation.

Um als fortgeschrittenes Semester in ein Hauptseminar zu kommen, mussten wir damals eine Aufnahmeprüfung machen, in der wir Texte von im Schnitt 30 Versen, wie beschrieben, behandeln mussten. Da die Anzahl der Teilnehmer auf 30 beschränkt war, richteten sich die Kriterien für die Aufnahme nur zum Teil nach dem Ergebnis der Prüfung.

Für das Hauptseminar des Großordinarius Pretzel hatten sich – wenn ich das nicht falsch erinnere – gerade 30 Bewerber gemeldet. Es hätten also theoretisch alle aufgenommen werden können.

Trotzdem fiel ich durch. Genauer: ich stand nicht auf der Liste mit den Namen, die ins Seminar aufgenommen waren, begab mich zu dem Assistenten, den ich als den ausgemacht hatte, der für die Aufnahme faktisch zuständig war. In dem Zimmer dieses Assistenten hielt sich zu dem Zeitpunkt noch die spätere Frau eines damaligen Studienkollegen und heutigen Mediävistik-Professors auf. Die schilderte die Vorgänge mit einem süffisanten Lächeln später in meinem Beisein so: Ich hätte den Herrn Schirmer gefragt, warum ich denn nicht auf der Liste stand. Der hätte sich mit hochrotem Gesicht stotternd in offenkundige Ausflüchte verstrickt. Quintessenz: Ich hätte mit dem Auftakt auf Kriegsfuß gestanden. 16 Fehler, das sei zu viel. „Was“, hätte ich großäugig geantwortet, das könne doch gar nicht sein. Das wolle ich genau wissen. Er suchte ziemlich lang nach meiner abgegebenen Arbeit. Nach einer Weile gab er zu, dass es eigentlich nur ein Fehler war, den ich allerdings auf die gleiche Weise 16 mal gemacht hätte. Aber, hätte ich eingewandt, ein Systemfehler, wenn es denn einer war, kann doch nur einmal gewertet werden. Er beharrte aber darauf, dass das bei Pretzel so nicht gelte. Die im Zimmer anwesende Frau schilderte das so, als wenn ich der Prüfer war, der dem Prüfling Schirmer eröffnete, dass er durchgefallen war.

Noch im gleichen Semester brachte ich Hintergründe in Erfahrung, die auch die Frau meines Studienkollegen nicht kannte, bzw. erst später von mir erfuhr. Das hing mit einem anderen Studienkollegen zusammen, Kunzendorf hieß er, den ich in einem anderen Studienfach kennengelernt hatte, mit dem man sich über Gott und die Welt unterhalten konnte, der nicht nur

viel wusste, sondern das auch wirksam präsentieren konnte mit der Tendenz zu dominieren. Ich habe bis heute gerne den subdominanten Gesprächspartner gespielt und auch viel von diesem tendenziellen Partylöwen gelernt. Zum Beispiel führte mich Kunzendorf in die Besonderheiten der Musik von Tschaikowsky ein.

Kunzendorf erzählte ich die obige Geschichte mit dem Durchfall und erfuhr von ihm triumphierend die Erklärung: Er wollte ebenfalls in das erwähnte Hauptseminar hinein, hatte aber den Termin für die Aufnahmeprüfung verpasst und war anders als ich nicht zum subdominanten Schirmer gelaufen, sondern gleich beim Großordinarius Pretzel in dessen Sprechstunde aufgetaucht, hatte diesem imponiert und so sehr eingewickelt, dass dieser ihn sogar ohne Aufnahmeprüfung aufnahm. Der Form halber musste diese Aufnahme auf Kosten eines anderen vorgenommen werden.

„16 Fehler! Das geht ja ohnehin nicht...“

Es ist aber nicht ausgeschlossen, dass Pretzel mich für einen Verwandten seines Kollegen Simon hielt, dass er also Strenge demonstrieren wollte, die ja Kollegen meistens mehr beeindruckt als Nachsichtigkeit. Ich weiß heute nicht mehr, um welchen Auftaktfehler es damals ging, habe aber meine Überzeugung in Erinnerung, dass es gar kein Fehler war.

Natürlich habe ich meinen Durchfall nicht auf meinen Studienkollegen zurückgeführt, sondern direkt auf Pretzel, folgte also Kunzendorfs Rat, mich trotz des Durchfalls frech in das Seminar zu setzen, und nahm dort diesen Großordinarius sogar mit meinen kritischen Fragen ungewöhnlich offensiv unter Beschuss. Da Schirmer an diesem Seminar nicht teilnahm, fiel meine illegale Anwesenheit auch sonst niemandem auf. Pretzel blieb in meinem Hinterkopf aber persona non grata und ich orientierte mich hinfort an anderen Dozenten.

Wielands „Aristipp“

Es gab natürlich noch weitere Durchfälle während meines Studiums. Erwähnen will ich nur einen in einem Wieland-Seminar Adolf Becks. Beck war Spezialist für schwäbische Dichter, insbesondere Hölderlin und hatte vergeblich gehofft, in Tübingen einen Lehrstuhl für Ne germanistik zu erhalten. Sein Konkurrent Beissner mit dem gleichen Forschungsschwerpunkt lief ihm den Rang ab. Es ist bekannt, dass Forschungsgegenstände auf den Forscher abzufärben pflegen. Becks Vorlesungen fanden in einem Stil statt, der an Hölderlins >Hyperion<

erinnerte, jedenfalls rhythmisch wie Hexameter in neuhochdeutscher Betonung. Zeit spielte für ihn offenbar keine Rolle. Seine Barock-Vorlesung kam z.B. nicht über das Vorbarock hinaus. Seinen Lebensabend verbrachte Beck übrigens in Tübingen, wo ich ihn mehrfach traf und mich mit ihm über Hamburg austauschte.

Im Wieland-Seminar übernahm ich ein Referat über den Briefroman >Aristipp<. Ich schätzte Wieland. >Aristipp< war aber eines seiner nicht so seltenen unterdurchschnittlichen Werke. Ich handelte das Thema ab, wie ich es gelernt hatte. Zwei Tage vor Abgabetermin stellte ich fest, dass es mit seinen über 40 Seiten zu umfangreich war. Als Student, der seine Begabung damals im Bereich der Philosophie sah, störten mich auch die Widersprüche vor allem in dem philosophischen Aussagen dieses Werks.

Da glaubte ich, zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen zu können. Ich kürzte die Arbeit auf 10 Seiten und inkorporierte in sie eine philosophische Erklärung der Widersprüche. Da die Zeit eilte, übertrug ich einer Cousine die Aufgabe, das zu tippen. Sie erledigte das als gelernte Sekretärin auch fehlerlos. Allerdings tippte sie die ablösbaren Präfixe auch da getrennt, wo sie laut Rechtschreibreform zusammengeschrieben werden mussten. Diese Rechtschreibregel ist auch aus historischen Gründen idiotisch. Noch im 16. Jahrhundert schrieb man diese ablösbaren Präfixe nämlich getrennt. Vermutlich hatte ich meiner Cousine meine kritische Einschätzung der Rechtschreibung gerade an diesem Beispiel zuvor einmal erklärt. Das war aber in diesem maschinenschriftlichen Manuskript jetzt nicht mehr einfach reparierbar. Ich machte, weil ich wusste, dass Beck in dieser Hinsicht pingelig war, unter die getrennt geschriebenen Wörter vom Typ an zu fangen kleine Bögen, um anzudeuten, dass das zusammengeschrieben gehört. Trotzdem war das der Hauptgrund, warum die Arbeit durchfiel.

Dummerweise geriet ich deswegen gleich an Becks Assistenten Meier, dem auch die philosophischen Erklärungen überhaupt nicht zusagten. Da könnte auch eine Rolle gespielt haben, dass er mich häufig mit einer Studentin zusammen sah, auf die er wohl ein Auge geworfen hatte. Ich suchte ihn mehrfach auf, bis er bereit war, sich mit Beck rückzukoppeln. Danach bekam ich wenigstens ein „ausreichend“

Honnef

>Honnef< War der Vorläufer von dem, was dann >Bafög< hieß, ein Studienförderungsprogramm, benannt nach dem Ort bei Bonn, in dem dieses beschlossen wurde. Ich weiß nicht mehr, wie ich in den Genuss dieses Programms geriet. Vermutlich ohne Leistungsnachweis. Ich erhielt es vom 4. Semester an. Für Geld habe ich noch heute kein Gedächtnis. Aber ich denke, ich erhielt es in voller Höhe.

Mein Vater war in jeder Hinsicht gutmütig. Ich denke, er hätte mir auch mehr bezahlt, als ich bekam. Da ich zuhause Logis und Kost umsonst und auch alsbald ein Dachzimmer für mich hatte, das meinen Bedürfnissen voll entsprach, brauchte ich für die Studiengebühren, die ich in den ersten Semestern noch zahlen musste – 2,50 DM pro belegter Veranstaltungsstunde – nur in den Ferien zu jobben, meist bei der Post bei der Postverteilung in der Zentrale, dem sogenannten „Hühnerposten“, daneben auch im Christian Wegner Verlag, der sich damals in einem ehemaligen Bunker auf St. Pauli in der Nähe des Millerntors befand.

Auf meine Tätigkeit in einem Jugendheim komme ich später noch zu sprechen. Gelegentlich gab ich auch Nachhilfeunterricht, u.a. einem Verwandten, der in unserer Nachbarschaft wohnte. Seine Mutter war, wie manche angeheirateten Verwandten ziemlich ehrgeizig und wollte wohl, dass der damals noch nicht Zehnjährige auf eine höhere Schule kam. Er hatte aber Probleme mit dem Rechnen, insbesondere mit den abstrakten Zahlen. Ich weiß noch, wie ich das mit ihm übte und übte, und als er noch nach mehr als einem Monat nicht einmal 7 und 8 zusammenzählen konnte, gab ich das auf. Er wurde später Elektriker. Da man zum erfolgreichen Abschluss der Elektrikerlehre sogar recht gut rechnen musste, gab mir das ziemlich zu denken. Ich konnte bei anderen Menschen nicht voraussetzen, dass sie so problemlos mit Zahlen umgehen können wie ich, erst recht nicht mit abstrakten Zahlen. Seitdem bemühte ich mich stets um einen Praxisbezug zumindest um Beispiele, wenn ich Menschen etwas beibringen wollte. Na ja, da das sehr aufwendig ist, unterblieb das mehr und mehr.

Obwohl das Geldverdienen vorwiegend in den Semesterferien fiel, merkte ich doch bald, dass darunter das Studium in einem Maße litt, wie ich es zuvor nicht vermutet hätte. Meine Bemühungen, bei Dozenten eine Tätigkeit zu bekommen, die sich auch förderlich auf mein Studium hätte wirken können, wurden schnell enttäuscht. Pretzel z.B., dem ich beim Umzug half, zahlte mir dafür keinen Pfennig und ließ mir, als ich da explizit nachfragte, nur ein unbedeutendes

Büchlein zukommen. Es war für mich also eine Erleichterung, dass ich vom 4. Semester an Honnef bekam, so wenig das auch war.

Ich wäre auf diese Dinge aber gar nicht eingegangen, wenn es nicht auch hier zu durchfall-ähnlichen Erscheinungen gekommen wäre. Als meine Studienfächer hatte ich beim Honnef-Antrag Germanistik und evangelische Theologie angegeben. Ich studierte aber faktisch sehr viele Fächer. Weil jede belegte Veranstaltung etwas kostete, setzte ich mich wie viele andere einfach in die Veranstaltung hinein, die ich für wichtig hielt. Wenn man so will, habe ich damals über weite Strecken „schwarz“ studiert. Da Privatdozenten, die noch im 3. Reich von Studiengebühren lebten, inzwischen einen festen Gehalt bekamen, war auch diesen das Zubrot ohne größere Bedeutung, das unsere Studiengebühren für sie waren. Ich denke, es war ebenfalls im Jahre 1958, von dem ab ich Honnef erhielt, als man die Studiengebühren ersatzlos strich. Eine Begründung war, dass die Verwaltung der Studiengebühren kaum weniger kostete als die Einnahmen. Dass man sie nach meiner Emeritierung 2002 wieder einführt habe ich als Niederlage in meinem hochschulpolitischen Engagement erlebte. Ich habe das dem Stuttgarter Wissenschaftsminister als persönlichen Affront übel genommen. Dass sich dagegen außer mir nur wenige Dozenten zur Wehr setzten, habe ich nicht verstanden, zumal sie nicht wie die Kollegen vor 1958 direkt davon profitierten.

Ich hatte es nicht gewusst oder, wenn ich es anfangs einmal wusste, vergessen, dass man für Honnef in jedem angegebenen Fachsemester einen Beleg beibringen musste über ein erfolgreich besuchtes Seminar. Eines Tages erhielt ich die Nachricht, dass man mir das Geld aus dem Honnef-Programm streichen würde. Eigentlich hätte ich mir denken könne, dass so etwas passiert. Aber im Rausche meiner studentischen Freiheitsgefühle hatte ich alles Mögliche studiert, aber nicht das angegebene Fach ‚Theologie‘. Immerhin konnte ich den zuständigen Verwaltungsbeamten überreden, dass ich den Beleg auch nachliefern könnte. In einer Woche musste ihm der Beleg aber vorliegen. Ohne das Honnef-Stipendium hätte ich wieder jobben müssen. Meine Studienlust war zu groß, als dass ich ernsthaft in Erwägung zog, einen anderen Beruf zu ergreifen. Was also tun?

Glücklicherweise erhielt ich die Nachricht gerade zu Beginn des Semesters. Ich setzte mich also in einige theologische Seminare, u.a. in ein kirchenhistorisches Seminar. Dem Dozenten dieses Kirchenhistorischen Seminars trug ich mein Problem vor. Der hielt es zunächst für unmöglich, dass man innerhalb eine Woche eine vollwertige Seminararbeit als Beleg anfertigen könne.

„Sie könne es natürlich versuchen“, sagte er, „aber erwarten sie nicht, dass ich die Arbeit milder bewerte als andere.“ Ich einigte mich mit ihm auf das Thema >Wahrheit bei Erasmus von Rotterdam<. Ich hatte von Erasmus zuvor keine Zeile gelesen, war auch unsicher, ob mir dessen Latein nicht allzu viele Schwierigkeiten bescheren würde. Das Problem der Menge der Texte, die ich zu bearbeiten hatte, löste ich mit meinem Gespür für wichtiges. Ich las Erasmus durch die Brille von Karl Jaspers, über den ich im Semester davor ein Referat gehalten hatte. In einem Zuge schrieb ich die Arbeit nieder und schon war ich in der Sprechstunde des besagten Dozenten. Vor mir warteten da schon einige Studenten mit anderen Problemen. In dieser Wartezeit stellte ich meinem handschriftlichen Elaborat eine Inhaltsangabe voran. Inhaltsangaben waren bei mir selten vor dem Text da.

Am nächsten Tag saß ich auf dessen Vorladung im Sprechzimmer des für Honnef zuständigen Verwaltungsbeamten. „Was ist?“ sagte dieser. „Haben Sie jetzt die Bescheinigung?“ Natürlich hatte ich sie nicht. Ich erklärte dem Beamten, dass ich die Arbeit erst einen Tag zuvor dem Dozenten Dr. Pflug übergeben hatte. Der Beamte hielt das wohl für eine Finte, rief den Dozenten an und erreichte ihn auch. Ich bekam nicht mit, was der Dozent ihm in einem längeren Gespräch sagte, dagegen ohne sie verstehen, warum, dass sich das Gesicht des Beamten zwischen dem „Ahem“ und „Ja“ immer mehr verdüsterte. Dann legte er auf, sagte nur missmutig:

„Das hätten sie ja gleich sagen können!“ und unterschrieb flugs die Anweisung, mir das Honnef-Stipendium zu zahlen. Erst in der nächsten Sprechstunde des Dozenten erfuhr ich den Grund. Dieser war begeistert von meiner Arbeit. Da konnte ich mir auch den Missmut des Verwaltungsbeamten zusammenreimen. Für den sollte ich wohl das Vorzeige-Opfer für die strenge Durchführung seiner Tätigkeit werden. Missmut begann ich hinfort als Anzeichen von Erfolg zu schätzen bzw. von Glück um Unglück.

Die Mauer

Ich wurde, wenn auch aus der in diesem Text schon mehrfach herausgestellten Froschperspektive, direkt Zeitzeuge eines noch heute den meisten Deutschen und vielen politisch Interessierten in der übrigen Welt bekannten Ereignisses.

Gorleben war damals noch kein öffentliches Thema. Vielleicht hatten einige Politiker mit Hilfe geologischer Wissenschaftler diesen Ort schon als Endlagerstätte für den Atommüll ausgemacht. Aber wir wussten davon nichts. Wir, das waren eine Handvoll Studenten aus Hamburg, zu denen ich stieß auf Einladung eines ehemaligen Klassenkameraden zu einer sonntäglichen Wanderung an der Elbe entlang mit dem Endziel einer uralten Bibliothek in Hitzacker. Vor Kriegsende hatte meine Familie einmal auf der beliebten Fahrt mit dem schlagseitigen aber durchaus noch fahrtüchtigen Raddampfer zu unseren Verwandten in Rosenweide die Haltestelle verpasst und Vaddern sagte spontan: „Dann fahren wir heute nach Hitzacker.“ In der Tat war das eine unvergesslich schöne Fahrt. Diesmal fuhren wir aber mit der Eisenbahn. Bibliotheken hatten mich schon immer interessiert, Wandern sowieso, insbesondere in terras incognitas, für mich jedenfalls entlegene Ecken der Heimat. Aber zur Bibliothek kamen wir gar nicht erst.

Es war ein strahlender Spätsommertag. Bei „strahlend“ dachten wir damals noch nicht an Atom und Endlager. Eine wunderschöne Endmoränenlandschaft, bewaldet bis auf die Hügelkette am Ufer der Elbe. Dort gab es nur Büsche, zwischen denen hindurch wir nicht nur die Elbe, sondern auch die Wachtürme dahinter wahrnahmen. „Was sollen denn die Soldaten hier“. Einer meiner Wandergesellen hatte sie zwischen den Büschen zum Teil mit aufgefanztem Gewehr liegend wahrgenommen. Die Gewehre waren auf die andere Uferseite der Elbe gerichtet. Wir wussten, dass die Elbe dort die Grenze zur DDR bildete. Einer von uns ließ sich zu einer Witzelei hinreißen: „Ist denn Krieg?“ Einer der Soldaten hatte das gehört und meinte lakonisch: „Könnte man so sagen.“ So richtig nach Witzelei klang das aber nicht.

Am anderen Elbufer war keinerlei Bewegung zu entdecken. Trotzdem trat nach eine Weile ein ranghöherer Militär mit ernster Miene an uns heran: „Es ist besser, wenn Sie möglichst bald nach Hause gehen.“ Ich hatte zuerst an ein Manöver gedacht. Das wollte uns aber der Militär nicht bestätigen. Die in unsere Glieder gefahrene Ahnung trieb uns in Eile nach Hitzacker. Dort war hektisches Leben in der Straße. „Die Grenze wird geschlossen“, erklärte uns ein Passant. Eckhard, mein Klassenkamerad, ja, der mit dem minutiösen Gedächtnis, erinnerte sich an die Worte eines westalliierten Politikers, der vor gar nicht so langer Zeit davon gesprochen hatte: „Wenn die Sowjets die Grenze zum Westen schließen, bedeutet das Krieg.“

Als wir abends aus dem Zug stiegen, der uns nach Hamburg zurückgebracht hatte, schrien die Zeitungsverkäufer schon auf dem Bahnsteig: „Sowjets veranlassen Bau einer Mauer quer durch Berlin.“ So blieb mir der 13. August 1961 stets im Gedächtnis. Die Begegnung mit den Soldaten auf den Hügeln am Elbufer hinterließ aber bei mir die Überzeugung, dass der Wes-

ten keineswegs, wie seine Politiker noch lange danach behaupteten, von dem Mauerbau überrascht wurden. Zumindest die Soldaten in den Büschen konnten unmöglich so schnell auch nur aus den nächstgelegenen Kasernen an die Elbe gekommen sein.

[wird fortgesetzt]

Universitätsdozent

Es gibt darüber aus naheliegenden Gründen keine Statistiken. Hochschullehrer reden sogar selten darüber, erwähnen das nicht in ihren Lebensläufen, verdrängen, ja vergessen so etwas gerne, nicht nur weil das ihrer Karriere nicht förderlich oder mit ihrem besonderen Ehrgeiz nicht vereinbar ist: Durchfälle und Niederlagen aller Art.

Schon in Schule und Studium war mein Weg von Durchfällen bekleckert. Das setzte sich an der Uni als Dozent fort.

[wird fortgesetzt]

Teil V

Der Begleiter

Nachträgliches Vorwort des Herausgebers

Umwegelagerer gehen barock verschnörkelte Wege. In diesem Teil gebe ich z.B. nicht die eigenen Erlebnisse wieder, sondern die eines Freundes aus Darmstadt, den ich Anfang der 70er Jahre in einem Archiv kennen lernte. Uns verband zunächst nur die Erforschung der Vergangenheit unserer Fächer im 3. Reich – er in der Psychologie, ich in der Sprachwissenschaft –. Später waren wir trotz der 250 km zwischen unseren Wirkungsorten enge Freunde. Der Grund für diesen Umweg liegt darin, dass wir – wenn auch zeitlich versetzt und mit einigen Unterschieden – in einem Abschnitt unseres Lebens erstaunlich Ähnliches erlebten. Während ich aus dieser Phase nur wenige Dokumente habe, hat er vieles in Tagebüchern festgehalten. Er hat mir das in den 80er Jahren in der Form eines Romans übergeben. Ich hatte ihm erzählt, dass ich einen Funktionär des Schriftstellerverbands kenne. Als Verfassername hatte er ein Pseudonym gewählt. Er wolle es zumindest erschweren, dass insbesondere eine Person, die in dem Roman in den krassesten Farben geschildert wird, diese Geschichte, selbst wenn sie sie liest, auf sich als Tatsachenbericht bezieht. Andererseits sei er als Psychologe der Überzeugung, dass die Geschichte unbedingt publiziert werden müsse, um der Öffentlichkeit eine Problematik stärker, als es bis dahin geschah – und wohl auch heute noch geschieht – näher zu bringen: Die von Begleitern behinderter Menschen.

Ich habe darauf über den erwähnten Funktionär, der übrigens bis heute nicht weiß, dass ich gar nicht der Verfasser bin, zu mehreren Verlagen Verbindung aufgenommen. Einige – auch namhafte – Verlage wollten den Roman auch drucken lassen. Dann machte mich ein anderer Freund, den ich über den wahren Autor ebenfalls im Unklaren gelassen hatte, darauf aufmerksam, dass der Schluss des Romans Wasser auf die Mühlen von Euthanasie-Befürwortern sei. Das erzählte ich dem eigentlichen Autor, dem das wie auch mir offenbar als Problem entgangen war. Bevor er aber eine eindeutige Entscheidung traf, hatte ein Lektor, dem besagter Funktionär das Opus angeboten hatte, der bei mir studiert hatte und oberflächlich über meine Beziehung zu meiner Frau Bescheid wusste, mich als Verfasser „identifiziert.“

Ich sah mich schon als Opfer von Fragen, die ich bei aller Identifizierung mit dem Fall nicht oder nur vage hätte beantworten können, teilte dem Autor die neu aufgetauchten Verwicklungen mit, und wir einigten uns dann, darüber zumindest einige Jahre Gras wachsen zu lassen. Nur nebenbei sei angemerkt, dass plötzlich weitaus harmlosere Elaborate mit dem Titel >Der Begleiter< auf den Buchmarkt kamen. Da handelt es sich sallerdings vorwiegend um Touristenführer.

Inzwischen ist der Autor verstorben. Irgendwo sehe ich mich nach wie vor in der Verantwortung, seinem ursprünglichen Wunsch zu entsprechen, die Öffentlichkeit an einem krassen Beispiel mit der Begleiter-Problematik bekannt zu machen. Allerdings habe ich das alles jetzt doch leicht gekürzt und das Gekürzte – wo es für den Erzählfluss nötig war – mit kleinen Zwischenbemerkungen überbrückt.

Mir ist aufgefallen, dass die Daten des ersten und das zweiten Kapitels nicht miteinander vereinbar sind. Ich habe auch dunkel in Erinnerung, dass sich die Erzählung des ersten Kapitels auf eine andere Person bezieht als auf die im zweiten und dass das erste Kapitel den poetischen Zweck des Kontrastes erfüllen sollte. Jedenfalls habe ich die Daten so beibehalten. Außerdem gehe ich davon aus, dass die Namen geändert wurden, dass sonst aber mit großer Faktennähe zu rechnen ist.

Meine eigenen Erlebnisse in der Begleiter-Phase meines Lebens sind mir bei aller Ähnlichkeit nicht entfernt so krass in Erinnerung, sowohl was die Höhen wie die Tiefen der Beziehung zu meiner Frau betrifft. Sie entsprechen übrigens in wesentlichen Teilen auch nicht den Gerüchten, die darüber im Umlauf sind, sofern sie mir – meist über zehn Ecken – zu Gehör gekommen sind. Man rechne damit, dass es sich hier bestenfalls um Zehntelwahrheiten handelt.

Nachträgliches Vorwort des Verfassers

Dieses Kapitel ist eine Art Konzert mit Tagebuchnotizen, Gedichten, Kurzgeschichten, Märchen, Briefen, Träumen und anderen poetischen „Lebensrückständen“ eines Liebenden, eingebettet in drei Handlungsstränge ohne Rahmenhandlung, aber thematisch und z.T. personell miteinander verknüpft. Der erste Teil, eine Art Allegro mit melancholischen Einlagen, schildert – meanderhaft ineinander verschlungen – den Spaß und die Wirren einer aufkeimenden Liebe. In krassm Gegensatz dazu steht der zweite Teil, eine Kafkaeske, die kurze Zeit nach den ersten schweren Krankheitsschüben der Geliebten beginnt und die Auswirkungen der Krankheit auf die Liebe minutiös und schonungslos verfolgt. Der dritte Teil, eine Art Koda unter dem Mantel eines eigenständigen Themas, handelt von den Spätwirkungen dieser Liebesbeziehung, die wie Eiter immer wieder eine neue Liebesbeziehung durchbricht, sich allmählich anverwandelt und so das sogenannte „Normale“ immer mehr zu etwas zwischen einer Maske und einem Abbild des sogenannten „Kranken“ werden läßt.

Der Erzähler, den ich hier aus gutem Grunde „Paul LEGLER“ nenne, ist Begleiter, tritt zumeist auf der Stelle, sieht hilflos das Unabwendbare voraus, registriert gelähmt seine eigene Verhärtung angesichts der Entwicklung und steht fassungslos vor der Tatsache seiner Unfähigkeit, dagegen etwas zu tun.

Die Situation des „Begleiters“ ist sicher nicht vergleichbar mit der der Kranken selbst. Aber sie ist auch keine einfache „Schattensituation“. Im Gegenteil, von ihr aus sind ungewollte Verschärfungen möglich. Mein Hauptmotiv, diese Dokumentensammlung zur Publikation freizugeben, war, daß ich dazu beitragen will, daß die Begleiter-Problematik in der Öffentlichkeit ernster genommen wird. Es wäre gegen meine Absicht, wenn das auf Kosten der Schwerkranken und Behinderten geschähe. Unter den Kranken und Behinderten, mit denen die Leglers zu tun hatten, galten sie als „Edelbehinderte“. In der Tat waren relativ ideale Bedingungen vorhanden: Finanzielle Probleme hatten sie nicht. Außerdem konnte Legler als Forscher wie wenige über seine Zeit verfügen. Geld- und Zeitmangel hätten das Problem in mancher Hinsicht zugespitzt; man hätte zusätzliches Pflegepersonal gebraucht und weniger Geld gehabt, es zu bezahlen; man hätte sich also sehr viel schneller nach einer nicht nur kurzfristigen Lösung (zB vorzeitige „Abschiebung in ein Heim“) umsehen müssen; man hätte mit

noch gewaltsameren Belastungen der Liebe fertig werden müssen. Der Fall der Leglers zeigt aber auch: das Grundproblem geht nicht in Geld- und Zeitmangel auf.

Eine nicht geringe Rolle in der Entwicklung der Probleme spielten Ärzte und Therapeuten. Sie waren nicht nur „hilflose Helfer“. Sie waren auch nicht immer nur methodennärrische Verächter ihres „Untersuchungsmaterials“, sondern sie trugen – gewollt oder ungewollt – erheblich zur Isolierung zumindest der Kranken bei, manchmal auch zu deren Bindung an diese „Bezugspersonen“ mit offenkundig antitherapeutischen Zielen (Befriedigung von Geltungssucht usw.)

Ich leugne nicht das Autobiografische an diesem Werk. Wegen einer Reihe von äußeren Fakten ist das auch für viele Menschen, die mich kennen, teilweise überprüfbar. Wenn letztere schließen, daß auch das ihnen Unbekannte als nackte Tatsache zu behandeln ist, so geht das allerdings voll auf ihre eigene Verantwortung. Ich selbst betrachte dieses Opus als Fossil einer neuen Art Einheit von Kunst und Leben, von Spiel und Ernst; das heißt: abgemagert auf das, was mir aus Gründen der Ästhetik und der Zuspitzung des Problems wichtig war, die Konturen verschärft, Lücken ergänzt.

Wer also dieses Opus nur als Autobiografie liest, hat es ebenso gründlich mißverstanden wie der, dem alles nur Poesie ist. Zehntausende von Begleitern allein in Deutschland dürften ähnliche Probleme haben, wie ich sie hatte, wahrscheinlich sogar verstärkt, auch wenn sie anders damit umgehen, auch wenn sie darauf nicht mit Poesie reagieren. Dichtung, insbesondere Lyrik war mir stets konstitutiver Bestandteil meines Lebens, nie Selbstzweck, aber auch nie bloße Zutat, schwer aus ihm herausdestillierbar, und darum in diesem Kapitel auch in ihren Handlungszusammenhängen belassen.

Die traditionellen Wahrheitsbeteuerungen in der Einleitung epischer Kunstwerke modifizierend, könnte ich das auch so ausdrücken: Die hier abgedruckten Texte sind so biografisch, daß man sie nur noch als Dichtung ausgeben kann. Umgekehrt bitte ich den Leser, das als besonders raffinierte Variante zu durchschauen, Dichtung als Wahrheit auszugeben.

Ein vielsagender Auftakt

23.11.1980 „Dichter sind entsetzliche Menschen“, hatte sie gesagt, als sie hörte, daß ich manchmal Gedichte schreibe, „sie sehen jede Kleinigkeit immer gleich symbolisch.“ Meine fatale Neigung, den Partner als Repräsentanten der Menschheit oder die Weltgeschichte sich in meinen Liebeserlebnissen spiegeln zu sehen, hatte sie in dieser bewußtseinshellen Kritik mitabqualifiziert. Ich gebe zu, daß diese Sucht Probleme überhaupt erst erzeugen kann, wie umgekehrt solche Probleme sie ins Unermeßliche anstacheln können. Aber meine Beziehung zu Didi ist jetzt in eine Phase geraten, wo ich mich diesem Teufelskreis offenbar nicht mehr entziehen kann, wo ich das unabdingbare Bedürfnis habe, mir durch Schreiben etwas mehr Übersicht zu verschaffen. Das Ganze ist zu verwirrend. Einerseits habe ich nach der Pleite mit Ute überhaupt nicht mehr erwartet, daß ich mich noch einmal verlieben könnte. Andererseits sind da Probleme, die für mich so neu sind, daß ich sie einfach nicht begreife. vielleicht gelingt es mir beim Schreiben, zumindest etwas mehr Abstand zu gewinnen.

Ich glaube, daß es ganz gut ist, wenn ich diese Liebesgeschichte bis zu diesem Zeitpunkt mir erst einmal in Erinnerung rufe.

6.8.1980 Ich komme gerade aus meinem Urlaub in einer Hütte an der Jagst zurück. Etwas müde von der Fahrt setze ich mich in ein italienisches Restaurant in Darmstadt. Nachdem ich bestellt hatte, sehe ich, selbst in der Nähe der Tür sitzend, in der entlegensten Ecke des Lokals Frau Drill, eine Frau von etwa 80 Jahren, die ich über Edith kennengelernt habe, die sie wiederum vom Friseur her kannte. Sie sitzt dort mit einer jungen Frau und einem jungen Herrn rechts und links von ihr und unterhält sich offenbar sehr angeregt. Nach dem Essen und Bezahlen geh ich zu ihr, um sie kurz zu begrüßen. Sie stellt mich Frau und Herrn Tiede als

Dr. Legler vor, als es mich auch schon erwischt hat. Ich reagiere typisch: Nur nichts anmerken lassen: Pokerface. Vor allem: ich halte Frau und Herrn Tiede für ein Ehepaar. Also guck nicht so blöde, streich es dir lieber gleich aus dem Sinn. Trotzdem unterhalte ich mich sehr angeregt, lass mich von der Brigitte ausquetschen. Die kennt bald meinen ganzen Lebenslauf. Mir fällt auf, daß der Mann fast nichts sagt.

10.8.80 Um diese Zeit herum ruft mich Frau Drill an. Ich hatte am Mittwoch schon erfahren, daß sie gerade eine Unterleibsoperation (Krebs) hinter sich hatte. Sie war mir schon früher vor ihrer Operation bei Spaziergängen häufiger begegnet. In ihrer distinguierten Art hatte sie mir schon einmal klar zu machen versucht, daß ich wegen der Geschichte mit Edith nicht den Kopf hängen lassen sollte. Prof. Imhof (in dessen Vorlesungen sie sitzt) habe sich auch wieder eine junge Frau genommen, sogar schon die dritte. Dabei erfahre ich, daß Brigitte gerade eine unglückliche Liebesgeschichte hinter sich habe und entsprechend scheu sei. Der Mann, der bei ihr war, sei ihr 18jähriger Bruder Roland, für den sie seit dem Ableben ihrer Eltern sorgt und der bei ihr wohnt. Beide leben von dem Erbe ihrer Eltern.

Sie selbst sei 26 usw. Kurz, Frau Drill preist sie mir in den leuchtendsten Farben an und organisiert sogleich ein Rendezvous mit ihr und Roland am nächsten Mittwoch.

13.8.80 Treffen mit Frau Drill, Brigitte und Roland im italienischen Restaurant. Brigitte ist offensichtlich sehr aufgeregt. Sie quetscht mich wieder aus, bis ich sie darauf aufmerksam mache, daß ich jetzt auch einiges von ihr wissen sollte. Sie sagt mir kaum mehr, als ich schon von Frau Drill wußte und redet trotzdem gleich vom Verfassungsschutz. Ich habe ein sehr ungutes Gefühl, wie sie mir später sagte, sie auch.

In der Folgezeit treffen wir uns mehrfach nachmittags hauptsächlich zu Spaziergängen, ohne daß wir uns wesentlich näher kommen. Sie hat nach meinem Gefühl im Vergleich zu unserer ersten Begegnung, wo sie sehr entgegenkommend war, ungewöhnlich viele „Bremsen“ drin. Fast reserviert kann man sagen. Ich spüre sofort, sie will Zeit gewinnen. Ich führe das aber auch ihr gegenüber auf meine Initialängste zurück, meine übertriebene Anfangs-Vorsicht. Sie fragt mich, wie das gemeint sei: Ich gebe ihr als Beispiel, daß ich z.B. Hemmungen hätte, sie zu duzen. Sie: „Das finde ich völlig richtig, daß Sie da vorsichtig sind.“ Ich komme keinen Millimeter voran. Dabei mußte ihr klar sein, in welchem Zustand ich war, und wie ich zunehmend unter ihm zu leiden begann.

30.8.80 Mit Brigitte bei Klaus Singer. Sie erzählt zum ersten Mal von ihrem früheren Geliebten, z.B. daß sie ihn manchmal am liebsten umgebracht hätte. Ich wüßte ja nicht, wie sie sein könnte. Damals schwante mir in der Tat nichts Böses.

3.9.80 Didi hatte mir angeboten, meine Schrift zu analysieren. Sie hätte vor Jahren einmal eine Graphologen-Ausbildung erhalten. Ich schickte ihr daraufhin einen Brief, der sehr förmlich ausfiel. Heute lud sie mich zu sich, um ihre Analyse zu besprechen. Sie war begeistert über die Schrift, obwohl ihr manche Dinge auch mißfielen: Die Magerkeit, die Schärfe, der Flackerdruck. Sie trug das nicht vor, wie wenn es nur ein interessantes Gesellschaftsspiel wäre, sondern als hätte sie die Wahrheit erfahren. Unmittelbar danach konzipierte ich die folgende Kurzgeschichte, zögerte aber lange, bis ich sie ihr überreichte.

Zehn Pfund Nerven täglich

(Eine Kurzgeschichte für Brigitte)

Zunächst eine Vorbemerkung. Ich kenne keine andere Kurzgeschichte, die eine Vorbemerkung hat, schon gar nicht mit Vorbemerkung zur Vorbemerkung. Da es sich aber ohnehin um ein ungewöhnliches Beispiel von Aktionsdichtung handelt, sollte es dich nicht wundern, da ich sie durch eine akademisch anmutende, nichtsdestoweniger aber völlig unlogische Vorbemerkung noch ungewöhnlicher mache. Aktionsdichtung wendet sich immer an einen bestimmten Leserkreis, häufig nur an einen einzigen Leser. Sie erzählt nicht nur etwas, sondern stellt zugleich einen Veränderungshandlung in der Beziehung zwischen Schreiber und Leser dar. Etwas weniger akademisch verklausuliert: Sie will etwas in Bewegung bringen. So weit die Vorbemerkung zur Vorbemerkung.

In der eigentlichen Vorbemerkung möchte ich dich dezent bitten, dich durch den alltäglichen, fast langweiligen Beginn nicht über den hoch-, besser: explosiv-dramatischen Charakter dieser Kurzgeschichte hinwegzutäuschen. Ohne Umschweife: Mach es am besten wie ich seit etwa einem Monat täglich: Geh in die Apotheke und kauf dir erst einmal zehn Pfund Nerven. Du wirst es nötig haben. Ich komme mir bei dieser Vorbemerkung bedrohlich wie ein UFO

vor. Verdammt noch mal: erschrick endlich! Die Kurzgeschichte wird dich nämlich – wenn ich es recht sehe – in einem weitaus stärkeren Maße, als ich es bisher tat, in deinen sybillinischen Fähigkeiten beanspruchen. Wenn es dir auch bisher gelungen sein mag, dich beim Geben von Ratschlägen, Orakel sprechen, Therapieren – oder wie man deine sybillinischen Fähigkeiten sonst nennen mag – in einer problemfreien Nische aus den Sehnsüchten und Verzweiflung der Ratsuchenden herauszuhalten, diesmal wirst du wahrscheinlich sehr schnell erkennen, daß du mit Kopf und Kragen dazu stehen mußt, was du rätst.

Ich hätte dir die Kurzgeschichte auch mündlich vortragen können; denn sie unterscheidet sich in der Art nicht wesentlich von meinen üblichen Erzählungen. Ich fürchte nur, spätestens an dieser Stelle hättest du mich dann mit deinen Abwehrsignalen so bombardiert, daß ich nicht hätte fortfahren können. Natürlich kannst du an dieser Stelle auch aufhören, weiter zu lesen, und dieses Geschreibsel dem Papierkorb übergeben. Oder du kannst es erst mal den Roland lesen lassen. Ich möchte dir dennoch Mut machen, weiter zu lesen. So unheimlich mir meine Ambivalenz selbst vorkommt, denk immer daran, daß bei aller Aufrichtigkeit, die mich sicher auch beim Schreiben nicht im Stich läßt, alles eben „nur“ Dichtung ist.

Literaturwissenschaftliche Anmerkung zur Vorbemerkung: Es würde mich schon ziemlich wurmen, wenn diese Kurzgeschichte nicht die erste wäre, in der der Dichter nicht penetrant versichert, wie „wahr“ das alles sei, was er schreibt, sondern umgekehrt betonen muß, alles sei „nur“ Dichtung.

Die Kurzgeschichte hat die Form der Anfrage an das Orakel von Delphi, an dem du tätig bist. Zuerst die Exposition, erster Teil: Ich habe dir eine Menge aus meinem Leben erzählt. Das war eine unerhörte Verdrängungsleistung. Denn vom Wichtigsten habe ich beharrlich geschwiegen. Allein dieses Nicht-drüber-Reden hat mich zig Pfund Nerven gekostet.

Auf die Gefahr hin, daß du meine Darstellungsweise als dichtungsmethodisch überholte Verzögerungstaktik beschimpfen wirst, hier noch eine scheinbar vom Thema wegführende Zwischenbemerkung: Nimm dich in acht vor Leuten, die „voreilig“ und „ichflüchtig“ erscheinen! Sehen wir einmal davon ab, daß sie versuchen werden, derartige Charakterfehler in besonders wertvolle Charakterzüge umzudeuten, etwa in „risikofreudig“ oder „verzichtfähig“. Aus der Logik dieser Charakterfehler ergibt sich mit absoluter Sicherheit, daß sie sich übereilt einem Du an den Hals werfen, also aufdringlich werden. Moment, mein UFO gerät ins Stottern. Wart, gleich hab ichs wieder flott.

So. Also: Erhöhte Wachsamkeit ist geboten, wenn andere Charakterfehler wie Vorsicht, Geduld und Einfühlungsgabe hinzukommen. Da kann es leicht geschehen, daß einem die Aufdringlichkeit entgeht.

Unwiderruflich letzte Zwischenbemerkung: Kennst du auch dieses seltsame Gefühl, wenn man geträumt hat, man läge träumend in einem Bett in Darmstadt mit dem dunklen Bewußtsein, man hielte sich in Wirklichkeit an einer ganz anderen Stelle auf, und dann aufwacht und feststellt, daß man in eben diesem Bett in Darmstadt liegt? Seit etwa einem Monat habe ich täglich Träume dieser Art. Da stimmt doch etwas nicht mit mir. Oder was meinst du?

Damit wären wir schon bei der Exposition, zweiter Teil: Vergiß, bitte, alle Geschichten, die ich dir bisher erzählte! Sie sind ein Nichts gegenüber dem, was ich seit einem Monat erlebe. Ich hoffe, der etwas selbstironische Unterton meiner Darstellung täuscht dich nicht darüber hinweg, daß es hier im Grunde um etwas Tödernes geht. Dabei weiß ich über die Vorgänge, die mich seit dieser Zeit heimsuchen, auch noch nicht sehr viel. Aber vielleicht kannst du mir zumindest dieses wenige deuten helfen.

Äußerlich stellt sich meine Situation sehr widersprüchlich dar. Ich habe subjektiv das Gefühl, es geht mir „besser“. Daß ich in Blochs „Prinzip Hoffnung“ lese, ist da immer ein untrügliches Kennzeichen. Objektiv verstärken sich aber trotz Gegenmittel meine Herzrhythmusstörungen, bei mir immer ein Symptom unbewältigter Schwierigkeiten.

Dabei passieren mir sagenhaft unheimliche Dinge. Beispiel eins: bleiben wir noch einen Moment im Bereich der Träume. Seit dem 6. August habe ich allnächtlich folgenden Traum: In mühseliger Kleinarbeit versuche ich, mit einem entsetzlich groben Beil eine Skulptur aus Blei herzustellen. Bislang ist es mir nicht gelungen, den Traum zu deuten, geschweige denn, die Skulptur fertig zu bringen. Na ja, so etwas braucht natürlich auch seine Zeit. Ich fürchte aber, du hast recht: Kein Zugriff zum Unbewußten. Gestern, als ich bei dir war, waren sogar meine Tagträume prallvoll von Blei und Beil. Und nie wird die Skulptur fertig. Ich hoffe nicht, daß du es bist, die mich mit Blei und Beil telepathologisiert. Aber das kann nicht sein; denn immer wenn ich an Blei und Beil und natürlich die unvollendete Skulptur denke, sendest du deine Abwehrsignale aus. Vielleicht zur Tarnung? Du hast jedenfalls mehr Abstand. Hilf mir doch mal auf die Sprünge bei der Deutung!

Beispiel zwei: Neulich treffe ich nach langer Zeit einmal wieder einen Freund; der erzählt mir ein Erlebnis als sein Erlebnis, wie ich es gerade selbst erlebt habe. Er erzählt mir zunächst sehr umständlich, warum er sich für einen kritischen Menschen halte, daß er selbstkritisch

genug sei zuzugeben, er könne in diesem Fall die Kritik auch im Urlaub gelassen haben. Er sei aber ansonsten so kritisch, daß er sogar mir nicht immer über den Weg traue, wenn er so an meine Resignation über die Menschen denke und an meine unerträglich bewußtseinshelle Art, mich selbst durch den Kakao zu ziehen und dann auch noch seelenruhig zu behaupten, ich sei gar nicht von dem Kakao so braun, sondern von Natur. Hier kriegen wir uns wie üblich, wenn dieses Thema angesprochen wird, furchtbar in die Haare, was mir insofern immer einen Riesenspaß macht, als es mir für einige Zeit den Gang zum Haarschneider erspart.

Plötzlich kommt er zur Sache: Frisch aus dem Urlaub zurückgekehrt, lernt er eine junge Frau kennen, der er auf Anhieb total über den Weg traut. So etwas sei ihm überhaupt noch nicht passiert: auf Anhieb. Und dann sei sie auch noch bildschön. Ich sollte mir das mal vorstellen, ausgerechnet ihm passiere so etwas, dem sein Leben lang Schönheit nur Anlaß zu Skepsis war. Er könne sich das überhaupt nicht erklären. Sein Vertrauen wäre nicht einmal erschüttert worden, als sie später einmal in aller Ruhe über ihre Mordgelüste gegenüber ihrem Mann sprach. Er habe seinen Verstand ausgewrungen wie einen Schwamm. Es sei ihm völlig rätselhaft.

Ich fragte ihn, ob die Frau ihn nicht an jemanden erinnere, den er vielleicht in seiner Kindheit kannte. Er sah mich von der Seite an und antwortete, er habe von Anfang an an die Möglichkeit der Übertragung gedacht, daß er dieser Frau also unbewußt das Bild einer anderen überwerfe, habe sich gerade auch darum betont zurückgehalten, aber seinen Verdacht bislang nicht bestätigt gefunden.

Dann fragte er, warum mich seine Geschichte so aufrege. Und ich erzählte ihm mit fast den gleichen Worten, was ich im letzten Monat erlebte. Wir lachten und lästerten. Aber so ganz geheuer war uns das beiden nicht.

Beispiel drei: Rätselhaft sind mir auch meine Schlaf- und Arbeitsstörungen. Früher konnte ich noch so massive Probleme haben. Schlafen konnte ich immer. Die wissenschaftliche Arbeit war sogar eine vorzügliche Gelegenheit, meine Aggressionen und Frustrationen in produktive Bahnen zu lenken. Seit einem Monat hänge ich herum, kriege plötzliche Anfälle wilden Herumdichtens, träume – natürlich von Blei und Beil und der unvollendeten Skulptur – und vergesse das Essen. Ich hoffe, daß mir diese Kurzgeschichte wenigstens kurzfristig jene Entspannung verschafft, die ich offenbar brauche, um wieder schlafen, arbeiten und essen zu können. Ich habe mir gedacht, daß du jetzt über meinen naiven Idealismus lächelst, durch Kurzgeschichten zu Schlaf, Arbeit und Essen zu kommen. Lächle du nur. Du hast ja noch gar

nicht gemerkt, daß das gar keine Kurzgeschichte ist. Ich wußte das zwar vorher auch nicht; vielleicht ist es auch gar nicht so; aber s klingt an dieser Stelle so gut.

Beispiel vier ist für dich sicher besonders erschreckend: Seit etwa einem Monat mogelt sich ständig ein Doppelgänger aus meinem Unterbewußten heraus und gibt mir die aberwitzigsten Ratschläge. Unter anderem behauptet er steif und fest, ich würde mich gar nicht auf dem Boden der Realität bewegen, sondern frei in der Luft schweben. Ich habe gefragt: „Wie ist das denn möglich?“ Da hat der die Frechheit zu sagen, ich würde auf meinen Nerven stehe, und die sehe man bekanntlich nicht. Neulich hättest du z.B. auf deinem Balkon gesessen, dich mit mir unterhalten und dabei wie üblich deinen Sender auf Abwehrsignale gedreht. Da hätte ich außerhalb des Balkons wie Petrus auf dem Meer, schlimmer: frei in der Luft schwebend gestanden. Bei solchen Eskapaden würde ich täglich im Schnitt zehn Pfund Nerven zertrampeln. Wenn ich nicht bald meinen Vorrat an Nerven energisch auffrische, müßte man befürchten, daß ich Knall und Fall mit meiner Nase, vier Meter abstürzend, auf den Boden klatsche (Ich habe so den Eindruck, mein UFO hat das bereits hinter sich).

Dann knüpft er mich vor und paukt mit mir Grammatik: „Ich Blei dich“, „Ich Beil dich“, das soll ich dann fortsetzen. Ich kann das Zeug schon gar nicht mehr hören. Er meint aber, die Lektion sei unabdingbar. Ich müßte das eifrig üben. Er würde darauf setzen, daß ich im entscheidenden Moment jene Zerstretheit aufbringen würde, die ich dann nötig hätte, um das Richtige zu sagen. Wenn ich dann fortfahre: „ich beeil mich“, verdreht er nur die Augen. Grammatik war in der Schule immer mein schlechtestes Fach.

Dann macht mir diese Ausgeburt des Unbewußten einen besonders aberwitzigen Vorschlag. Aber das darf ich gar nicht niederschreiben. Das gibt eine Katastrophe. Brigitte, ich schäme mich so. Sag mal, kannst du das nicht so lesen, als hätte ich es gar nicht geschrieben, oder es gleich im Unbewußten verschwinden lassen. Aber bei dir steht ja die Tür zum Unbewußten immer sperrangelweit offen! Was machen wir denn da? Vielleicht stellst du deinen Abwehrender so laut, daß du nichts mehr siehst. Blöderweise spielt der auf einem anderen Kanal. Aber du hast ja Fantasie. Dir wird schon etwas einfallen. (Das sagt man natürlich immer, wenn einem selbst nichts mehr einfällt.)

Also dieser tolldreiste Abenteurer meint allen Ernstes, ich sollte deinen Abwehrender einfach abstellen oder gleich umpolen, mich jedenfalls durch ihn nicht so beeindruckt lassen, ja und – ich fühl mich in der Tat schon wie jemand, der in der Luft schwebt und gleich abstürzt – ich sollte mich doch an dich schmiegen, Schmuseworte über dein Haar gleiten lassen, deine

Kniese küssen und irgendeinen Satz aus den Grammatiklektionen aufsagen. Wuff, jetzt steht es da. Ja, und dann hat er noch gesagt, die Nervenproduktion sei durch mein unverantwortliches Zögern in einen gefährlichen Engpaß geraten. Zehn Pfund Nerven täglich sei einfach zuviel. Ich müßte meinen Konsum unbedingt auf ein Pfund herunterdrosseln. Das sei zwar auch noch zuviel, wäre aber für den Haushalt gerade noch verkraftbar. Hammer und Holz! Bringt mich das in eine fatale Situation.

Weil die Exposition zu lang war, ist der Hauptteil umso kürzer. Zunächst sei die Exposition zusammengefaßt: Seit einem Monat geschieht mit mir Aberwitziges. Dann komme ich zu meiner Anfrage an das Orakel von Delphi. Sie gliedert sich in fünf Teile:

Erstens: Wie ist dieser ganze Spuk zu deuten?

Zweitens: Soll ich den übermütigen Doppelgänger nicht einfach in das Dunkel meines Unbewußten zurückstoßen? Hilfst du mir dabei? Die knarrige Bleitür geht so schwer.

Drittens: Dies ist zwar eine Kurzgeschichte. Aber was macht man, damit durch sie unsere Geschichte nicht zu kurz wird? Auf jeden Fall meine dringende Bitte: Kannst du mir nicht wenigstens telefonisch einen Mantel herüberreichen. Wenn man so nackt dasteht, friert es einen und man holt sich leicht etwas.

Viertens: Wenn du über den Doppelgänger nicht ganz so entsetzt bist wie ich und bereit wärst, ihn am Tageslicht zu dulden, und wenn wir auch unsere Geschichte nicht allzu kurz treten müßten, kannst du mir sagen, wie ich meine Minderwertigkeitsgefühle dir gegenüber los werde, weil ich nicht sinnlich genug, verletzbar und ichflüchtig bin, weil ich alles kritisch auseinander nehme und vor allem einen Flackerdruck habe?

Fünftens: Was macht man mit Menschen, die wie ich aus Unabhängigkeitsdrang und wegen der vielen negativen Erfahrungen nicht mehr zu hoffen wagen, daß man in einer Beziehung freier sein kann, als wenn man isoliert lebt?

Zum Schluß noch eine literaturwissenschaftliche Nachbemerkung: Ich lese im Lexikon:

„Eine K. (gemeint ist ‚Kurzgeschichte‘, P.L., gemeint ist: Paul Legler; das bin ich, d.h. der Schreiber) läuft unaufhaltsam auf eine Pointe zu, die sie zusammenhält und zugleich deutet, die nichtsdestoweniger aber möglichst wenig vorhersagbar sein darf.“

In letzter Zeit bin ich wirklich auf allen Gebieten ein Versager. Die Geschichte ist mir einfach aus der Hand geglitten. Wo krieg ich denn jetzt eine Pointe her? Vielleicht schau ich einmal in der „Anleitung zur Herstellung von Aktionsdichtung“ und dem Stichwort „Pointe“ nach. Warte einmal, ich habs sofort. Aber das darf doch nicht war sein. Es steht wirklich da, als handle es sich nicht um Dichtung, sondern um Wahrheit: „Die Pointe liegt in jedem Fall beim Leser.“

4.9.70

P.L.

10.9.70

Frau Drill war zur Kur nach Liebenzell gefahren. Ich hatte Brigitte vorgeschlagen, sie dort einmal zu besuchen.

Nach dem Besuch in Liebenzell machen wir noch in Hirsau Station, wo sie ihre Graphologen-Ausbildung genossen hatte, schauen uns das Kloster und die St. Aureliuskirche an.

Bei dem Rundgang „stellt“ sie sich überraschend „in mich hinein“, d.h. mit dem Rücken. Ich habe sie umfaßt und wir küßten uns. Ich war ziemlich überrumpelt, sagte aber vor Freude nichts.

Am nächsten Tag ruft sie mich an und stellt ihre „Bedingungen“. Wir könnten uns wegen Roland, der noch aufs Gymnasium geht, wegen ihrer Tätigkeit in der psychiatrischen Nachsorge usw. höchstens zweimal in der Woche sehen. Ich willigte ein, obwohl ich meinerseits eine solche Bedingung nie gestellt hätte.

18.9.70.1 Wir fahren das zweite mal nach Liebenzell, Frau Drill besuchen. Wieder Station in Hirsau, allerdings zwischendurch abends. In Liebenzell abends mit Frau Drill in einem Weinlokal. In Darmstadt schlafen wir miteinander. toll. Ist das Alles, würde Didi sagen. Schwärmen lag mir halt nie, bzw. wahrscheinlich sind die Briefe, die ich ihr später schreib, meine Art von Schwärmerei.

26.9.70 „Black friday“ wie ihn Didi nannte. Didi hatte mich mit den Zähnen wahrscheinlich geringfügig an der Eichel verletzt, weshalb ich Schmerzen beim

Harnlassen hatte. Wir hatten uns deshalb nicht getroffen. Didi war sehr besorgt und bedrängte mich, zu Dr. Albers zu gehen, was ich dann auch tat. Inzwischen war aber alles ausgeheilt.

Mich muß wirklich der Teufel geritten haben.

Abends gehe ich aus einer Laune heraus, bzw. weil ich noch Hunger hatte, in die Kaschemme, treffe dort die Carmen, eine Irin, die einmal einen Kurs bei mir besucht hatte, das Studium inzwischen aber aufgegeben hat. Sie ist mit Otto liiert, ehemaliger AStA-Vorsitender, der gerade im Krankenhaus lag (Beinbruch oder so). Carmen sitzt dort mit Walter, dessen Bruder und Freundin. Wir unterhalten uns salopp wie immer. Gegen 12 Uhr gehe ich, will in die Tenne, weil dort Dieter auf mich wartet, verabschiede mich und gehe noch einige Bekannte an einem anderen Tisch begrüßen. Kommt die Carmen noch einmal zu mir, ob ich sie mit in die Tenne nehme. Ich kapiere, worauf sie aus ist, und entscheide mich spontan für 'ja', sehr wohl wissend, daß es ein ungeheures Risiko ist. Auf dem Weg zur Tenne küssen wir uns und regeln ganz cool, daß es wirklich nur einmal... Nach der Tenne geht es nach Dieburg. Carmen war wie ein Kind, dabei sehr laut – das ganze Haus muß es mitbekommen haben –, wahn-sinnig "in ihren Körper verliebt" – wie sie völlig richtig sagte – und unglaublich wild – als hätte sie die ganze Zeit einen Dauerorgasmus.

- 28.9.80 Geh mit Didi in den Bären essen. Es war zu erwarten, daß ich ihr die Geschichte mit Carmen erzählen würde. Didi nimmt es eher gelassen auf. Ich dachte etwas über sie zu erfahren, als ich es ihr erzählte, vor allem weil ich eigentlich ein reines Gewissen hatte. War aber nix.
- 29.9.80 Sie ruft mich an und putzt mich herunter. Äußert Ekelgefühle. Ich denke schon, es ist aus.
- 30.9.80 Sie schreibt mir – tags später bekomme ich den Brief – entgegenkommend, indem sie mir eine Erklärung für meinen Seitensprung anbietet. Ich antworte in einem längeren Brief.

Darmstadt, den 30.9.80

Lieber Paul,

bitte entschuldige, daß ich dir schreibe; das Gras wächst weiter. Ich muß einfach in deinen Denkvorgang über den ominösen Freitag (black friday) eingreifen, damit du nicht weiter die falsche Fährte einschlägst, auf die u.U. ich Dich gelockt habe.

Wenn für Dich bislang nicht normal war, was für die meisten Leute normal ist, dann kann es doch unmöglich ein Zeichen von Selbstzerstörungstendenz sein, wenn Du auch mal handelst wie der Durchschnittsmensch. (Entschuldige das schlechte Deutsch, aber ich wills einfach so stehen lassen).

Mir fiel es heute morgen wie Schuppen von den Augen: Was Du getan hast, war ein deutliches Zeichen von Lebenslust, Sinnesfreude, Vitalität – vielleicht mitverursacht durch mich. Eigentlich solltest Du Dich freuen, daß Du nach den schlimmen Zeiten, die Du hattest, so gesund reagierst. Daß Du mich verletzen wolltest und verletzt hast, steht auf einem anderen Blatt.

Eine ganz wesentliche Erfahrung für mich war aber meine Reaktion. Ich war gestern wahn-sinnig down, in erschreckendem Maß, so daß es höchste Zeit für mich ist, meine Prinzipien, die ich mir vor ca. 3 Jahren zulegte, auf ihre Berechtigung hin zu überprüfen.

Bitte sei guten Muts und iss nicht so wenig.

Deine B.

P.S. Dies soll nicht der Beginn eines Briefwechsels sein. Ich mußte es einfach mitteilen.

Di, 2.10.80

Liebe Wehnuß,

im Moment nimmt der Schuß Wehmut in dem Genuß, den schon Dein Anblick mir bereitet, vielleicht doch zu viel Platz in Anspruch. Aber so ganz ohne Hoffnung kann auch ich nicht leben: Unverbesserlicherweise und wohl im Gegensatz zu Dir, die Du mir gerade dadurch

von Anfang an ein Wehmutsproblem warst, daß Du immer gleich an Rückzug und Mißtrauen denkst, habe ich in mir eine Gewißheit, daß sich noch alles zum Guten wendet.

Ich bin auch nicht für einen Briefwechsel, nehme aber dennoch den Fingernagel des kleinen Fingers wahr, den Du mir in dem Brief reichtest, weil mir gerade dieser Brief zeigt, wie groß das Ausmaß der Mißverständnisse zwischen uns und welcher Art sie mittlerweile sind. Ich habe mich über Deinen Brief sehr gefreut, obwohl auch er mir keinen Anlaß zu besonderer Hoffnung gibt. Ich finde es sehr lieb, mit welcher Fantasie Du der Sache etwas Gutes abzugewinnen suchst. Bewundernswert, wie Du es immer wieder schaffst, den Leuten Mut zu machen, selbst wenn Du eigentlich sehr böse auf sie sein müßtest. Nur muß ich Dich in diesem Fall enttäuschen: Ich selbst wäre nie darauf gekommen, das lediglich als plötzlichen Anfall von Lebenslust, Sinnenfreude und Vitalität zu deuten. Es stimmt zwar, daß mir diese Eigenschaften nicht ganz fern liegen. Es ist auch richtig, daß Du mich da enorm anregst. Und natürlich war das auch mit im Spiel. Aber wenn ich mich vergleiche etwa mit dem Christian, dann bleibt mir gar nichts übrig, als zu dem Schluß zu kommen, daß ich in dieser Hinsicht wirklich nicht mehr als ein Durchschnittsmensch bin. Ich weiß auch nicht, wie häufig ich betonen muß, daß ich mich gerade im Sexualbereich als sehr ich-stark empfinde. Ich lasse nicht einfach die Zügel schleifen, ohne es vor mir selbst zu verantworten. Mich haben am black friday auch nicht irgendwelche Mächte übermannt. Ich habe es zwar für außerordentlich riskant gehalten, aber ich habe es mir bewußt durchgehen lassen. Sonst hätte ich es nicht getan. Du unterschätzt da einfach das Ausmaß der Bewußtheit meiner Handlungen.

Ich wollte Dir eigentlich etwas zum Namenstag schenken. Etwas unglaublich: Hoffnungsfrohes und Liebestrunkenes. Ich hatte es hergestellt nach dem ersten gemeinsamen Tag in Liebenzell und Hirsau. Nichts Berühmtes, aber sehr Hellsichtiges, das vermutlich auch Dir Spaß gemacht hätte. Es war der Grund, weshalb ich ein Prospekt von Hirsau haben wollte. Jetzt, wo mir die Hoffnung in Trauer und Schuldgefühl verhüllt ist, empfinde ich es als deplaziert. Dieser Briet soll das Geschenk nicht ersetzen...

4.10.80 feiern wir „Versöhnung“. In der Folgezeit treffen wir uns mehrfach, schlafen in Dieburg miteinander und – jedenfalls ich bin sagenhaft glücklich, obwohl ich die Beziehung schon von Anfang als relativ einseitig empfinde. Hier einige Dokumente aus dieser Zeit.

Hirsau

Unter uns der Fluss:

Zweifel und Angst

vor Sucht und Kerker,

Krankheit und Verletzung,

Untreue und Schuld.

Liebe, aus Scham gebremst

oder auch aus Rückzug.

Darüber die Brücke:

Dein mildes Lächeln

hebt sie in sich auf:

Sucht, Schuld, Verletzung,

durchdrungen und doch fortgeblasen,

Kerker, Krankheit, Untreue,

ergründet und doch überwunden,

Der rundbogengefensterte Eulenturm

ruht auf der Brücke

und weist dennoch über

die Berghüften des Schwarzwalds hinaus,

frei, heil und entschuldet,

liebestrunken,

in Hoffnung verzückt.

21.10.80 (2 DIN A 6-Karten)

Liebe Didi,

bevor ich Dich mit einem Telefonanruf aus Deinem wohlverdienten Schlaf reiße, .schreibe ich lieber noch ein paar Zeilen; nur tun muß Ich etwas, sonst ersticke ich an meiner Untätigkeit. Mitteilen muß ich mich; sonst schaff ich heut nacht überhaupt nichts, so aufgekratzt bin ich. Wenn mich meine Sozialisation nicht in völlig andere Bahnen geschickt hätte, würde ich Dir jetzt statt dieses Briefes eine Partitur mit einer Musik zuschicken wie Mendelssohns Oktett, das jetzt schon zum zweiten Mal im Hintergrund läuft, eine wunderbar sinnliche Musik und glücklich dazu.

Weißt Du eigentlich, daß ich völlig vergessen hatte, daß ich ein Sonntagskind hin. Da hast Du mich erst wieder drauf gebracht.

Möglich, daß ich zu viel Rum in den Tee tat, den ich vorhin nochmals aufsetzte, um Frau F.'s Kuchen mit mehr Wärme verzehren zu können. Jedenfalls merke ich, daß ich eigentlich schnell ein paar Aggressionen los werde, bevor Du mich zu positiv siehst. Achtung Vorwurf! Ich finde es einfach unerhört, daß Du dem Roland verschwiegen hast, daß ich Dich zumindest darin bestärkt habe, Kästners und Co sausen zu lassen und statt dessen mit ihm ins Kino zu gehen. Offensichtlich ist es Dir eine Schreckensvorstellung, der Roland und ich könnten uns gegen Dich verbünden. Aber warte: Ich werde mich hinterrücks mit ihm treffen und irgendeine Raffinesse mit ihm aushecken, daß Dir jeglicher Schrecken vergeht. Schade, daß die Kehrseite schon wieder voll ist. Natürlich hätte ich viel mehr draufgekriegt, wenn ich nicht ständig feststellen müßte, daß sie schon

voll ist. Und eigentlich hatte ich mir geschworen, Dir überhaupt nicht zu schreiben, und wenn dann keinesfalls mehr als eine Seite und eine Kehrseite, weil mich die Prüfungsvorbereitungen rufen, und nun haben wir den Salat: Ich bin ein unverbesserlicher – wenn nicht Lustknaube, so doch Lustmensch, wenn ich mich darin auch manchmal beherrschen kann. Ich muß erst einmal meine Gefühle los werden, denk ich immer, und indem ich sie ausdrücke, werden sie immer unwiderstehlicher. Aber immerhin – das ist doch eine Leistung – bis hierhin habe ich

es Ausgehalten, es nicht zu sagen, bzw. zu schreiben, weshalb ich doch alles schreibe, zu sagen "ich liebe Dich", ich liebe Dich, ich liebe Dich, verdammt, es läßt mich nicht los, ich liebe Dich, ich

liebe Dich, ich liebe Dich, ich liebe Dich, ist das eine Lust, ich liebe Dich, ich habe nie so geliebt, ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich werde niemanden sonst wieder lieben, ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich werde den Rest meines Lebens bis zu meinem 103. Lebensjahr nichts andere mehr tun, selbst in dem, was ich ungern tu, als Dich lieben, ich liebe Dich, ich liebe Dich, Brigitte, ich langweile Dich, aber ich liebe Dich, ja, ich liebe Dich, ich hin halt so primitiv, es immer zu wiederholen, ich liebe Dich, ich liebe Dich, oder auch so einfallslos, ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich liebe Dich, und das bei meiner Wiederholungsangst, ich liebe Dich, ich liebe Dich, da ist bei mir bestimmt etwas ausgerastet, ich liebe Dich, ich liebe Dich, ich muß wirklich verrückt sein nach Dir, daß mich das nicht einmal stört, wenn Du jetzt denkst, der Einfaltspinsel wollte nur die Seite voll machen!

Ich liebe Dich!! Dein P.

Variationen zum Thema DIDI

Erstens: DIDI, das Grundwort der Sprach'

Kernbedeutung 'Geschenk, Gabe, Glück'.

Vielleicht etymologisch verwandt mindestens das lateinische do,

griechisch *dídomi* 'schenke, verleihe',

sanskrit *dádati* 'gibt, sie verschenkt'.

Zur Grammatik: Die Stammformen sind: *didi*, *dada*, *datúm*, *dadi*, *des*.

Auch zu merken das Versmass sehr leicht:

dádadídidatúmdadidés.

Hoffentlich ein Pentametervers!

Zweitens: DIDI, die Grundtätigkeit:

Glücklich machen, die Sinne verdrehn.

Brücken schlagen, vor Lachen toll.

Drittens: DIDI, die Tiefe der Haut,

didiotisch verzückt, wer sie fühlt.

Schliesslich: DIDI, das Mass aller Ding'

Gold und Herrin zugleich in dem All.

Alles, was sich das Herze nur wünscht:

Liebe, Venus, Fortuna und Geist.

18.10.80

Liebe Didi,

dididadadatúmdadides, dadadididatúmdadides, die Dieburger Ureinwohner fühlen sich schon ganz verdidit und verdadat. Ich wollte nämlich den anderen Brief mit dem Pseudopentametergedicht zum Briefkasten, bevor die Post, aber die war wieder mal schneller. Warum mußte ich auch unbedingt zu Fuß gehen. Ich weiß doch, daß die Post hier schon um 18 Uhr geleert wird. Ich bin also dididadadatúmdadidei, dadadididatúmdadidei durchs Dorf, da dreht sich alles um und munkelt: Dem haben sie den Kopf verdidit oder das Herz verdadat. Der ist nicht ganz didicht, dadachte er wohl auch nicht, als er Hihierher nach Diedieburg zog. Muß ich doch glatt nach Dadarmstdt, um mein l.Gedicht loszuwerden. Verdammt, es ist wie eine Epididemie dididadadatúmdadidei, dadadididatúmdadidei., dadadididatúmdadidei.

Deidein Didiist

30.10.80

Liebe Didi,

ich reiche Dir hier das Après-sex-märchen nach, das ich Dir gestern schuldig blieb; dafür schriftlich. Leider nur kurz zwischen Prüfungen und Seminar in der Mittagspause.

Heil Didi

Dein Pan

P.S. hatte leider kein besseres Couvert

Didi und Pan

Es war einmal ein Faun, der hieß Pan, und liebte Didi, die Bergnymphe, über alles. In unbeherrschbarem Rhythmus überfiel ihn die Sehnsucht nach Didi, nachdem er sie nur ein einziges Mal gesehen hatte. Kein Hindernis war ihm zu groß, keine Schlucht zu tief, keine Entsaugung zu viel, er überwand alles spielend und doch mit Leidenschaft.

Eines Tages machte sich Pan zur Anbetung auf zu dem höchsten aller Berge, dem Didadakatapetl, zu deutsch: Venusberg.



Es war ein tagelanger Marsch mit wunderschönen Naturerlebnissen und Ausblicken. Didi sah Pan kommen und versteckte sich in den Pflanzen zu Füßen des Didadakatapetl. Pan gewahrte nur je und dann die Rundung einer Hüfte oder das befreiende Lachen ihrer Brust. Nach einer abenteuerlichen Gratwanderung zwischen den Tälern des Angus und der Trenn erreichte er schließlich, umgeben von den Düften der Didi, den Gipfel des Didadakatapetl. Oben angekommen, umarmte ihn Didi, die Bergnymphe, mit dem fantastischsten Pan-orgama, das sich denken läßt. Der Horizont tanzte, zersprang und vereinigte sich zugleich. Feuerwer-

ke prasselten im Rhythmus dididadadadúmdadidei. Die Sonne jagte den Mond durch die Büsche, und als sie Didi in Pans Armen sah, erblaßte sie vor Neid, und die plötzlich eintretende Dämmerung stachelte die Lust ins All. Auf dem Höhepunkt der Anbetung verschlang der Dididadakatapetl das Paar. Didi und Pan fanden sich wieder in einer Liebesgrotte, weich und anschniegksam. Und sie lachten und freuten sich, balgten und räkelteten sich und genossen die Welt. Und da sie nicht sterben können, genießen sie sie heute noch.

[ohne Datum]

Brigitte T.

Allgemein anerkannte Glücksbringerin

BESCHEINIGUNG

Hiermit bescheinige ich Herrn Paul Legler-Schätzle, dass er trotz unheilbarer Bewusstseins-helle seine Anfangsschwierigkeiten mit leidlichem Erfolg hinter uns gebracht hat. Er beherrscht eine Reihe analytischer Unarten virtuos. Bei der Versinnlichung seiner Träumereien verliert er sich manchmal vorzeitig in Verzichtshandlungen. Im Fach "Trennungsängste" ist die Fähigkeit zu Überinterpretationen mit Trauerfolge ungewöhnlich entwickelt. In der Sparte "Annäherungstechnik" wäre ihm etwas mehr Routine zu wünschen. Am besten hält man ihm bei seinen rührenden Fehlstarts die Augen zu. Überraschungseffekte, vor allem der nervende Seiltanz mit vorgetäuschter Seitensprungeinlage, gelangen ihm zumindest einmal. Trotz unverbesserlicher Durchschnittlichkeit, die sich gelegentlich zu Dummdreistigkeit zu steigern vermag, gibt Herr P. zu manchen Hoffnungen Anlass. Immerhin kam ihm schon einmal die Idee, mir meine kalten Füße zu wärmen. Getan hat er es dann freilich nicht, so dass ich mich sicherheitshalber doppelsockig in Pelzschuhen vor ihm ver mummen musste. Gewarnt sei jeder vor seinen ihn spontan überfallenden Märchen. Diese Anfälle von Erzähllust lullen einen so gefährlich ein, dass sie unversehens ins Unbewusste abrutschen und von diesem derart Besitz ergreifen, dass man hinfort zu völlig unkontrollierten Glücksaktionen neigt. Glücklicherweise hat er sich Im Gegensatz zu seiner Selbsteinschätzung im Bereich "Menschenkenntnis" als völlig harmlos erwiesen. Bei der Bedürfniswahrnehmung tappt er hoffnungslos im Dunkeln. Strohhalme behandelt er wie Balken und schnurrende Katzen wie Watte. Er kann meine

Haut stundenlang nach einer Glückssträhne durchsuchen, um sie dann verzweifelt zwischen meinen Lippen zergehen zu hören.

Alles in allem ein Mann von brauchbarer Lenkbarkeit, auf dessen Hauptschwierigkeiten man gespannt sein darf.

handschriftlicher Kommentar von Brigitte:

Bei guter Lenkung sehr zu empfehlen. Kurz gesagt: Mein Schatz!

B. T.

3.11.80

Liebe Didi,

anbei ein Artikel, den ich im "DIDIOTIKON, Wörterbuch der Liebe" fand. Gefällt es Dir.

Mit panischen Grüßen

Dein Didiist

PAN römisch: Faun

(im Lexikon meist zwischen Faultier und Faust zu finden)

Fruchtbarkeitsgott,

Herr der Herden,

der Weiden und der Wälder,

Erfinder der *Panflöte*,

die auch den äußerst

schwierigen *Panrhythmus* ermöglichen:

dididadadatúmdadidei,

seit einiger Zeit

libididinös

auf eine Nymphe fixiert,

gab dem Teufel

seine bockige Gestalt,

verantwortlicher Organisator

des berüchtigten Untergangs
der *Didipantik*.

4.11.80

Um diese Zeit herum: Mona T., die bei mir Examen gemacht hat, und mir im Sommer in der Tenne gesagt hat, sie habe einen Tumor im Gehirn (sie wisse nur nicht, ob gut- oder bösartig), hatte sich in der vorigen Woche das Leben genommen. Am Telefon erzähle ich Didi das. Außerdem wie die Eltern Monas Wohngemeinschaft herunterputzten und für Ihren Tod verantwortlich machten, was ich eindeutig negativ wertete. Didi schreibt der WG aber ebenfalls die Schuld zu, worauf wir uns massiv in die Haare kriegen. Ich mache ihr Vorhaltungen, daß sie, ohne die Leute und die besonderen Umstände zu kennen, urteilt. Sie zieht allgemein über WGs her. Ich sei halt so naiv, den Leuten immer gute Motive zu unterstellen. Ich: typisch katholisch, die Menschen einteilen in die guten Willens, und solche, die es nicht sind. Außerdem sei ich im Zweifelsfall immer für die Lebenden. Letzterem stimmt sie zu. (WG-Streit)

Trennungsangst (*nicht an Didi abgeschickt*)

Das Messer, das mein Herz halbieren soll,
ist schon gewetzt.

Jetzt schrillt der Schmirgel an seiner Schneide
den Gesang der Sehnsucht

Pan im Didiland

Als Didi Pan kennenlernte, entführte sie ihn sofort ins Didiland. Das ist eine Art Schlaraffenland von paradiesischer Schönheit. Da gibt es alles, was das Herz begehrt. Und es passiert immer etwas: Tausend Anlässe, um sich zu freuen und auszulachen. Pan gefiel das Didiland

so sehr, daß er seine ganze Verwandtschaft nachkommen ließ: Schätzle, Ona, die Männer usw. fühlten sich sehr bald genauso pudelwohl wie Pan selbst.

Mitten im Didiland stand eine lebensgroße Statue, die aber eigentümlicherweise nur Pan sichtbar war. Didi hatte ihm überdies verboten, die Statue zu berühren.

Eines Tages hielt Pan, neugierig, frech und respektlos wie er ist, es nicht mehr aus. Zuerst schlich er sich von hinten an die Statue heran, versicherte sich nach allen Seiten, ob Didi auch nicht in der Nähe ist, und weil er wohl erwartete, daß die Statue explodierte, rollte er einen Stein in ihre Nähe, versteckte sich dahinter, und schob seine weit ausgestreckte Hand abgewandten Auges vorsichtig, fast im Schneckentempo in Richtung auf den Rock der Statue. Dann überlegte er es sich anders, zog die Hand zurück, suchte sich einen winzigen Kieselstein, versteckte sich hinter einem großen Baum und warf den Stein mitten auf den Schoß der Statue. Nichts passierte. Pan fiel ein, daß er ja auf diese Weise das Berührungsverbot listig umgangen hatte. Trotzdem wählte Pan nochmals einen indirekten Weg, um das Geheimnis der Statue zu lüften. Er suchte sich einen Stock von geeigneter Länge, versteckte sich wieder hinter dem Stein, berührte mit dem Stock den Rock, der ihn vor allem faszinierte, und lief, was er konnte, aus Leibeskräften weg von der Statue. Er hatte dabei so viel Staub aufgewirbelt, daß er erst einmal eine Weile warten mußte, bis sich der Staub verzogen hatte. Zu seinem Erstaunen tauchte aber aus dem verziehenden Staub als erstes Ona auf, "panodidisch" vor sich hinbrabbelnd (das ist für ihn ein synonym für 'paradiesisch') auf seine tolpatschige Art, und weil er ja die Statue nicht sah, dieser auf den Füßen herumlatschend. "Bist du denn des Teufels", schrie Pan, "mach, daß du da wekommst." Dann besah er sich die Statue, gewahrte aber keine Veränderung. Da nahm er sich ein Herz, faßte den Rock mit der bloßen Hand und hob ihn Stück für Stück, bis eine kleine aber wunderschöne Mimose unter ihm sichtbar wurde. Jede Berührung beantwortete diese mit den fantasievollsten Bewegungen bis in die letzten Verästelungen hinein. Und Pan spielte mit der Mimose, vergaß seine Umwelt und war glücklich.

Didi hatte gehört, wie Pan den Ona angeschrien hatte und dachte, sie müßte lediglich in einer ihrer Streitereien wie üblich dem Ona zur Seite stehen. Als sie aber Pan glücksvergessen mit der Mimose spielen sah, erstarrte sie zu einem Blitz, der ganz Didiland in Schutt und Asche legte, Pan mitten ins Herz traf und in dieses Stück Papier verwandelte. "Von nun an sollst du Panpapier heißen," sagte Didi. Ich aber, das Panpapier, falte mich hiermit zu einem Haufen bettelnder Knies: "Blitz, verwandle Dich wieder zurück in Didi! Verwandle mich wieder in Pan und Schutt und Asche in Didiland. Sei gnädiger als Dein Ideal und verzeih mir noch einmal.

Ich werde die Statue auch nie mehr berühren. Und da ich nicht sterben kann, werde ich Dich anbetteln, bis Du mich erhörst!"

9.11.80

Liebe Didi,

an sich bin ich ja solidarisch mit den andern und auch ihrer Meinung. Aber weil die mich in dem beiliegenden Flugblatt so bloßgestellt haben, steck ich dir den Entwurf zu, damit Du vorgewarnt bist, wenn wir Dienstag kommen. Verrat mich, bitte, nicht. Ich habe übrigens das Gefährt, das den Entwurf zur Druckerei bringen sollte, so außer Betrieb gesetzt, daß es durchaus unsicher ist, ob die Flugblätter noch rechtzeitig gedruckt werden können.

Möglicherweise ist beiliegender Entwurf sogar das einzige existierende Exemplar!

Gruß und Kuß

Dein Pan

Protest!

Wider die Unmenschlichkeit!

Hiermit seien alle Didiisten, Pan, Pantan, .Schätzle – und wie ihr alle heißt, letztmalig aufgefordert, energisch dagegen zu protestieren, daß unsere Regierung uns ständig eine andere Regierung aufzuschwätzen versucht. Wir wollen Didi und sonst niemand!

Wißt ihr eigentlich, was das heißt: eine andere Regierung? Es bedeutet mit Sicherheit Euren Untergang! Gut, die Regierung will mit dieser Aufforderung sagen: Ich kann auf Euch verzichten; für Euch ist auch Schlechteres gut genug; tauscht mich aus, weil Ihr für mich austauschbar seid. Und sie hat damit vielleicht recht. Aber ihr wißt auch, daß Didi für uns unersetzlich ist. Didi oder der Untergang! Alles andere ist keine Alternative. Darum reißt Euch zusammen, zeigt Euch ihrer würdig, gebt ihr den Eindruck, daß nur das Beste gut genug für Euch sein kann! vielleicht gibt es keine Möglichkeit, aber versucht es wenigstens, sie zu halten). Muß denn zum Beispiel dieser Jammerlappen von Pan immer Flötenlamentos über den Angus und die Trenn anstimmen. Wie wär es stattdessen, wenn Ihr euch einmal zu einem Pro-

testmarsch gegen das Vorhaben organisiert, Euch eine andere Regierung aufzuschwätzen? Merkt ihr denn nicht, daß die Hexen die Messer, die Eure Herzen halbieren sollen, schon gewetzt haben? Noch scheint nicht alles verloren. Heute deutete Didi, frühere Formulierungen relativierend, an, sie habe sich lediglich gefragt, wie lange es wohl daure, bis sie zum Regieren keine Lust mehr habe. Es besteht also noch Hoffnung!

Wir versammeln uns zum Protestmarsch am Dienstag, um 20 Uhr 30 in der E.straße. Euer geschlossenes Erscheinen ist diesmal besonders wichtig. Und daß vor allem solche Typen wie der Pan nicht wieder aus der Reihe tanzen. Unsere Parole heißt: Didi oder keine!

V.i.S.d.P. Dr. P. Trottell von Vorgestern. Didiistische Partei.

11. 11 . 80

Der zweite große Streit. Ich frage sie am Telefon, weil ich am Sa. gerne in die "Rote Grütze" in Frankfurt gegangen wäre, ob wir unseren schon ausgemachten Termin vorverlegen können.

Didi: Dann verlegen wir ihn auf den nachfolgenden Samstag. Ich äußere mein Mißfallen.

Didi: Ach, das macht doch alles keinen Spaß mehr. Ich fahre zu ihr in die. Wohnung. Wir sprechen uns aus, und sind von 12 bis 20 1/2 Uhr zusammen.

Plötzlich bin ich derjenige, der nie Zeit für Treffs hat. Wir würden uns viel zu wenig sehen. Da sei gar keine richtige Kontinuität. Ich stelle ihr die ganze Woche frei zur Verfügung. Ich lasse deswegen diverse Veranstaltungen ausfallen. An ihre "Bedingungen" erinnert sie sich nicht mehr: Zweimal höchstens in der Woche, das habe sie gesagt?

Es kommt heraus (sie leugnet das auch gar nicht, das sei nur von untergeordneter Bedeutung), daß sie eifersüchtig auf Marita ist, die die "Rote-Grütze"-Veranstaltung organisiert hatte. Ich hätte "unseren" Termin ihr geopfert. Überhaupt versteht sie Wünsche sogleich als Befehle. Daß die "Rote Grütze" Veranstaltung noch überhaupt keine ausgemachte Sache war, und daß alles nur eine Anfrage meinerseits war, ob man vielleicht neu disponieren könne, versteht sie nicht bzw. nur zögernd. Immerhin renkt sich das Verhältnis allmählich wieder ein.

Didi hatte mich schon mit Edith versöhnen wollen. Nachdem sie Ausschnitte aus meinem Tagebuch gelesen hatte, riet sie mir auch ab, je wieder zu ihr zurückzukehren. Dann hatte sie mir nachgesagt, ich würde noch viel zu sehr an der Ute hängen. Jetzt will sie mir die Marita aufschwätzen. Ich glaube, da ist ein Verhaltensmuster gegenüber "Konkurrentinnen", das fast automatisch abläuft. Ich weiß es aber nicht zu deuten. Tendierte emotional dahin, das so aus-

zulegen, daß sie froh wäre, mich los zu sein. Als ich das in dieser Zeit äußere: Warum sprichst du es an, doch nur weil du mich los sein willst! (Termin-Debatte)

Traum

Eine Frau kommt, wunderschön und blühend "wie das Leben": nackt mit einem Kerzenkandelaber auf mich zu. Ich liege im Bett. Sie schreitet im Rhythmus einer sehr originellen Musik wie in einer Prozession voran. Als sie am Bettrand angekommen ist, merke ich, dass es Didi ist. In mir entsteht ein starkes Verlangen nach ihr. Diese ist aber wie in Trance, als sei sie ihrer selbst nicht mächtig, ja, als würde sie mich überhaupt nicht kennen. Die Musik verstummt. Sie sagt fast biblisch: "Du wirst mich jetzt zwei Wochen nicht sehen. Und nachdem du mich dann gesehen hast, wirst du mich einen Monat nicht sehen. Und nachdem du mich dann abermals gesehen hast, wirst du mich noch einmal sehen. Wenn du mich dann aber siehst, musst du sterben."

Dann beginnt wieder die Musik. Didi kehrt um und schreitet wieder in dem feierlichen Rhythmus von mir fort.

Als sie ganz weit weg ist, erlischt das Kandelaberlicht und ich weiss plötzlich, dass Didi der Tod ist. Von meinem Entsetzen wache ich auf.

Liebe Didi,

die folgende Abbildung ist eine Skatkarte aus dem Jahr 1662. Sie zeigt den höchsten Trumpf, der unserem Kreuz Buben entspricht. „Der Ober“ ist also nicht etwa ein Kellner, sondern – wie du darunter lesen kannst – schlicht und einfach ich!:



Du siehst, vor 318 Jahren sah ich noch viel besser aus, hatte vor allem meinen Schwanz hinten. Meine Flöte ist zwar schon etwas komplizierter als sie noch im Altertum war, aber lange nicht so kompliziert wie das Instrument, mit dem ich heute Sirenengeräusche erzeuge und das mir – Welch ein Fortschritt – auch als Fortbewegungsmittel (wenn auch manchmal etwas unzuverlässige) Dienste leistet.

Merke. Ich bin der höchste Trumpf, der alle anderen sticht, auch wenn ich – wie man oben links lesen kann – nur die Note 2 erhalten habe, weil man ausgerechnet bei mir die vielen Hühneraugen nicht gezählt hat, die ich sonst noch habe.

Den Hirtenstock hat mir inzwischen eine Bergnymphe zerbrochen, die – völlig unbegründeterweise – Angst hatte, ich könnte mich damit in ihrem .seelischen Porzellanladen zu schaffen machen.

Der Bart hat sich trotz seiner allergischen Abenteuer eigentlich in etwa erhalten. Inzwischen übernimmt er allerdings die Rolle des Hirtenstocks.

Gruß und Kuß

Dein Pan

Dieburg, 14.11.80

Liebe Δίδι,

hier ein neues Märchen, diesmal mit besonderer Aufregungsnote: Nimm aber, bitte, meine Eifersüchteleien nicht so ernst!

So ganz ausgereift ist es leider nicht. Ich meine natürlich nicht meine Eifersüchteleien, wie Du mir jetzt wieder unterstellst, wuff, sondern das Märchen. Vor allem habe ich so das Gefühl, ich müßte alles noch erklären, und das ärgert mich. Aber ich will das jetzt nicht liegen lassen, sonst "überlebt" es sich noch.

Ich liebe Dich wahnsinnig. Gruß Und Kuß

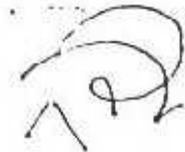
Dein Παv*

(aus diesen griechischen Buchstaben ist die erste Figur gemacht) auch in der 3. und 4. Figur kommen sie vor. (zusammen mit Δίδι)

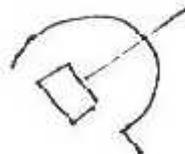
Der komische Vogel

Ein Märchen für Didi

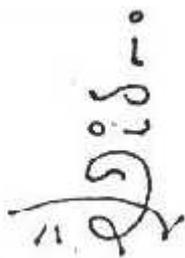
Es war einmal ein alter Mann, der sah etwa so aus:



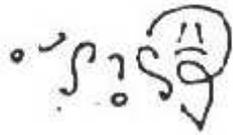
also: mißmutig, mit geknicktem Blick mehr in sein Inneres als in die Zukunft und schiefer Mütze, und am Hinterkopf einen Widerhaken. Jeder, der nur irgend von ihm gehört hatte, wußte, das kann nur Pan sein in seiner griechischen Urgestalt, alt und widerlich, dem der Zahn der Zeit selbst den Schwung des Zähneknirschens genommen hatte. Manche hielten ihn für einen Erzkommunisten, weil er sein Gesicht durch wenige Grimassen etwa folgendermaßen deformieren konnte:



Dieser muffige und widerborstige alte Mann sah sich eines Tages veranlaßt, die ganze Galerie weiblicher Rundungen, die in seiner Erinnerung herumspukte, in einem Archiv zu versperren, zu der nur wenige Leute Zutritt haben sollten. Der Anlaß war nicht etwa Erregung öffentlichen Ärgernisses, sondern seine Verzauberung durch die Bergnymphe Didi, Tochter des Bacchus, Glücksbringerin und von überschäumender Schönheit und Fantasie. In einer in der Geschichte einzigartigen Aufrichtungsaktion, die etwa so aussah:



wurde Pan um Jahrtausende verjüngt. Er fühlte sich wie ein blühender junger Gott. Sein Flötenlamento verwandelte sich in befreiendes Gelächter. Seine Beine verhedderten sich im Sinentaumel. Das Glück sprengte seine Brut ins Unermeßliche. Seine Fantasie überschlug sich und verfing sich immer wieder in Didis Armen, was etwa so aussah:



Es amüsierte ihn fast, daß Didi in ihm immer mehr einen komischen Vogel zu erblicken begann, offenbar auch nicht ungeeignet als Hahnrei, zumindest wegen ihres Bedürfnisses nach Aufregung.

Und wenn die Messer nicht stumpf geworden sind, dann ist ihr Glück auch in 103 Jahren noch so aufregend.

16. 11. 80

Der Riese Ona. Eine Andidität

Ona, der zwar Laute nachahmen, aber nicht richtig sprechen konnte, liebte Didi. Didi versuchte ihm klar zu machen, daß sie und Pan ein Paar seien..

"o!" rief Ona glücklich aus, weil er wieder mal nichts verstand, "Pan-und-Didi, Paar-o-Didil" und wiederholte ständig: "Paar-o-Didil" Als Pan das einmal hörte, lachte er und fragte Didi hinfort, ob Ona immer noch "paarodidisiere".

Das hinderte Pan freilich nicht daran, wegen Ona eifersüchtig zu sein. Denn er wußte, daß Didi ein Herz für Underdogs hat, auch wenn sie manchmal Riesengestalt haben.

Eines Tages, als Didi gerade Pan wegen seiner Eifersucht in der Liebesgrotte besänftigen mußte, kam Ona tolpatschig daher, sah Didi, ohne freilich ihre Blöße wahrzunehmen, und schon begann er in einem völlig verkorksten Panrhythmus vor sich hin zubrabbeln:

"Dididadarumfaselei!"

Zuerst lachten Didi und Pan. Dann aber fragte Pan: "Woher hat er das?" Didi wußte keine Antwort und kam ins Stottern. Das wiederum machte Pan eifersüchtig: "Woher hat er das?" insistierte Pan ungeduldig, "ich finde das nämlich gar nicht lustig."

Didi versank in tiefes Schweigen, weil sie sich das gar nicht zusammenreimen konnte.

In ihrer Ratlosigkeit wandte Didi sich – wie in solchen Fällen öfter – an die Goldperle im Orakel von Didelphi. Die Goldperle war eigentümlich betreten. Didi hatte schon seit einiger Zeit gewahrt, daß sie ihre Rundungen lange nicht mehr so lustvoll durch die Lüfte schwang. Schließlich kam es heraus:

Ona war eines Tages bei der Goldperle erschienen und hatte ihr in seiner vorintellektuellen Kniekommunikationsweise zu verstehen gegeben, wie inbrünstig er Didi liebe, was er machen solle und welche Chancen er hätte. Da habe sie, die Goldperle, Ona klarzumachen versucht, daß das aussichtslos sei, habe ihn mit zu Didi genommen, die aber nicht zuhause war, und einige Sachen aus Pans Andiditäten, die Didi stets unter ihrem Kopfkissen zu verstecken pflegte, notdürftig in die Ona-Sprache übertragen, ohne daß er es begriffen hätte. Sie wisse auch nicht, wie das Problem zu lösen sei .

Didi wußte aber nun, woran sie war, und machte sich auf zu Ona. Der hatte inzwischen Pans Flöte gefunden, saß auf einem Stein und blies heulend eine gräßliche Melodie. Didi mußte aufpassen, von den Riesentränen nicht weggespült zu werden, tröstete Ona, indem sie ihm schmeichelte, er sei doch viel zu groß für sie, und brachte ihm schließlich bei, wie man sich selber liebt. Und seitdem "onanierte" Ona, wie man es später nannte, und Didi hatte es wieder einmal geschafft, ein panisches Problem aus der Welt zu schaffen.

Dieburg, 17.11.80

Liebe Didi,

Montag, 20.17 Uhr, ich merke gerade, daß, wenn ich nicht bis 22.45 Uhr mit diesem Brief fertig, weil eine Viertel Stunde Fahrt bis Darmstadt vielleicht auch nur 10 Minuten oder bei dieser Nachtzeit vielleicht auch nur fünf, und die Post leert ja immer so pünktlich elf Uhr, daß

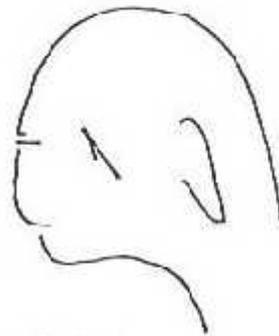
Du diesen Brief dann erst am Donnerstag, unausstehlicher Gedanke, also Pan spann die Männer ein, sie sollen Dir helfen, daß du es noch packst, rechtzeitig, wuff.

Dabei weiß ich eh nicht, wie ich das aushalte bis Donnerstag. Am besten ich vergeß mal die Zukunftsorientiertheit meiner Sinne, ja die ganze Zukunft und denke, verdammt, soeben unterbricht mich die Vermieterin, hab mein Auto falsch geparkt wegen so eines Typs, der zu dem Studenten in unserem Haus wollte, neu einparken, Frau F. soll halt ihren Mann abholen, zurück zu diesem Brief, der Duft Deines Körpers im Bart, wo war ich mit meinen Gedanken ?

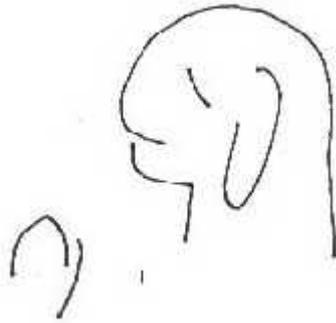
21.03 Uhr ich schreibe halt doch zu langsam, achte zu viel auf das Sausen des Kessels auf dem Ofen, weil der bald kein Wasser mehr hat und nachgefüllt werden muß. Jetzt stört auch noch der Riese Ona meine Gedanken, dieses Schaf.



pardon, ein bißchen verzeichnet habe ich ihn .schon, also eher so:

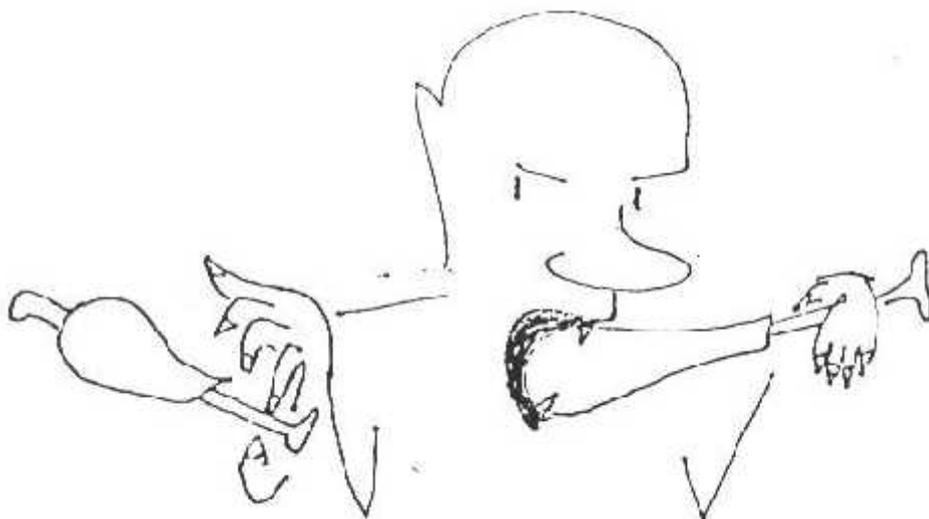


Verdammt, da hab ich gerade seinen miftrauischen Blick auf dieses Geschreibsel erwischt, also vielleicht eher so:



Jetzt merke ich erst, warum das Portrait partout keine Ähnlichkeit kriegen will, es ist wirklich eins von F's Schafen. Ich schwöre, daß ich die Papstbilder im Tele nicht sah!!

21.27 Uhr wenn das so weiter geht, verlier ich den Wettlauf. Hab ich einen Hunger, beherrsche dich, Pan, es geht um Didi. Außerdem hast du in letzter Zeit eh zu viel gehabt, siehe Waage. Immer diese Bedürfnisse, man kommt zu nix.

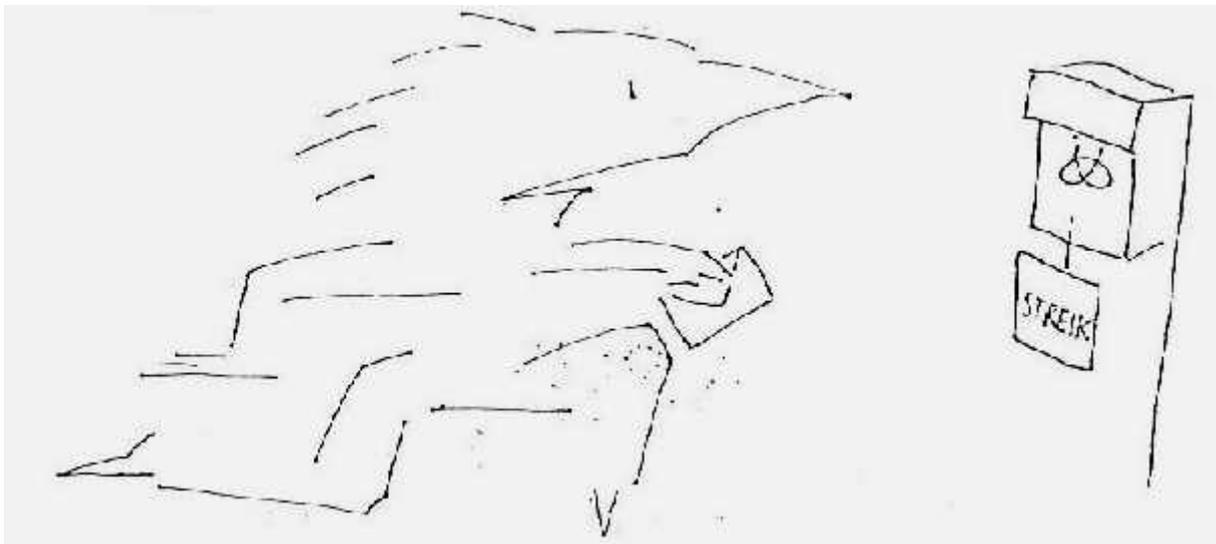


Das sind dir Keulen des Riesen Ona, die ich gerade im Geiste verzehre. Querflöte beherrsche ich nicht, sonst hätt ich dem Bild vielleicht einen entsprechenden Sinn unterstellt.

21.49 Uhr. Pan, mal' nicht so viel, das kostet zu viel Zeit. Meine gesammelten Andiditäten habe ich vergessen, Dir zurückzugeben, muß ich sie mir also unters Kopfkissen legen, bis Du.... Es ist wirklich vergeblich, ich schaffe es nicht, das Hier und Jetzt zu beschreiben, es zerrinnt mir unter den Worten. Die Kirchturmuhre von Dieburg schlägt gerade zehn. Wenigstens etwas, das man beschreiben kann. Zehn, 22.00 Uhr! Ich bin doch sonst immer so wach, daß ich alles sofort kapiere. Bild ich mir natürlich nur ein. Also noch 43 Minuten.

Eines ist klar, ich schwätz um etwas herum. irgendwas fehlt mir. Um irgendetwas drehen sich meine Sinne. Man sollte sich nie die Zukunft verbieten. Sonst wüßte ich jetzt wenigstens, um welche Sonne ich mich drehe. Richtig: Sonne und Mond, letzterer mal wieder mehr als halb-voll, 22.12 Uhr, Didi! Endlich komm ich zu mir selbst. Du bist die Sonne, um die sich alles dreht, Du bist die Gegenwart, die mir fehlt, Du bist die Zukunft, die ich brauche, Didi!

Pan, laß jetzt das Hymnische und das Himmlische. Die Realität ist: Es ist 22.19 Uhr. Sag Didi lieber noch ganz einfach: Ich liebe Dich! Und plane, bitte, exakter als neulich, wie du es noch schaffen willst, bevor die Post.....



Heiland Sack, hoffentlich ist dieser Alptraum keine Wirklichkeit.! Versuchen muß ich es wenigstens.

22.30 Uhr. Jetzt also den Brief beenden, ärgern über den Inhalt bzw. seine Inhaltslosigkeit kannst Du Dich, P A N, schreib dich nicht immer groß, bei allem Größenwahn, den wir dir zugestehen können, das geht zu weit, also werd jetzt nicht nervös, du weißt: es geht um Didi, also ärgern kannst du dich später, den Brief ins Kuvert, Schuhe und Mantel an, ab ins Auto

bzw. in die Flöte und wie der Blitz zur Hauptpost. Nein Pan, das gibt es jetzt nicht, keine Extravaganzen, du weißt, was auf dem Spiel steht, Küsse geben kannst du Didi auch später, nein, keine Ausnahme. Pan plant doch sonst immer so auf die Minute genau. 22.40 Uhr. .Noch eine Kleinigkeit für Didi:



17. 11. 80 Debatte über Marita. Didi äußert sich ausgesprochen negativ. Ich würde alle Leute viel zu positiv sehen und gar nicht merken, daß sie mir in Wirklichkeit gar nichts bringen. Dabei fällt eine Bemerkung in etwa folgendermaßen: Das sei nicht ihr Niveau (oder so, gemeint ist Marita).

19. 11. 80 in einem Telefongespräch frage ich nach, was sie mit "Niveau" meine. Dabei begehe ich den Fehler, darauf hinzuweisen, daß ich selbst häufig genug die Rede vom mangelnden Niveau habe mir anhören müssen. Immerhin sei auch Marita Arbeiterkind. Riesentheater. Ihr zu unterstellen, sie würde Menschen sozial diskriminieren wollen. Wollte sie sicher nicht. Sie begreift nicht, daß ich nur begründen wollte, warum mir die Rede vom Niveau nicht gefällt, ja, irgendwo wehtut. Sie hat es offensichtlich nicht gern, wenn ich mich mit Leuten identifiziere, die sie angreift.

Niveau (nicht abgeschickt)

"Du hast kein Niveau!"

sagte das Huhn zum Ei

und zertrat es.

"Kleidung ohne Niveau,"

sagte der Drilling über den Zwilling

und spie aus.

"Dieser Wolle fehlt die Völle!"

lästerte der Speichel über des Pharisäers Rock
und blieb an ihm kleben.

"Kommt her zu mir alle,
die ihr niedrig und niveaulos seid"?
Aber bleibt schön unten!
Das Herablassen tut so gut.

"Wer sich selbst erhöht,
wird erniedrigt werden"?
Denn so bleibt uns Obenstehenden
ein Vergleich mit den Niedrigen erspart.

24. 11 . 80

Gestern war ich in der Aufführung von Heinrich SCHÜTZ (Didi singt da im Chor mit). Anschließend gehen wir zu Didi nach Hause. Roland wünscht, die Tagesschau zu sehen. Ich äußere ebenfalls Interesse. Nach der Tagesschau bleibt der Fernseher aber – für mich überraschend – an. Während der Fernseher läuft, versucht Didi mich zu streicheln. Ich bin wegen Roland gehemmt, weiß nicht wie weit ich gehen soll. Der Fernseher erinnert mich daran, daß wir noch die Modalitäten regeln müssen, nach denen mir Didi einen anderen Fernseher überläßt, den sie im Keller hat. Ohne mir irgendetwas dabei zu denken, rede ich davon, daß sie den Fernseher zurückkriege, wenn wir miteinander Schluß machen. Ich bemerke den Lapsus sofort und entschuldige mich, mache sie aber wohl erst dadurch darauf aufmerksam. Beim Abschied kommt sie mit vor die Tür. Ich denke, sie bringt mich noch runter, und gehe die

Treppe schon ein Stück abwärts, als ich merke, daß sie stehen bleibt und ihren prüfenden Blick kriegt. Mißglückter Abschied.

Heute empfängt sie mich nicht – wie üblich – mit "Pan" oder "Panpan" oder so, sondern betont cool mit "Paul". Ich weiß sofort, daß etwas nicht stimmt. "Was ist los?" frage ich. Sie fragt zurück: "Errätst du es nicht?" Ich verneine. Sie habe die halbe Nacht nicht geschlafen. Grund: Meine Bemerkung vom "Schluß machen". Außerdem hätte ich den ganzen Abend da gesessen wie ein Eisblock und dann dieser Abschied!

Sie legt mir dar, was ihr so alles an mir nicht gefällt, z.B. daß ich im Bett so wortkarg sei, Manches klingt widersprüchlich. z.B. Sie würde gern miteinander viel lachen. Später: Sie würde gern miteinander ernst sein können. Wahrscheinlich meint sie beides. Schmerzvolle Erkenntnis: Sie ist doch reichlich unzufrieden mit mir.

Dieburg, 15.11.80

Liebe Frau Fortuna,

für mich war es höchste Zeit, daß Sie Ihren Briefkasten eingerichtet haben. Denn ich muß mir wirklich einmal etwas von der Seele schreiben. Mein Problem ist folgendes:

Vor gut 3 ½ Monaten lernte ich Didi kennen, die mich mit einem Schlage von schwerer Trübsal befreite. Sie sagte mir, nachdem ich ihr erzählt hatte, warum ich so trübselig war, ich müßte jetzt an mich denken und auch einmal nehmen und nicht nur geben. Und ich nahm. Und Didi gab mir viel, entführte mich nach Didiland und zeigte mir, wie schön Liebe sein kann, und ich war der glücklichste Mensch von der Welt.

Aber ich vergaß, daß Didi nicht nur eine gebende und glückbringende Göttin ist, sondern auch ein Mensch, der selbst das Bedürfnis hat zu nehmen. Als ich darin eines Tages verbotenerweise mit ihrer Mimose spielte, erstarrte: sie vor Zorn zu einem Blitz, der mich ins Herz traf und in ein Stück Papier verwandelte. Als ich dann mit letzter Kraft noch die Bitte stammeln konnte, den Blitz wieder in Didi und das Papier wieder in Pan zu verwandeln, da war sie so lieb, dies zu tun. Aber Didiland blieb mir bislang verschlossen, ja Didi nahm mich energisch zur Brust, ich mußte es jetzt lernen, ihr wenigstens etwas zu geben. Was mich daran vor allem so störte, war, daß ich den Eindruck gewann, daß das weniger ihre Bedürfnisse waren, die sie artikulierte, als ihr allgemeines und sehr

unbestimmtes Unbehagen mit mir. Es klang so, als hätte sie längst resigniert, ob ich ihr überhaupt etwas bringen könnte. Mich hat das tief getroffen und ich war sehr traurig darüber. Als sie mir darin auch noch diese Traurigkeit vorwarf, warum ich sie nach der Artikulation ihrer Bedürfnisse bzw. ihres Unbehagens nicht einfach in den Arm genommen und getröstet habe, daß sie schon alles bekommen werde, wußte ich, daß ich mich ans Nehmen so sehr gewöhnt hatte, daß mir selbst die einfachsten Regungen des Mitgefühls nicht mehr zu Gebote standen. Mein Herz lag wie ein Schnitzel blutig auf ihrem Teller und wartete nur noch auf das Messer in ihrer Hand. Sie aber hat mich dann noch einmal durch einige liebe Worte aufgerichtet, so daß ich nicht wieder ganz in Schutt und Asche versank.

Was soll ich tun, Frau Fortuna?

Ich weiß, daß ich mehr geben muß. Ich dachte, daß ich das am besten tue, wenn ich ihr das gebe, was ich am besten kann, z.B. Märchen schreiben. Aber das bedeutet ihr anscheinend wenig. Ein Eichhörnchen braucht Nüsse, aber keinen auch noch so schön geschwungenen Farn. Aber wo finde ich die Nüsse, und wie erfahre ich, welche Nüsse ihr dm besten schmecken?

Frau Fortuna, können Sie da nicht einmal unauffällig Nachforschungen für mich übernehmen? Ich liebe Didi über alles. Ich schäme mich, daß ich mich so sehr ins Nehmen verrannt hatte. Ich bin zu größten Anstrengungen bereit. Mein Herz habe ich ihr längst gegeben. Es war das Teuerste, was, ich hatte. Sie will mehr, aber was?

Mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr

Pan

26.11.80

Traum

Didi: "Ich hab Hunger!"

Sie schneidet mir das Herz heraus.

Kein Schmerz, Gefühl der Leere, wie ich es seit Montag fast ununterbrochen habe. Didi pflanzt mir stattdessen eine grosse, durchsichtige, aber schwarz ge-

tönte Glaskugel mit leuchtendem Kern ein. "Jupiter im Todesfeld" fällt mir sofort ein.

Didi- "Damit kann man erstaunlich lange leben!"

Sonntag hatte ich bei einem Spaziergang entdeckt, daß die Holzfäller die Kiefern "unserer" Liebesgrotte oberhalb meiner Wohnung gefällt haben. Dienstag war ich in der Stimmung, das folgende Gedicht zu schreiben. Es sollte als Traueranzeige im Tagblatt erscheinen. (Didi war leider dagegen)

Die Bäume,
die unsre Liebesgrotte
und den Blick vom Blumenberg
oberhalb der Dieburger Gärten
ins weite Rheintal umrandeten,
diese herrlichen jungen Kiefern,
wurden umgelegt.
Einst Zeuge unserer Zärtlichkeiten
bedecken sie nun als
Leichen die Stätte unserer Liebe.

Wir trauern
Didi und Pan

28.11.80 Die Briefe, die ich an Didi früher abgeschickt hatte, hatten mich immer irgendwie befreit. Ich hatte so das Gefühl, daß sie eine gewichtige Funktion hatten, vor allem, wenn es darum ging, zwischen uns etwas wieder einzurenken. Der Brief, den ich Dienstag schrieb, minderte meine Trauer in keiner Weise. Ich fühlte mich ungerecht behandelt und hatte eigentümlicherweise keine Hoffnung mehr, daß sich das Verhältnis nochmals einrenken ließe.

Donnerstag gehe ich zum Arzt wegen meiner verstärkten Herzrhythmusstörungen. Gegen 17h rufe ich Didi an. Sie fragt mich, ob ihr Brief angekommen sei. War er nicht. Hatte die Postbotin die Post wieder einmal nicht ausgetragen. Ich hole den Brief bei der Dieburger Post. Ein ganz fantastischer Brief, Ich rufe sofort zurück, überglücklich. So schnell verfliegen meine Zweifel. Schon bin ich bei ihr. Wir schlafen in der Mansarde miteinander. Einfach sagenhaft.

Heute hole ich den Fernseher. Sie will mich etwas "vorsichtiger" behandeln. Daß wir uns sexuell so gut verstanden, sei doch eine solide Basis. Dickeres Fell will sie sich zulegen.

Ich versuche, ihr zu erklären, warum ich ihrer Mimosenhaftigkeit auch angenehme Seiten abgewinnen kann, weil sie eng mit ihrer Sinnlichkeit verknüpft sei.

Amarillys Fortuna

Fortuna-GmbH

S.-Allee 69

61 Darmstadt

Darmstadt, den 26.11.80

Sehr geehrter Herr Dr. Pan,

Ich danke Ihnen für Ihre Zuschrift und das mir dadurch erwiesene Vertrauen. Bevor ich Ihnen Wege zur Lösung ihres sehr ungewöhnlichen Problems (dessen ich mich gerade deswegen persönlich annehme) vorschlagen kann, bitte ich Sie, beiliegenden Fragebogen für die Computerauswertung auszufüllen.

In Ihrem eigenen Interesse rate ich ihnen dabei zu äußerster Aufrichtigkeit; daß Sie mit der in unserem Hause zur Tradition gewordenen Diskretion behandelt werden, dürfen Sie voraussetzen.

Mit freundlichen Grüßen

(A. Fortuna)

Anlage: 1 Fragebogen

(Kursivgedrucktes in dem Fragebogen wurde von P. eingetragen)

RWX BHN (= & %) _ PAN pan PAN pan (A.F.) 26.11.80/+-

Fragebogen¹

Anmerkung: Um das sittliche Empfinden besonders sensibler Personen (Didiasten) nicht zu verletzen, werden Vorgänge, die sich im sog. Intimbereich abspielen (das Wort ehelicher Verkehr trifft leider nicht immer zu), durch das Wort "Gastmahl" bezeichnet.

I.

Wie heißt Didi mit 2. Vornamen?

- a) Martha
- b) Herta **X**
- c) Rosa

II.

Was ist Ona?

- a) eine Vorsilbe für ein wüstes Wort (wW.) **X**
- (b) ein lieber Riese **X**
- c) eine Zahl **X**

III.

Wenn sie nachts aufwachen, an wen denken Sie?

- a) Paul M
- b) Helmut Palmer, "Remstal-Rebell"
- c) Frau D.
- d) ***an Didi*** **X**

¹ **X** und alles **fett** Gedruckte ist eine Ankreuzung des Empfängers

IV.

Wie verhält sich Didi vor dem Gastmahl

- a) verschlafen
- b) gekränkt
- c) ungeduldig
- d) ungeheuer lieb X**

V.

Wie fühlt sich Pan im allgemeinen danach

- a) gescheit (i.S.v. weise)
- b) erledigt
- c) katholisch X (völlig überzeugt)**

VI.

Können Sie folgende Reihe sinngemäß fortsetzen

- a) Ona, Diana, *Didiona*, ***Onadidigehtsnich***

VII.

Wen liebt Didi am meisten

- a) die Männer **X**
 - b) Ona **X**
 - c) Laila **X**
 - d) Pan **X**
 - e) Schätzle **X**
- (hoffentlich!)**

VIII.

Was halten Sie für Ihre beste Eigenschaft

- a) Einfühlungsvermögen
- b) Aufrichtigkeit
- c) Kritikfähigkeit
- d) nicht auf Didi verzichten zu können X**

IX.

Was ist Didis schlechteste Eigenschaft

- a) Unfähigkeit, auch die liebevollste Kritik zu ertragen
- b) Egozentrik
- c) Selbstüberschätzung
- d) auf Pan verzichten zu können X**

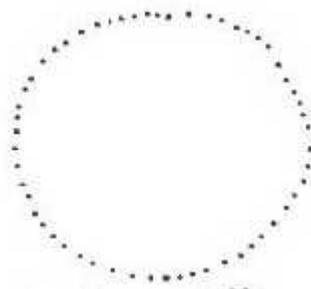
Zutreffendes ist jeweils anzukreuzen.

Onadidigehtsnich.

Eine Pedidion

Zunächst will Ona Didi schildern, wie er zählen gelernt hat: Ona, Diana, Didiona, Onadidigehtsnich. Dieses Zählsystem ist nämlich echt praktischer als das komische Dezimiersystem, von dem der Pan immer herumfaselt. Das ganze hat die Form einer Pedidion – so nennt man Petitionen an Didi. Zugleich ist das aber auch eine Beschwerde, weil: Stell Dir vor, was dieses Gesindel, der Pan, die Männer und allen voran der Schätzle, im Didiland so alles treibt, wenn Didi nicht da ist! Vom Pan sag ich mal nicht viel. Der ist eh immer Mittelpunkt, wenn Du da bist, und stiehlt uns die Schau. Der liegt auch immer nur in Liebesgrotten herum, träumt von Dir und kunterbundiert – oder wie das heißt, der Pan, dieser ewige Besserwisser meint: kontrapunktiert, müßte es heißen – seine Träume mit "Pan liebt Didi" oder ähnlichen primitivem Gestöhne, bestenfalls, daß er mal einen Brief schreibt, sonst tut der Faulpelz glatt nix. Nicht Pan, Pascha sollte er heißen.

Da sind die Männer schon wesentlich aktiver. Aber die schreiten in Reih und Glied im Sturmschritt durch Didiland, angeblich, um sich seine Herrlichkeiten anzuschauen. Aber was machen die? Statt sich umzuschauen, stieren sie auf die Furunkeln im Nacken ihres Vordermanns, traben feste hinterher, und der vorderste Mann – Didipan- undblitznochmal –, bloß weil Didi vergessen hat, ihm den Körperteil, an dem sie uns immer herumführt, die Nase natürlich, wieder auf den Boden der Realität zu richten, guckt steil in die Lüfte, bis ihm der Helm des letzten der Männer (der noch größer ist als die andern) in den Blick gerät und letzteren auf den Furunkel im Nacken lenkt. Seitdem marschieren sie in höllischem Tempo im Kreis.



(Die Männer im Kreise rotierend, aus der Vogelperspektive. Vom Reg.-präsidium freigegeben Nr. 3.16'2,4'1-57)

Das Gras, das ursprünglich einmal da wuchs, ist längst zertreten. Die Stiefel der Männer haben sich immer tiefer in den Weg gebohrt. Inzwischen ist längst eine Art Graben entstanden.

Didi, wenn Du wieder kommst und siehst ein paar Helme wie Igel in Didiland im Kreis in höllischem Tempo....., dann sind das in Wirklichkeit die Männer. Rette sie, weil, wenn das so weiter geht, landen sie noch – ohne es zu wollen – in der Hölle.

Und jetzt erst der Schätzle. Wenn Didi nicht da ist, hat der eine Laune, es ist nicht zum Aushalten, heult vor Wut herum und schreit nach mir: "Ona!" und wenn er mich zu fassen kriegt, verdrischt er mich ganz fürchterlich. Ona hat zwar ein Schafsgemüt, aber arg leiden kann er das trotzdem nicht. Und darum stellt er dem Schätzle eine Riesenpulle Didi-Wein hin, weil er weiß, daß Schätzle nichts widerstehen kann, das mit Didi zu tun' hat. Und Schätzle ist dann am nächsten Tag so besoffen – anders kann man das schon gar nicht mehr nennen –, daß er herumtorkelt und lallt, offensichtlich schwankend zwischen "Didi" und "Ona", aber weil ihm die Sprechwerkzeuge versagen, verschleift ers, und herauskommt: "Diana". Das ist für Ona ein angenehmer Tag, weil da wird er nicht verdroschen. Dann aber der nächste Tag. Da übermannt Schätzle die Sehnsucht nach Didi, und er schreit aus Leibeskräften "Didi!" "Didi!" Gleichzeitig ist er aber noch ziemlich verkatert, und wehe Ona kommt ihm zu Gesicht, dann schreit er, kaum liegt einem noch das wehklagende "Didi." im Ohr, mit einer ganz sonoren, durchtriebenen Stimme: "Ohhna!" und verprügelt mich nach Strich und Faden. So ein Rüpel ist das. "Didiona" klingt es den ganzen Tag. Entsetzlich. Am nächsten Tag ist dann Schätzle völlig am Boden zerstört, bevor Du kommst. Aber auch die anderen, Pan und die Männer, krebzen nur noch so herum. Und Ona jammert beim Knochenzählen nur noch vor sich her. Dann stimmt Schätzle den berühmten "Onadidigehtsnich"-Gesang an, und wir fallen mehrstimmig ein: "Odigehtsnadinich, Onadidigehtsnich" u.s.w. Das ganze All erklingt von diesem herzerbrechenden Kanon, bis Du endlich selbst auftauchst. Der Pan und Ona haben sich meist gerade in den Haaren, weil der Pan, der mir absolut nix gönnt, dieser raffgierige Pascha, steif und fest behauptet, das hieße nicht "Onadidigehtsnich" sondern "Ohne-Didi-geht-nix." Ich sei zwar auch sonst ein Nix, würde aber nicht einmal in diesem Gesang vorkommen. Gottseidank kommst Du dann endlich, und wir alle sind ein paar Stunden glücklich, überglücklich.

Und jetzt Onas Bitte: Kannst Du nicht einfach mal häufiger kommen, vielleicht auch nur damit Ona nicht immer so viel Prügel bezieht. Der Ona lernt zwar wegen des Gegröhles von dem Schätzle das Zählen: "Ona" für den Tag nach Didi., "Diana" für den anderen Tag, "Didiona" für den nächsten Tag und "Onadidigehtsnich" für den Tag, an dem Didi wiederkommt..

Ona hat inzwischen schon die Zahl der Männer herausgekriegt, hat sich in ihren Kreis gesetzt und immer gezählt "Ona", "Diana", "Didiona", "Onadidigehtsnich" und bei "Ohnedidigehtnix" ein Kreuz in den Sand gemalt, bis der größte und letzte der Männer auftauchte, dann hat er nach der gleichen Vorgehensweise die Zahl der Kreuze ermittelt. und nach dem "ohnedidigehtnix"ten Kreuz jeweils einen Kreis gemalt. Und herausgekommen ist: Es sind genau: Didionakreisedianakreuzeundona Männer. Der Pan meinte zu meiner Zählleistung zwar, er wüßte längst, daß die Männer Greise und Ona ein Kreuz sei. Aber der hat eh noch nie ein gutes Wort für uns übrig gehabt. Jedenfalls habe ich auf diese Weise zählen gelernt. Aber jetzt, wo ich zählen kann, muß es doch nicht mehr sein, daß Du so häufig so lang aus Didiland wegbleibst: Onadidigehtsnich Tage lang, das ist einfach nicht auszuhalten und dann immer die vielen Prügel....

Also, gib Deinem Herzen mal einen Stoß. Du glaubst gar nicht, wie heilsam sich das auf uns auswirkt, wenn Du nur einmal zwischendurch für eine Stunde auftauchst. Wie glücklich wir sein würden!

Dein Ona

2.12.80

Auto springt nicht an. Endlich nach einer halben Stunde. Direkt in die Werkstatt. Den ganzen Tag Geschäft. Abends rufe ich Didi an. Das Gespräch gerät wieder in einen dieser Teufelskreise. Ich wollte sie eigentlich nach diversen Dingen fragen. Vordergrundig geht es um Termine, wie gehabt. Sie will morgen nicht. Hintergrundig ärgert mich wahrscheinlich meine Abhängigkeit von ihr, und zwar in der Art, als würde sie bei mir über Leben und Tod bestimmen. Vorwiegend in Telefongesprächen treibe ich meine spontanen Bemerkungen in immer gewagtere Zonen. Sie vermutet Absicht, Prüfung, wohl weil das bei ihr diesen Grund hätte, wenn sie sich so verhielte. Sie macht eine Andeutung, daß sie sich wahnsinnig an mich anpassen muß, was sie später wieder zurechtrückt, und schon steht meine Angst vor den Folgen ihrer Verdrängung in hellen Flammen. Traurig. Didi allein rettet die Situation, obwohl ich schon merke, daß es sie gekränkt hat, daß ich so wenig Vertrauen zu ihr habe.

Eine Liebe zum Tode? Eines steht fest: Didi hat mein Verhältnis zum Tod geändert. Während ich früher immer im Angesicht des Todes lebte und liebte, will ich jetzt partout nicht mehr sterben. Ausgesprochene Todesangst. Hinzu kommt latenter Ärger,

daß ich zu keiner wissenschaftlichen Arbeit Lust habe, weil ich wohl mit Recht vermutete, daß Didi sie nicht wertschätzen würde.

Dieburg, 4.12.80

Liebe Didi,

anbei gerichtsverwertbares Dokument, das beweist, wie notwendig es ist, daß Ona wenigstens alle zwei Tage verdroschen gehört. Dieser Depp riskiert nämlich in seiner Offenheit grundsätzlich alles, wenn man ihn nicht je und dann zur Raison bringt. Neulich hat er z.B. wieder an Didis Terminen herumgemäkelt. Um ein Haar hätte sich Didi wieder in einen Blitz verwandelt. Und nun, stell Dir vor, präsentiert sich der Ona schon der Presse, wie er in seiner bodenlosen Frechheit Didi Faxen macht und mit Recht von ihr zurechtgewiesen wird (siehe beiliegendes Foto). Die Zeitung hat nur leider etwas durcheinandergebracht. Ona hat – das sei zu seiner Ehrenrettung betont – nicht "Eididei", sondern "Ei Didi" gesagt. Außerdem hat die Zeitung wegen des überzüchteten Sittlichkeitsempfindens mancher Leser einige Retuschen vorgenommen. In Wirklichkeit läuft Didi viel verfranster und schmutziger, wenn nicht gar ohne Hemd herum. Was sie da übrigens am Bündel hat, ist natürlich nicht der Roland, sondern einer ihrer zahlreichen, durch das lange Verharren zu Holz erstarrten Liebhaber.

Du hast dem Ona übrigens einen schlechten Ratschlag gegeben. Ich kann mich kaum noch im Didiland sehen lassen, weil der Depp überall lüstern herumhängt, mich zu verdreschen. Glücklicherweise war in der Hölle noch ein Platz frei, wo ich mich verstecken und diesen Brief schreiben konnte.

Didi, hol mich doch hier heraus!

Gruß und Kuß

Dein Schätzle



8. 12.80

Achtung, wichtiger Kassiber! Bitte, weitergeben an Didi! Didi, schau unauffällig links und rechts, ob Dich auch niemand beobachtet. Also: Sitze in der Hölle Zimmer 5. Habe schreckliche Sehnsucht nach Didiland. Halt Ona fest oder besser: schick ihn in die Wüste! Sag einfach, er hätte sich verzählt. Wie ich ihn kenne, braucht er tagelang bis er dahinterkommt, daß Du Dich verzählt hast. Zumindest: Hol mich hier heraus!

Ich halt es hier ohne Dich nicht mehr aus! ,Leiden'schaftlich

Dein



Traum

Didi und ich fahren in einem Bummelzug südwärts. Sonniges Wetter. Wir wollen nach Warstade-Hemmohr. Wir kommen an eine grössere Station südlich von W.-H. Im Nebenabteil wird eine junge Frau mit Kind vom Personal bedient. Das Bett wird vom Personal neu bezogen. Sie wollen offenbar weiter, während wir aussteigen müssen, um umzusteigen, Richtung Norden.

Ich wache auf. Empfinde es nicht als widersprüchlich, dass Warstade-Hemmohr, südlich der Elbe-Mündung liegend nur vom Westen {von Stade} oder vom Osten {von Cuxhaven}, aber nicht vom Norden oder Süden zu erreichen ist. Scherz in unserer Familie, die einen Hausfreund mit Namen Mohr hatte: "Warst' da denn, Herr Mohr?" Der Ort steht irgendwie für Niemandland, Beliebigkeit, Ungewissheit. Als Kind bin ich 1954 einmal in einem Nachbarort gewesen, um mit meinen Eltern meinen Bruder dort

zu besuchen, der mit der Jungschar dort auf einer Freizeit war und – als er uns sah – weil es ihm nicht gefiel, weinte. Mir aber gefiel die Weite der Landschaft, der Wald, die Heide, die Ruhe. Strahlendes Wetter. Vermutlich dort in der Nähe ist inzwischen eine Riesenindustrieanlage von DOW-Chemical angesiedelt. KKW. Fällt mir gerade ein.

Die Sache mit den Himmelsrichtungen ist mir völlig schleierhaft. Es war, wie wenn W.-H. ein Ort mitten in Hessen wäre.

Als Deutung habe ich nur anzubieten: Fühle mich sehr wohl in der Beziehung zu Didi, weiss aber nicht, wo es hingeht. Bin zwar angstfrei, traue aber dem Frieden noch nicht ganz. Mit der Frau und dem Kind weiss ich auch nichts anzufangen.



Gruppenbild: Pan, Ona, Schätzle und die Männer

14.12.80 Wieder eines dieser schrecklichen Telefonate. Es trifft mich immer wie aus heiterem Himmel. Sie selbst behauptet in der Regel das gleiche.

Didi ruft mich etwa 20⁴⁵ an. Eine Frau hätte sich für morgen unabweisbar bei ihr eingeladen. Wir verabreden uns daher für 22 Uhr nach ihrer Chorprobe. Wahrscheinlich hat sie mir gegenüber deswegen Schuldgefühle. Auch der Mittwochtermin mit Roland platzt und wird auf Samstag verschoben.

Das Merkwürdige ist, daß ich nie rekonstruieren kann, wie es zu dem Dissens kommt. Sie stellt ein paar Fragen und ich beantworte sie besten Gewissens, aber vielleicht nicht so konzentriert. Ich kann nicht einmal den Verlauf des Telefonats in Grundzügen rekapitulieren, bestenfalls Fetzen.

Diffus: Sie fragt nach Beispielen für etwas, was ich allgemein sage. Meine Konkretisierungsschwäche läßt mich zu falschen oder gewagten Beispielen greifen. Reizworte 'Marita' und 'Carmen' fallen. Sie spricht als erstes aus, was ich denke: eine Kommunikation wie im "mad-house". Sie unterstellt mir, daß ich das bewußt erzeuge, daß ich Probleme brauche, bestätigt mir auch, was ich selbst einmal gesagt habe, daß ich selbstzerstörerisch sei. Je häufiger sie mir absichtsvolles Handeln unterstellt, desto stärker wird in mir der Verdacht, daß sie sehr vieles bewußt intendiert.

Sie legt ohne Gruß auf. Ich rufe wieder an. Erwartet habe ich, daß sie nicht abhebt. Sie hebt aber ab. Meine Frage, was ihr an mir nicht gefällt, beantwortet sie durch den Hinweis auf meine Bemerkung, daß ich, wenn ich Probleme hätte, niemanden hätte, mit dem ich drüber reden könnte. Ich würde mich zu isoliert, egozentrisch sehen.

In der Tat habe ich zur Zeit nur sie. Sie aber begreift nicht, daß ihre Art, bei jedem kleinen Dissens von Aufhören zu reden, mich über diesen Umstand eben auch manchmal traurig sein läßt. Ich habe sie erst darauf direkt hinweisen müssen, daß sie unsere Beziehung ständig zur Disposition stellt. Sie wollte es vorher nie wahrhaben. Im Streit würde sie wahrscheinlich das auch wieder leugnen.

Diese Telefonate sind für mich ein Problem, über das – sein Verlauf zeigt mir das – ich offenbar mit ihr nicht reden kann. Sie meint, nur in diesen Telefongesprächen käme mein wahres Wesen heraus. Auf meine Entgegnung, ich würde mich hüten, derart absolut jemanden ein

"Wesen" zu unterstellen, in dem er sich nicht wiedererkennt, antwortet sie nichts. Sie hatte sich früher negativ über die Art geäußert, wie ein früherer Liebhaber und späterer Psychoanalytiker ihr ständig Dinge unterstellte, mit denen sie sich nicht identifizieren konnte.

Ich bin aber kommunikativer als sie. Ich muß über diese Dinge mit jemandem reden. Wahrscheinlich ist das für sie eine Art "Verrat".

Das Eigentümliche ist, daß ich nach den "Versöhnungen" nach derartigen Telefonaten immer voll glücklich bin. Sie spricht aber im Dissens immer von ihrer Gutmütigkeit. Wenn sich ihre Liebe darin erschöpft, liege ich in Kürze platt auf der Schnauze.

Als ich Didi frage, ob es bei morgen 22 Uhr bleibt, antwortet sie: "das weiß ich noch nicht."

Gestern und heute war ihr früherer Freund da nach ihren Aussagen. Vielleicht war sie nur deswegen aggressiv?

Natürlich war er schon einmal da. Ich weiß nur nicht mehr, ob es in der Zeit war, als wir unseren Streit hatten.

Einerseits fühle ich mich wie eine Flasche Wein, der man, statt sie zu entkorken, den Hals abgeschlagen hat und dann vorwirft, daß ihr Inhalt nicht ganz frei von Glassplittern ist. Andererseits fühle ich mich wie damals als sechsjähriger Junge, nachdem ein Feuer unser Haus zur Ruine gemacht hatte: wehrlos unverstandenen Mächten ausgeliefert.

Das neue Wesen

17.12.80

Es war ein stinknormaler Tag in Didiland, vielleicht etwas schwüler als sonst. Die Sehnsucht nach Didi zerrte die Brüste der Männer in etwas bergigere Konturen. Nr. 56 wartete in einer lauschigen Gartenlaube auf die ersten Geheimnisse, die ihm Didi anvertrauen wollte. Was er nicht wußte, an der Außenwand der Laube, fast Rücken an Rücken mit ihm hatte sich das Schätzle auf der Flucht vor Ona versteckt. Es drehte seinen Hals in einem Teufelskreis, den ihm des Teufels Großmutter zum Abschied als Halskrause geschenkt hatte. Ona selbst polierte seine Augen auf treudoof, damit Didi nicht merkt, wie sehr ihm die Brise der Erkenntnis inzwischen den Kopf zerzaust hatte. Und Pan, es war klar, er konnte es nicht lassen, unverbesserlich, wie er ist, spielte mit der Mimose.

Gerade als die Männer wahrnahmen, wie Pan mit der Mimose spielte, und polyphon in ein "Um Didi willen!" einstimmten, erstarrte Didi – wie gehabt – zu einem Blitz, der Pan zur reinen Oberfläche ausmergelte. Pan fühlte sich wie eine Ruine, leer und inhaltslos. Die Oberfläche flatterte im Winde wie Papier. Das Nichts fraß riesige Löcher in ihren Bauch.

"Um Didi willen!" schrieten die Männer, diesmal homophon, aber sehr melodisch, "das ist ja schrecklich mitanzusehen!" Den Zorn vergessend, der in ihnen manchmal gegrollt hatte wegen Pans Eskapaden, wollten sie ihn trösten und streicheln. Aber die ausgestreckten Hände griffen in ein Spinnwebgewebe. Da knieten die Männer andächtig nieder und riefen, indem sie ihren Bariton gregorianisch auf der Subdominante verharren ließen: "Didi unser, erhöre uns in unserem Jammer! Gib unserem Pan den Lebensinhalt zurück! Füll den Pan wieder an mit dem Saft seines Wesens, oder es wird uns der Jammer nimmer loslassen!" Die letzten Töne verklangen in dem kläglichsten Septakkord, den Didiland je gehört hatte.

"Er hat keinen Charakter," wehrte sich Didi, die sich immerhin inzwischen aus dem Blitz in ihre blühend junge Gestalt zurückverwandelt hatte. "Er ist schonungslos und spricht immer gleich alles aus, was er denkt. Er entweiht mir ständig die fein abgestimmten liturgischen Bewegungen meiner Mimose."

Aber an ihrem trotzigem Ton spürten die Männer doch, daß Didi mit ihrer Gutmütigkeit kämpfte. "Ach Didi!" jammerten sie, indem sie unter ihrer Oberlippe eine verschmitzte Vorahnung unterdrückten, "Du bist doch nicht nur die schönste und intelligenteste auf der Welt, sondern auch die großzügigste. Gib deinem Herzen einen Stoß!"

Da entrang sich aus Didis linkem Auge eine glitzernde Träne. Die Männer hatten Didi noch nie so gerührt gesehen. "Hoffentlich kann er noch reden," seufzte Didi. Dann ging sie zu der geisterhaften Oberfläche. "Sag einmal: 'Pan!'" flüsterte Didi dieser ins Ohr. Die Oberfläche aber lallte: "Ich liebe Didi über alles." "Er kann offenbar nicht 'Pan' sagen, da wird es schwierig sein, ihm sein altes Wesen zurückzugeben."

Didi nahm die Wörter, die die Oberfläche gesagt hatte, bildete daraus einen Wortextrakt und löste diesen in ihrer Träne auf. Plötzlich entstand daraus ein Edelstein, wie er nie zuvor in solcher Schönheit gesehen ward. Den hängte Didi in die Oberfläche hinein und sprach:

"Mensch, werde wesentlich!" im Nu füllte sich die Oberfläche wieder mit Wesen. Und schon frohlockte Pan: "ich hab ein neues Wesen! Es ist aus Didistein." Stolz zeigte er sich allen Bewohnern in Didiland. Und wer es nicht glauben wollte, dem hängte er den Edelstein heraus,

und wie man diesen auch anschaute, stets strahlte einem Didis Antlitz daraus entgegen. "Didi ist halt mein Wesen, mein Lebensinhalt," prahlte Pan und versenkte den Edelstein wieder tief ins Herz.

Und da Pan nicht sterben kann, wird Didi immer darin bleiben.

Didilandischer

Verfassungsschutz

Nr. 56

STRENG GEHEIM !

Göttliche Didi,

anbei einige erste Dossiers über einige Mitbewohner von Didiland als Kostprobe meines Spitzelkönnens. Ich bedanke mich nochmals herzlich für das mir entgegengebrachte Vertrauen.

Mit grenzenloser Hochachtung

Nr. 56

DOSSIER ‚Schätzle‘

17.12.80

Hat im ‚Bierbrunnen‘, einer üblen Kaschemme am Rande von Didiland, eigentlich seiner nicht würdig, Zuflucht genommen vor Ona, der wegen seiner Größe durch die kleine Eingangstür keinen Zutritt fand. Säuft sich zwecks Glücksbekämpfung die Hucke voll.

DOSSIER ‚Ona‘

17.12.80

Stellt philosophische Meditationen zu Didis Aussage an, er sei lediglich die Vorsilbe zu einem wüsten Wort. Wenn Didi wirklich der Auffassung: „Ona-nie!“ wäre, also nie etwas mit Ona zu tun haben wollte, wäre das – so meint er – in der Tat „wüst“. Andererseits hätte Didi ihm empfohlen, es mit sich selbst Das würde diese Deutung leider bestätigen. – Bevor er aber mit seinen Meditationen zu einem Abschluß gekommen ist, packt ihn plötzlich die Sehnsucht nach Didi, und er treibt es ganz „wüst“! Momentan ist nicht ersichtlich, wie Ona aus derartigen Widersprüchen herauskommen soll. Tendenziell drogensüchtig.

DOSSIER ‚Pan‘

17.12.80

Sehr verdächtig: Begibt sich nach Abfassen eines gerichtsverwertbaren Papiers, das er als ‚Märchen‘ ausgibt, aber sicher didilandesverräterischen Charakter hat, und an eine mir bislang unbekannte Person namens Brigitte ‚T‘. adressiert ist, ins Ausland!! Und zwar ins cinematische Land ‚Aristocats‘. Lacht sich Tränen in die Augen und vergnügt sich. Und das alles ohne didilandischen Passierschein. Die Grenzkontrollen sind verständigt.

DOSSIER ‚Die Männer‘

18.12.80

Die Männer, durch Didis Blitz zum Skelett abgemagert, zeitweise waren sie in Gefahr, ins Minus zu geraten, haben sich Süßigkeiten en masse "besorgt" und frönen der Freßlust. Sie freuen sich bereits auf Samstag, wo sie sich auf einem didilandischen Grillfest so richtig die Bäuche voll zu hauen gedenken. Nicht zuletzt, um die Exaktheit dieser Dossiers unter Beweis zu stellen, sei darauf hingewiesen, daß Nr. 56 eine Ausnahme bildet. Nr. 56 hat sich aus dem Schatten von Nr. 57 lösen können, dank Didi, um nunmehr andere zu beschatten.

Undankbarstes Beschattungsobjekt. – das sei nicht verschwiegen – ist zweifellos Pan.

DOSSIER ‚Wesen‘

17.12.80

Unbekanntes Fluchobjekt, das ich heute gegen 23.59 Uhr in Didiland, an der Mimose schnuppernd, sichtete. Gibt sich als "Wesen" aus. Treibt sich, angsteinflößend, ichbezogen und egozentrisch in Didis Nähe herum, um offenbar ihren Fluch auf sich zu ziehen. Ernährt sich vorwiegend vom Zorn exquisiter Göttinnen. Äußerste Vorsicht geboten! Behauptet, es sei aus Pans Westentasche entflohen. Der treibe jetzt. wesenlos sein Unwesen. Kann ich aber nicht bestätigen. Halte das UFO eher für einen gefährlichen Parasiten. Empfehle, sich bei eventuellen Partnern immer an die Oberfläche zu halten. So entgeht man den Fallstricken dieses 'Wesens' im ehesten.

Resolution der Männer

vom 24.12.80

Wir MÄNNER von Didis Gnaden protestieren hiermit energisch dagegen, daß wir selbst am heiligen Didi-Abend, wenn wir da schon auf Didi verzichten müssen, neben unserem Jammer auch noch den Spott von Pan und Schätzle über uns ergehen lassen müssen. Wir haben beschlossen, Dich zu bitten, heilige Didi, öffentlich richtig zu stellen, daß wir weder "Didis Harem" – so Pan – noch "Brigittes Brigade" – so Schätzle – sind. Wenn Pan behauptet, er hatte das Wort. "Männer" nur ins Orientalische, und Schätzle, er es nur ins Ostzonale übersetzen wollen, so halten wir das lediglich für einen durchsichtigen Vorwand, uns lächerlich machen zu wollen.

Wir sind stolz darauf, Didi blindlings zu gehorchen. Wenn Pan und Schätzle das als "Kandidilaber" – Gehorsam beziehungsreich diffamieren, so möchten wir Dich, geliebte Didi, bitten klarzustellen, daß wir keineswegs so hochkandidelt sind, Dich mit einem Kandelaber oder gar mit einem Kadaver in Verbindung zu bringen, und daß Du das als Dididiffamierungsversuch ansiehst, der auf seine Urheber zurückfallen wird. Außerdem – können wir Männer bestätigen – kann Didi gar nicht labern. Didi, wir lieben Dich über alles, und wir sind gewiß auch sehr duldsam. Aber wir hoffen, Du hast Verständnis dafür, daß wir diese hinterrückigen und niederträchtigen Schmähungen nicht länger ertragen wollen.

Deine MÄNNER

11.1.81

Liebe Didi,

hier einige neue Dossiers über Pan und Konsorten. Ich kann nicht ausschließen, daß ich aus Trauer darüber, daß ich immer noch nicht an der Reihe bin, nur noch das Traurige an meinen Leidensgenossen wahrnehme.

Alles Liebe und Gute

Nr. 56

Dossier 'Schätzle'

Nimmt sich vor, den Großzügigen zu spielen, Mutterns Grünkohl mit Pinkel auf ein Behindertenfest zu schleppen, Bohnensuppe vorweg, will natürlich alles als eigene Mache ausgeben. Weckgläser mit Gewürzfässern und den Schnellkochtopf in Arm macht er sich auf den Weg, achtet nicht auf den rutschigen Pfad, stolpert in einem Ansatz von Gleitflug, landet auf dem Wertesten, umgeben von Weck- und Gewürzgläsern. Der Kochtopf hat eine besonders glitschige Bahn erwischt. Bei Redaktionsschluß befand er sich in Höhe der Modau bei Pfungstadt. Es wird erwartet, daß er mit einigen Stunden Verfrühung eigenmächtig auf dem besagten Fest eintrudeln wird.

Zum ersten Mal wird mir klar, warum dieses Gerät eigentlich Schnellkochtopf heißt. Soeben erfahren wir noch, daß Schätzle diese neue Beförderungsmethode als Patent anmelden will.

Dossier 'Pan'

Hier ist wieder einmal höchste Aufmerksamkeit geboten. Schwärmt in Didis Abwesenheit von einer "schönen Müllerin". Schnitzt sich aus Rohr eine Pfeife und flötet darauf "Schubertmelodien" – wie er es nennt. Spricht man ihn auf Didi an, ist er ganz verduzt, redet sich dann aber wortgewandt damit heraus, daß er damit ja Didi meine, und daß Didi es war, die ihm riet, Panflöten zu schnitzen, statt Eifersucht und Trauer vor sich herzuschieben, und die habe es auch von einem gewissen Schubert. Spielt im übrigen allen Jägern, sobald er sie nur zu Gesicht bekommt, übelste Streiche.

Dossier 'Ona'

Baut sich einen Altar aus Schnee, kniet davor und graviert ein: 'sancta insecuritas'. Nr. 56 beherrscht das Lateinische nicht so gut. Er hat darum Pan gefragt. Der auf seine herablassende Art: 'sancta' hieße 'heilig' und 'securitas' würde von 'gewiß' abgeleitet. 'in' sei ein Negationspräfix. Als ich ihn frage, was das sei, verdreht der die Augen und sagt in etwa, ein Nega... u.s.w. verneine den Satz bzw. das nachfolgende Wort. Danach reimt sich mir das so zusammen: "Gewiß keine Heilige!" Jedenfalls heult der Ona in großer Verzweiflung immer wieder auf. "Didi," schallt es durch ganz Didiland, "Didi, ich liebe nur Dich!" Nichtsdestotrotz sieht man ihn des Nachts mit einer anderen Dame, die Didi auch kennt, namens 'Influenza' im Bette liegen!!!

Dossier 'Männer'

sind auf Hungerration gesetzt. Die Versorgung scheint nicht ganz zu klappen in Didiland. Warten auf die seit Tagen angekündigte aber ausgebliebene Gulaschkanone. Haben schon gar kein Hungergefühl mehr. Schnuppern an Bärlauch und anderen Kräutern, wagen sich aber nicht recht ran, weil Didi das nicht riechen mag.

16.1.81

Gestern ruf ich bei Didi an. Sie erzählt mir, daß der Jürgen, den sie betreut, sich wieder das Gesicht verunstaltet hat. Für Didi, die sich offensichtlich sehr stark mit dem Fall identifiziert hatte, bricht damit eine Welt zusammen. Zumindest stellt sich ihr da die Frage nach dem Sinn ihrer Nachsorgearbeit. Ich wollte sofort zu ihr und sagte ihr das auch. Und gleichsam so zum Ausklang unseres Telefongesprächs sage ich: "Es gibt doch noch größere Probleme, als wir sie miteinander haben." Jetzt läuft alles nach dem Muster wie gehabt ab. Sie stellt gezielte Rückfragen, wo wir denn Probleme hätten u.s.w. und statt zu sagen: 'Das können wir nachher besprechen', versuche ich die Fragen ehrlich zu beantworten, daß wir Unvereinbarkeiten im Charakter hätten, z.B. ihre Mimosenhaftigkeit und mein Plappermaul, ihre Art, unsere Beziehung immer gleich zur Disposition zu stellen, und mein Bedürfnis, mein Haupt irgendwo hinzulegen. Und indem ich ihre Art, mit mir zu reden, imitiere, sage ich ironischerweise: "Du

bräuchtest eigentlich einen Jäger, der dich hetzt, erlegt, vernascht, aber nur ja nicht ausscheidet."

Das hab ich natürlich genau im falschen Moment gesagt. Sie kündigt an, daß zu mir eine Überraschung unterwegs sei. Ich merke, daß die Luft dick ist und es nicht günstig ist, jetzt bei ihr vorbeizukommen und verabrede mich mit ihr für heute Abend.

Kurze Zeit danach ruft sie mich an: Sie brauche Zeit, sich das alles zu überlegen. Wenn wir so wenig zusammenpassen, und sie schätze meinen Verstand so hoch ein, daß er das schon richtig erfaßt habe, dann habe das doch alles keinen Zweck. Ich versuche zu retten was zu retten ist, sie steigert sich trotzdem hinein. "Ich mache jetzt mit dir Schluß." Briefe bräuchte ich nicht mehr zu schreiben. Sie würde sie nicht öffnen. Ich reagiere ruhig, wie immer, wenn etwas Ungeheuerliches mit mir passiert. Das scheint sie noch besonders in ihrem Entschluß zu bestärken. Sie legt mit 'ade' auf, ohne meine Antwort abzuwarten.

Ich mache einen 3 ½ stündigen Spaziergang durch die Dieburger Landschaft, weine dabei sehr viel. Auf einer Bank hatte jemand einen Schneemann gebaut mit 'Bummelbeinen' von der Bank herunter, sehr künstlerisch, aber durch den Tauvorgang sah der Schneemann von weitem wie ein Totengerippe aus.

Als ich wieder nach Hause komme, finde ich ein Telegramm vor:

"Pan ich liebe dich so. Didi."

Eine Stunde vor dem Telefonat abgeschickt. Das soll einer zusammenbringen. Offensichtlich war sie wegen der Geschichte mit dem Jürgen sehr aggressionsbereit und hat alles aus einem Affekt heraus gesagt. Ich schöpfe nochmals ein Fünkchen Hoffnung.

Heute abend ruf ich Didi nochmals an, bedanke mich fürs Telegramm, weise sie darauf hin, daß es nicht opportun ist, irgendwo und -wann zu den Akten zu geben, wie sie Jürgen behandelt hat, und streite mich nochmals; über Nichtigkeiten. Ich bitte sie, ihre Entscheidung, mit mir Schluß zu machen, sich nochmals zu überlegen, vielleicht 14 Tage anzusetzen. Sie aber bleibt bei ihrer Entscheidung.

Sie hat mir – wie sie sagt – alles zugeschickt, was sie an mich erinnern würde.

Ich muß mir eingestehen, daß das wirklich das Ende ist. Als wir die ersten Schwierigkeiten miteinander hatten, konzipierte ich ein Theaterstück, in dem eine schöne Frau von einer Depression dadurch geheilt wird, daß sie Partner reihenweise derart zur Verzweiflung bringt, daß

die Nervenlinik über "Nachschub" nicht zu klagen hat. Vermutlich ist meine Begabung zum Verrücktwerden unterentwickelt. Aber aus Erfahrung weiß ich, daß ich beim Autofahren aufpassen muß. Ich gerate in solchen Situationen unbewußt von der Bahn. So war es jedenfalls bei der Ute.

17.1.81

Wie sie bereits angekündigt hatte, sind heute meine Briefe an Didi bei mir angekommen. Schon eigentümlich, ihren Entschluß, die Beziehung abubrechen, derart zu bekräftigen. Immerhin war sie nicht so ekelhaft, auch noch die Geschenke zu retournieren.

Für meinen seelischen Haushalt wäre es jetzt sicher sehr gut, mich vor allem mit ihren negativen Zügen verstärkt zu beschäftigen. Aber selbst wenn ich noch Neues aufdecken sollte, was unwahrscheinlich ist, es würde wenig fruchten. Sie würde mir nie als hassens-, verachtens- oder verabscheuenswert vorkommen. Sie war ein wunderbarer Mensch, wie ich ihn immer lieben und schätzen werde. Didi würde jetzt sagen, wenn es nicht sie selbst beträfe: "Du siehst die Menschen viel zu positiv!"

Das war es eben, was sie nicht begriff: Fremde Menschen beurteile ich angeblich zu positiv und sie selbst zu negativ. Aus meinen selten explizit wertenden Aussagen hörte sie bei fremden Leuten immer das Positive, bei sich selbst das Negative heraus. Dabei hielt sie sich selbst für ausgesprochen selbstbewußt. In Sachen Selbsteinschätzung lag sie eigentlich immer haar-scharf daneben.

Wichtiger wäre gewesen, ihr zu vermitteln, wie wenig dazu gehört, sie wie eine Ware zu loben, und wie gut es auch ihr täte, wenn sie ihre Augen nicht immer vor ihren Schwächen und Fehlritten verschließen und lernen würde, sich in diesen zu akzeptieren.

Sie hat sicher recht, ändern läßt sich wohl kaum noch etwas an dem Weibchen, das danach verlangt, daß der Partner ihr ihre Bedürfnisse erfüllt, oder an der schönen Lügnerin, die im Sturm alle Herzen für sich gewinnt und im Zorn eine Giftschlange ist. Aber sie bräuchte nicht so nervös und ständig auf der Flucht vor Depressionen zu sein, wenn sie es gelernt hätte, sich zu akzeptieren. Das Ausmaß von Liebe hat für mich immer darin bestanden, wie stark man jemand gerade in seinen Unausstehlichkeiten akzeptiert. Der Selbstgerechte freilich, der sich verbietet, sich anders als problemlos glücklich einzuschätzen, muß diese Liebe als Haß interpretieren, muß sich gegen diese wie nichts sonst wehren. Wichtig wäre es schon, der Frage

nachzugehen, wie eine solche Selbstgerechtigkeit entsteht. Aber ich habe jetzt keine Lust dazu. Ich bin eigentümlich müde geworden. Mir ist alles so gleichgültig.

20.1.81 Heute sah ich Didi zunächst vor der Kreissparkasse in der Rheinstraße aus dem fahrenden Auto, wenig später im Aldi-Markt. Durch die Waren hindurch nahm auch sie mich mehrfach wahr. Wahrscheinlich hat sie mich auch vor der Kreissparkasse gesehen. Ich war zu perplex, um sie so schnell zu grüßen, daß sie es wahrnahm, bevor sie wegguckte. Als ich um die Waren herum auf sie zugehen wollte, lief sie weg.

Ich hatte heute sehr viele Termine. Ich konnte mich wahnsinnig schlecht konzentrieren. Meine Gedanken waren bei Didi. Als ich endlich um 22 Uhr zuhause war, brach es aus mir heraus. Bis 24 Uhr habe ich fast ununterbrochen geheult. Jetzt erst wird mir so richtig bewußt, was es heißt: Ohne Didi und ohne Hoffnung. Selbst die Ute hat nicht entfernt so leidenschaftlichen Liebesschmerz in mir ausgelöst wie diese Trennung.

Die Verbannung

Da Pan es nicht lassen konnte, mit der Mimose zu spielen, ließ Didi diese auch für ihn unsichtbar werden. Stattdessen zäunte sie Didiland ein, stellte am Eingang einen Engel mit zwei Schwertern auf und ließ darüber eine Inschrift anbringen:

D I D I L A N D D U L D E T
K E I N E K R I T I K

Pan und Konsorten mußten sich diese Inschrift anschauen und einprägen.

Von Stund an beengte Pan der Gedanke an Schutt und Asche, in das Didiland schon einmal gelegt war, und wurde ihn nicht mehr los. Und da ihn von je her reizte, was verboten war, mißlangen ihm immer mehr die Komplimente. Als Didi dann eines Tages aufschnappte, wie Pan vor sich hinbrabbelte: "Didi ist fast eine Göttin," fragte sie prompt, nichts Gutes ahnend, nach, was denn das "fast" zu bedeuten hätte. Statt zu schweigen oder zu lügen, antwortete Pan in seiner ehrlichen Art: "Weil sich Didi, wenn man ihre Vollkommenheit auch nur in der winzigsten Einzelheit anzweifelt, sofort in eine Teufelin verwandeln kann."

Und schon war Didi ein Blitz aus Haß und Ekel, nahm dem Engel am Eingang von Didiland ein Schwert weg, stieß es Fan in die Brust, schnitt ihm das Herz heraus und halbierte

es. Und sie steigerte sich in einen Rausch hinein, schnitt auch den anderen Männern die Herzen heraus und halbierte sie. Die eine Hälfte tat sie wieder zurück in die Brust und vernähte sie notdürftig. Die andere Hälfte briet sie in ihrem Blute am Lagerfeuer und verzehrte sie genüßlich. Zuletzt aß sie die Herzhälfte von Ona. Die war aber vor Jammer und Angst inzwischen bitter geworden. Didi mußte sich übergeben, bis sie auch die letzte Herzhälfte herausgewürgt hatte. Und über dem Erbrochenen schwebte das "Wesen" und fragte: "Und was ist mit mir?" – "Mach, daß du wegstommst!" antwortete Didi und blies es in den Wind.

Pan und Konsorten wurden aus Didiland hinausgeworfen, und da sie nicht sterben können, vegetierten sie hinfert halbherzig und ihres Wesens beraubt zwischen Nicht-leben- und Nicht-sterben-können in ewiger Qual und Verdammnis dahin.

Von Didi aber – säuselt lediglich der Wind eine Schubertmelodie.

22.1.81 Ich habe das Tagebuch, die Briefe und die Elaborate jetzt- nochmals durchgelesen. Es ist schon ein ziemlicher Kitschroman. Didi sagte vor allem in Bezug auf meinen Vorgänger einmal, daß sie laufend solche Kitschgeschichten erlebe. Es tut mir für sie leid. Aber ich fürchte, mit ihrer Kritiküberempfindlichkeit, mit den beiden Kehrseiten: Gutmütigkeit vor allem für Fremde und Brutalität (jedenfalls manchmal) für die Nächsten, ist so etwas vorprogrammiert. Man wird angelockt durch diese enorme Zuwendungsfähigkeit und später geschockt durch dieses krasse Abwendungsverhalten. Auf dem Fest von Singer sagte sie, als ich erstaunt reagierte, daß sie meinem Vorgänger so hart begegnet sein soll: "Lern du mich erst mal kennen." Ich Trottel antwortete: "Ich freu mich drauf."

30.1.81 Manchmal kriege ich Anfälle von Distanz, heute durch die U. ausgelöst, mit der ich mich in der Kaschemme über Didi unterhielt:

Didi verstand sich als "glücklich und problemlos". Sie hat mich diesem Selbstverständnis – oder besser: Selbstgebot – geopfert. Wahrscheinlich drohte ich ihr näherzukommen, als sie sich selbst war.

Sie hatte – wie sie es formulierte – in ihrem Leben früh "alles erreicht". Diese Einsicht löste bei ihr eine Depression aus. Wahrscheinlich wurde ihr ahnungsweise klar, daß das mit ihr selbst nichts zu tun hatte. Den Ausweg suchte sie nicht in der Besinnung auf sich selbst, sondern sie floh in die Selbstdefinition: "glücklich und problemlos". Von ihren Depressionen be-

freite sie sich, indem sie ihr Ich gleichsetzte mit dem ursprünglichen Wunsch, glücklich und problemlos zu sein. Daß dann der Partner die Probleme hat, stört sie zentral erst, wenn hindurchschimmert, daß sie ursächlich zumindest mitverantwortlich ist. Vorher bauscht sie sogar Problemchen des Partners zu Riesenproblemen auf, schon um von sich abzulenken. Mag sein, daß sie so noch gut ein Jahrzehnt mit wechselnden Partnern weiterleben kann. Ihre seelische Kraft und Intelligenz wird ihr eine solche Verdrängungsleistung ermöglichen. Auch ihre Schönheit wird ihr das erleichtern. Dann aber wird es endgültig über sie hereinbrechen, und es ist mit dem schlimmsten zu rechnen. Unter der schönen Maske wird dann auch das Verdrängte und die Lebensenttäuschung sichtbar werden.

Sie flieht vor der längst fälligen Auseinandersetzung mit sich selbst in diese Brutalität, die ich von Frauen jetzt schon zur Genüge kenne. Sie wußte aus meinen Erzählungen von meinen Selbstmordversuchen wegen der Ute. Sie ist auch sehr bewußt das Risiko eingegangen, das durch ihr Verhalten nur zu verschlimmern. Jedenfalls äußerte sie Ängste in diese Richtung schon sehr früh. Trotzdem nimmt sie eine Geringfügigkeit zum Anlaß, mit mir Schluß zu machen.

Gewiß ist diese Brutalität gesellschaftlich bedingt, Kehrseite der Wünsche der Männerwelt, eine Frau möge glücklich sein, viel lachen und keine Probleme machen, Wünsche, die Didi leider nur zu irreparabel verinnerlicht hat. Aber warum muß gerade ich immer das Opfer solcher Brutalitäten sein, der ich als einer der wenigen Männer die Problematik solcher Wünsche durchschaue? Warum gerade ich?

Dabei werde ich das Gefühl nicht los, daß Didi diesen Schluß ziemlich bewußt intendierte, möglicherweise, weil ein anderer Mann im Hintergrund steht. Es würde mich nicht wundern, wenn es Paul M. ist. Eigentlich müßte ich ihn warnen. Denn der verkraftet diese Frau noch weniger.

Eines steht fest, selbst wenn jetzt mit mir etwas Dramatisches geschieht, dann wäre ihr Schmerz – wenn überhaupt – kurz und ohne ernsthafte Schuldgefühle. Eher umgekehrt: Es würde ihrem Geltungsbedürfnis schmeicheln. Ein nicht unwichtiger Grund, ihr diesen Gefallen nicht zu tun. Ob das freilich ausreicht? Ich habe lange überlegt, ob ich nicht doch noch einen Versuch machen sollte, sie umzustimmen. Sie würde einen solchen Versuch wahrscheinlich im Keim ersticken. Aber kann ich ihr garantieren, daß ich mich in Zukunft ihren Wünschen gemäß verhalte? Ich eigne mich nun einmal schlecht zu blinden Gehorsam. Im Gegenteil: gerade aus Liebe und "Zivilcourage" müßte ich die Auseinandersetzungen

verschärfen. Und dazu habe ich nicht die Nerven. Das zu erwartende Hin und Her – Schlußmachen, wieder anfangen. Schlußmachen u.s.w. – würde mich endgültig kaputt machen. Wenn ich den Auswirkungen dieser Brutalitäten entrinnen kann, dann jetzt und ohne jeden weiteren Kontakt. Ich sehe einmal davon ab, ob ich dann ein weiteres Mal gezwungen wäre, mich "pädagogisch" zu verhalten, was mir erstens stinkt, und von dem ich mir langfristig auch nichts versprechen kann.

Wenn sie es fertig brächte, auf mich zuzugehen! Aber wenn ihre Hauptaussage: "Ich ändere mich nicht!" (was so viel heißt, wenn sich in unserem Verhältnis etwas ändern muß, dann mußst du dich ändern oder es geht kaputt) bestehen bleibt, wäre das nur eine Verlängerung der Tortur.

Welch eine Schönheit! (Ich kannte keine Frau, die schöner war als sie)

Welch eine Zuwendungsfähigkeit! (Nie gab mir das Verhalten eines Menschen so sehr das Versprechen, alle meine Wünsche zu erfüllen)

Aber auch: Welch eine Brutalität! Und welche Lieblosigkeit.

Als ich neulich Didis Handschrift sah – sie hatte sie mir stets vorenthalten mit der Begründung, Graphologen würden sie nie jemandem preisgeben –, kam mir in den Sinn: eine hochgradige Verbindung von Intelligenz und Sinnlichkeit, dabei aber eine eigentümlich unästhetische Handschrift mit vielen Zeilenverstrickungen, wie sie laut Graphologie Menschen haben, die ständig den Konflikt suchen. Wahrheitsfeindlichkeit hatte ich erwartet, zumindest die Unart, den Boten umzubringen, der ihr eine Nachricht wahrheitsgemäß und den Tatsachen entsprechend übermittelt.

Ich habe den Fehler begangen, vorschnell die Schuld bei mir zu suchen. Manchmal lag sie auch offen am Tage. Aber die Art, wie sie jeden kleinen Anlaß gleich zu einem Riesenkonflikt eskalieren ließ, deutet zumindest auf einen eklatanten Mangel an Konfliktbewältigungsfähigkeit. Offensichtlich weiß sie um diese Konfliktsucht. Sie steht in einem eigentümlichen Gegensatz zu ihrem Bedürfnis nach Anerkennung, dem sie ihre Zuwendungsfähigkeit verdankt. Daher will sie möglichst allein leben, selbst der Roland geht ihr auf den Wecker, und sie ist froh, wenn er aus dem Haus ist. Geliebte ja, aber am Rande, und wehe, sie kommen ihr auf die Schliche. Sie glaubt wohl, diese Sucht besser bewältigen zu können, wenn nicht gleich jemand in der Nähe ist, an dem sie sie abreagieren kann. Ihre Konfliktsucht ist aber augenscheinlich die Kehrseite ihres Selbstverständnisses, 'glücklich und problemlos' zu sein. Letzteres ist der Deckel, der das brodelnde Innere ihr selbst und anderen unsichtbar

machen soll. Irgendwie hat mich das schon skeptisch gemacht, als Didi mir ausgerechnet "Die schöne Müllerin" von Schubert schenkte. Ganz dumpf hatte ich schon vorher, als ich hörte, sie schenkt mir eine Platte, erwartet: Schubert, ja, sogar "Der Tod und das Mädchen", das wußte ich schon vorher, hätte gepaßt zu ihr. "Die schöne. Müllerin", vielleicht weil es da so verbal ist, machte mich stutzig; es war zu direkt. Sie braucht meinen Selbstmord, gerade weil sie weiß, was ich kann, um ihr übertriebenes Bedürfnis nach Anerkennung befriedigt zu finden. Der Blick im Supermarkt, hieß der nicht auch: Lebst du noch? Wagst du es, mir so zu begegnen? Daß Männer ihretwegen sich in eine Nervenkrankheit stürzen, war sie gewöhnt.

Welch ein Hochgefühl, wenn sich endlich einmal jemand ihretwegen das Leben nimmt! Für eine Nervenkrankheit war ich nicht geeignet, aber für einen Selbstmord, da wären zumindest Anzeichen gewesen, das wäre gewiß nicht auszuschließen gewesen, ha, wäre das eine Chance gewesen, das eigene Geltungsbedürfnis in relativ kurzer Zeit auf den Zenit zu bringen. Peng! Natürlich ist ihr das alles unbewußt. Sie hätte sich in ihrem Glück blitzschnell bemüht, todunglücklich nach den Umständen zu fragen, wenn sie hört, daß ich ihretwegen Nein, Didi, so weit geht meine Liebe nicht, um deiner Lieblosigkeit so sehr entgegen zu kommen. Ich habe das glücklicherweise noch rechtzeitig durchschaut.

Fragt sich nur, wie man so weiter leben kann im Wissen, daß es die Menschen nicht wert sind, daß man so etwas macht wie das, was ich wissenschaftlich leiste.

Wir kannten uns noch nicht lange, als sie mir einmal einen Traum erzählte, den sie nicht zu deuten wußte. Sie, nachts, sich wohlfühlend, umgeben von halben Schuhen. Ihre Eltern schenken ihr ein besonders hübsches Paar halbe Schuhe. Zu meiner Deutung hat sie nichts gesagt: Ihre Eltern brockten es ihr ein, daß sie ihre Geliebten, wenn sie es nicht vorher schon waren, "halbieren" und wie Schuhe als Ware behandeln muß. Das alles begleitet von dem dunklen Gefühl, daß diese sie umlagernden Geliebten eigentlich auch als Ware für sie wertlos sind. Die selbstverordnete Pflicht, sich trotzdem wohl zu fühlen.

Das Herz aus Bast, das sie mir einmal schenkte, hängt jetzt auseinandergerissen an seiner Stelle am Bücherbord. Schade, daß sie es nicht mehr gesehen hat. Ob sie sich überhaupt Gedanken macht über den inneren Zustand, in dem sie mich zurückließ?

31.1.81 Heute war ich zur Zeit des Sonnenuntergangs sehr lange auf der Bank am Rande der Liebesgrotte auf dem Mainzer Berg. Ich habe nur an eines gedacht: Wie schön es wäre, dort langsam aber sicher zu erfrieren.

Abends, als ich wieder in meiner Wohnung war, fiel mir plötzlich Heidi Klein ein, eine Schauspielerin, die mit dem Bruder eines Freundes liiert war, die ich sehr verehrte, mit der ich aber nichts hatte, und über die ich später sogar ausgesprochen negativ dachte. Sie war schrecklich perfektionistisch und autoritär. Mir fiel ein, was mir Volker bei der Eröffnung der Fabrik erzählt hatte. Ich kannte sie von 1970 bis etwa 1974. Dann riß die Verbindung ab. Sie zog weg von Darmstadt. Volker erzählte mir, daß sie sich das Leben nahm. Irgendwie habe ich jetzt das Gefühl, daß ich Didi verwinden werde. Die Suizidfantasien sind jedenfalls erst einmal verfliegen. Eher umgekehrt: Didi war Heidi in manchem ähnlich. Diese Unduldsamkeit und Empfindlichkeit als Kehrseite ihrer Zuwendungsfähigkeit. Mir war diese Ähnlichkeit vorher nie aufgestoßen, wohl auch weil sie völlig verschieden aussehen.

Ich glaube nicht, daß sich Didi das Leben nehmen könnte, jedenfalls nicht aus konkretem Anlaß. Aber ihr Leben ist gefährlich leer, eine Attrappe, schön, aber schal, "Didi Amin Dada", wie ihr Bruder treffend sagte, als er hörte, daß ich sie Didi nennen würde, eine gewaltige Pose, hohl und brutal; der Mitmensch ist nur Untertan, natürlich darf er sich auch Verehrer nennen, umgebracht wird er so oder so. Leere, Gewalt und Tod hatten schon immer miteinander zu tun.

20.4.81

Kurz vor Ostern traf ich Frau Drill, über die ich Didi kennen gelernt hatte, am Bahnhof. Wir kamen sofort auf Didi zu sprechen. Ich sei zu wenig Kavalier gewesen. Als wir beide einmal im Blumengeschäft waren, hätte ich nicht einmal daran gedacht, ihr auch einen Blumenstrauß zu kaufen. Für Frau Drill sind solche Äußerlichkeiten entscheidend. Das weiß Didi sehr genau. Also sagt sie ihr das. Wenn ich mich recht entsinne, habe ich ihr damals sogar angeboten, auch für sie gemeinsam Blumen herauszusuchen. Allerdings keinen Strauß, weil ich etwas gegen Schnittblumen habe, wie Didi sehr wohl wußte. Von der peruanischen Figur (Mutter mit Kind, Replikat eines Steigbügelgefäßes von vor 1000 Jahren) wußte Frau Drill natürlich nichts.

Ostersamstag wollte ich einen Tagblatt-Artikel über Gärtnereien und das Titelfoto mit einem Strauß Blumen zum Anlaß nehmen, um einige Leute, aber eben auch Didi, öffentlich mit einem Leserbrief zu ärgern. ich füge ihn hier ein.

Wie macht man eine "beschwingt fröhliche" Ostersonstagsausgabe des Lokalteils: ' Man suche sich eine Wirtschaftsbranche, deren Profit einem aus welchen Gründen auch immer steigerungswürdig erscheint. Warum nicht die Gärtnereien? Ein Unbefangener könnte vielleicht darauf kommen, daß diese einen großen Teil ihres Profits dem Guillotinieren von Blumenköpfen verdanken. Die Ähnlichkeit abgeschnittener Blumenhälse mit dem Strauß abgeschnittener Froschschenkel, der kürzlich in der Umgebung Darmstadts zu beklagen war, könnte verblüffen. Wenn sich das herumspricht... Glücklicherweise gibt es da noch Unterschiede! Kein Vernünftiger würde z.B. auf die Idee kommen, sich von Blumen zu ernähren. Sie dienen lediglich "seelischen" Bedürfnissen. Die Vorliebe für den Duft und den Anblick allmählich verwelkender Blumenleichen wird nun einmal in unseren zivilisierten Breitengraden nicht als Blumenquälerei empfunden. im Gegenteil, wir pflegen, einer ehrwürdigen Tradition entsprechend, zwar etwas gedankenlos und auch nicht sehr logisch, dafür aber eben den Profit gewisser Wirtschaftsbranchen steigernd, diese zugegebenermaßen besitzgierige, unnötige und leider auch tödliche "Aneignung" von Lebewesen sogar als besondere "Blumenliebe" hochzuschätzen. Glücklicherweise ist über die allgemeine Freude am Blumenmassaker auch nicht damit zu rechnen, daß irgendeiner eine Parallele zieht zu dem eigentümlichen Zusammenspiel von Gedankenlosigkeit und Profitliebe, das bei profitträchtigeren und noch weniger in einer menschlichen Not begründeten Formen von Naturausbeutung eine Rolle spielt! Glücklicherweise sind wir bereits eingeübt in die Marotte, jede Naturerschändung als Naturliebe auszugeben.

Bleibt nur diese Parallele zu den Froschschenkeln... Was tun: Man nehme eine brünette Schöne, stecke ihre Nase in eine harmlos erscheinende Anhäufung frisch gerupfter, möglichst wild wachsender Blumen und bringe ein Foto davon an der wichtigsten Stelle des Blattes. Ein Sauertopf, der sich daran nicht erfreut.

Am Rande möchte ich Sie nur dezent auf zwei hoffentlich nicht allzu folgenschwere Fehler aufmerksam machen: Schon wegen der von Ihnen überall praktizierten "Ausgewogenheit" Ihrer Beiträge hätten sie unbedingt noch einen Artikel über die Vasenindustrie bringen müssen. Schließlich ist es allein ihr zu verdanken, daß die Blumenleichen so "beschwingt fröhliche" Massengräber zu finden pflegen. Und überdies können wir nur auf Knien bitten, daß Ihr Hinweis im Kommentar zu des Studentenpfarrers Worte über die Kernkraft nicht- schlafende Hunde geweckt hat. Wenn jetzt auch nur einige wenige im Bereich des Lokalteils daran zu zweifeln beginnen, daß die Kernkraftwerke der unübertrefflichste Ausdruck unserer Natur- und Sachzwangliebe ist, dann haben Sie das allein diesem leichtfertigen Hinweis zu verdanken.

Ein Feind von Kirchen und abgetrennten Schenkeln, der zur Zeit wegen mehrerer vergeblich verhinderter Blumenmorde eine lebenslange Liebesverbannung absitzt. P.L.

Ich habe diesen Leserbrief nicht abgeschickt, weil mir rechtzeitig einfiel, daß Haidrun mir zum Geburtstag (1. Apr.) Schnittblumen geschenkt hatte und diese unter ihren zahlreichen Geschenken als das fantasievollste bezeichnet hatte. Haidrun ist Theologiedoktorandin, 36

Jahre. Ich hatte sie Anfang April nachts auf der Straße in Begleitung von Angelika, die ich flüchtig über Conny kenne, und dann auf Connys Fete kennengelernt. Und schon hatte sie mich für sich vereinnahmt. Sie rief mich gestern wütend an, weil ich vergessen hatte, sie anzurufen. Sie hatte noch gar nicht bemerkt, daß ich gar nicht offen war für sie. Aber sie hätte mit Sicherheit den Leserbrief auf sich bezogen und in ihrer persönlichen Art öffentlich beantwortet. Das wollte ich mir, ihr und auch Didi ersparen. Didi hätte, wenn überhaupt, dann nur telefonisch und nur auf das Reizwort "Liebesverbannung" reagiert.

9.5.82

Gestern war der Tag der 37. Wiederkehr der Kapitulation. Nachts Vollmond. Und das war wichtig. Denn der ersparte uns die Taschenlampe. Es war lange vorher geplant, ehe ich etwas erfuhr. Normalerweise hätte ich überhaupt nichts erfahren, wenn man nicht noch einen zuverlässigen Fahrer hätte brauchen können. Mit 'Vizetochter' Marita hat die Geschichte noch weniger zu tun, jedenfalls auf den ersten Blick. Ich hatte Timo extra gefragt, ob sie etwas davon wissen dürfe. "Nein!" hat er ohne Begründung geantwortet. Klar, sie hätte uns mit ihrer lauten, unbedachten Art nur alles vermässelt. Und etwas für sich behalten kann sie noch weniger als ich.

Zehn Tage vorher hatte Timo mich eingeweiht. In der Kaschemme. Wenn ich geahnt hätte, worum es hätte gehen können, hätte ich ihn an einen anderen Ort bestellt. Mit einer Gruppe von Studenten war ich um acht Uhr abends nach dem Seminar dort noch ein Bier trinken gegangen. Und da Timo nicht wußte, wann seine Anti-KKW-Sitzung vorbei sein würde, bestellte ich ihn in die Kaschemme.

Er kam gerade, als die letzten Studenten des Seminars im Aufbruch begriffen waren. Er brachte Inge mit, Maritas Konkurrentin, die ich bei dieser Gelegenheit kennen lernte. Naja, dachte ich später, Marita wär mir zehnmal lieber.

Ich weiß nicht, ob es Timos oder Inges Idee war, aber wohl eher Timos. Sie wollten den Gedenkstein in Grafeneck zu den behinderten Opfern des dortigen Vernichtungslagers im Dritten Reich mit einer Inschrift besprühen. Sie würden mich als Fahrer benötigen. Als ich zögerte, zeigte mir Timo den Text. Ich war sofort einverstanden. Ich wußte, es könnte mich meinen Job kosten. Dann "überfielen" mich schon wieder ein paar Studenten aus einem anderen Seminar, von denen einer auch den Timo kannte, weswegen sich die ganze Gruppe zu uns setzte.

Wie bei Timo nicht anders zu erwarten, war alles profimäßig vorbereitet. Wir trafen uns am Abend vorher zehn Uhr im Hohlweg. Timo erklärte, wie alles ablaufen sollte. Wie üblich, kein Wort mehr als nötig. Dann fuhren wir zu Inge, wo Max vorweg schlief, damit er uns mit seinen dreizehn Jahren nicht stehenden Fußes einschliefe. Um 23 Uhr 22 brachen wir auf, packten Folien, Spraydosen, Leiter u.s.w. in meinen PKW und fuhren los. Eine herrliche Mondnacht. Keine Wolke. Die "Operation" war, wenn gefragt wurde, eine Vorübung für ein Geländespiel der Pfadfinder, zu denen Max gehörte. Um 2 Uhr waren wir da, fuhren eine Runde und stiegen aus. Timo lud den Rucksack mit den Materialien auf. Inge begleitete ihn. Max stand Schmiere. Ich fuhr mit dem Auto nach Zwiefalten, wo ich einen göttlichen Schieß loswurde. Nach 1 ½ Stunden war ich wieder in Grafeneck. Weit und breit kein Mensch!

Wir hatten uns nach der Aktion auf einem Parkplatz neben der Hauptstraße nach Münsingen verabredet. Die Akteure wollten mir als Zeichen eine leere Milchtüte an den Straßenrand stellen. Die war aber nicht zu sehen. Wie verabredet fuhr ich dann alle halbe Stunde an dem Parkplatz vorbei. Bis zehn vor fünf nichts. Um fünf Uhr wurde es hell. Endlich, als ich 5 Uhr 20 vorbeifuhr, stand die Tüte da. Ich bog auf den Parkplatz ein. Max kam, nahm eine Plastiktüte zum Zeichen mit, dann kamen die anderen.

Es hatte alles vorzüglich geklappt. Keine Zwischenfälle. Auf der Rückfahrt Ausgelassenheit. Ich z.B. tat den Vorwurfsvollen, der jetzt wohl einer Anklage "wegen sinnlosen Hin- und Herfahrens" entgegensetzen hätte. Timo erzählte – ungewöhnlich gesprächig – die Einzelheiten und warum es so lange gedauert hätte. Hinter uns die aufgehende Sonne, vor uns der untergehende Mond, beide nur wenig über dem Horizont.

Im Radio Schuberts Streichquintett 2.Satz. Gefühl der Befreiung im Bewußtsein, daß die bundesrepublikanischen (Wider-) Rechtsverhältnisse solche ohnmächtigen Aktionen bestrafen, aber Kapitalverbrechen wie das der Nazis an behinderten Menschen nicht nur ungestraft lassen, sondern es sogar rechtfertigen.

Nachfolgend eine Reaktion in der >Rundschau< vom 12.5.82

„Bekennerbrief von der Schwäbischen Alb

Gedenksteinsetzung für 13 000 ermordete behinderte Menschen

"Heute, in der Nacht zum 8. Mai 1982 haben wir das steinerne Kreuz auf dem Friedhof von Grafeneck mit folgender Inschrift in ein Mahnmal verwandelt: 'Hier wurden 10 000 behinderte Menschen von den Nazis ermordet. Wieviele werden heute in Heimen lebendig begraben?'

Wir möchten dies gegenüber der Öffentlichkeit begründen: Wir sind eine Gruppe von Bürgern dieses Staates, die nicht länger bereit sind, über den Mord an 10 000 Menschen in Grafeneck auf der Schwäbischen Alb zu schweigen.

Unter der rassistischen Formel, alles 'lebensunwerte' Leben müsse 'zur Reinerhaltung der Rasse' vernichtet werden, starben in nationalsozialistischen Deutschland:

5 000 behinderte Kinder

100 000 Erwachsene aus Heil- und Pflegeanstalten

10 000 unproduktiv gewordene Menschen

Über 10 000 von diesen Menschen wurden innerhalb eines Jahres in Grafeneck umgebracht.

Kein Gedenkstein, keine Mahntafel, einfach nichts erinnert die Besucher des inzwischen wieder dort bestehenden Behindertenheimes an dieses Stück schwarze Geschichte.

Heute sind nun 37 Jahre seit dem Ende der Nazi-Diktatur vergangen. In diesen 37 Jahren war es weder der Heimleitung von Grafeneck, noch dem Kreis Münsingen, noch dem Land, noch dem Staat an sich möglich, ein Zeichen zum Gedenken und zur Mahnung gegen diese mörderischen Verbrechen zu setzen.

Als Mütter und Väter müssen wir unseren Kindern ein Beispiel geben, daß Geschichte nicht verleugnet werden darf, sondern daß wir uns zu ihr bekennen und aus ihr lernen müssen.

Deshalb können wir ebensowenig die Augen davor verschließen, daß derzeit in Grafeneck 112 Männer und eine Frau lebendig begraben sind – entmündigt, isoliert, im 5-Bett-Zimmer mit Klinkbetten, ein Leben lang...

Und wir sehen, daß in der ganzen Bundesrepublik Tausende von Menschen im Abseits leben müssen, hilflos, sich gegen Staats- und Wohlfahrtsrestriktionen zu wehren.

Mit welchem Recht schaffen wir uns für unliebsam gewordene Menschen, Menschen mit Schwierigkeiten, solche Anstalten, hindern sie an unserem täglichen Leben teilzunehmen?

Es kommt darauf an, Verbindungen zu ziehen, zwischen dem Massenmord in der nationalsozialistischen Zeit und dem Abschieben 'unproduktiv' Gewordener aus unserer Gesellschaft heute.

Nicht nur auf die Verbrechen der Vergangenheit möchten wir aufmerksam machen, sondern gerade auch auf die unzumutbare Situation der jetzt lebenden, von der geltenden Norm abweichenden Menschen.

Unsere Tat hielten wir für angemessen, um das Schweigen zu durchbrechen und eine Auseinandersetzung in der Öffentlichkeit voranzutreiben."

Münsingen, 9. Mai 1982

Heute heißt es "Samariterstift Grafeneck". Eigentümer ist das Diakonische Werk. 1940 wurden hier von der "Gemeinnützigen Stiftung für Anstaltspflege" die ersten 10 000 Behinderten, Geistes- und Epilepsiekranken ermordet und verbrannt – "von unheilbaren Endzuständen erlöst", wie es hieß. Warum erinnert: (wie. an fast allen Orten der "Euthanasie" und Kranken-"verlegungen") auch in Grafeneck nichts an diese Verbrechen?

"Die Kranken, die heute im 'Samariterstift' leben, sind die gleichen, die damals umgebracht worden sind – wir wollen nicht, daß unsere Kranken ständig daran erinnert werden", sagt Herr :Sachs, der Heimleiter des 'Samariterstifts' ... Man stelle sich vor, Juden würden heute in ehemaligen KZs auch nur vorübergehend einquartiert, die Gedenktafeln würden abgehängt, um ihnen die Erinnerung zu "ersparen". Für die kasernierten (oder wie die ärztliche Fachsprache sagt: "institutionalisierten") Behinderten ist aber genau das in Deutschland ganz normal: Wo mit Gaskammern und Krematorien "erlöst", wo mit Luminal "abgespritzt" wurde, funkeln heute "Reha-Zentren" und "Beschäftigungstherapie" oder liegen "Pflegefälle" verwaist und vergessen. Die Erinnerunginschrift in Grafeneck ist bereits aufgehängt. Die Polizei in Münsingen ermittelt. wegen "Sachbeschädigung ersten Ranges". Die Tat sei "nicht politisch motiviert gewesen". "Als Täter vermuten wir einen Psychopaten". Das Diakonische Werk hat inzwischen aber doch eine Gedenktafel in Auftrag gegeben. Die Inschrift soll lauten: "Ich weiß der Herr wird des Elenden Sache und des Armen Recht ausführen", Ps. 140, V. 13 – Zum Gedenken an die Opfer der Unmenschlichkeit, Grafeneck 1940".

Zwei Trauerweiden sind schon gepflanzt. Geschichtliche Kenntnisse werden vorausgesetzt.

Mentale Vorhölle

Ich gehöre zu den Menschen, die nur dann schreiben, wenn sie Probleme haben, zumeist mit dem Ziel, Abstand und damit Handlungsspielraum zu gewinnen. Das hat zur Folge, daß aus relativ problemfreien Zeiten nichts oder wenig überliefert ist. Das ist übrigens zur Einschätzung nicht nur der Zeit zwischen 1982 bis 1987 wichtig. Diese Zeit gilt es jetzt ohne irgendwelche Dokumente aus der Erinnerung heraus knapp zu skizzieren.

Meine poetische Ader hätte mich eigentlich daran hindern müssen, mich wieder mit Didi einzulassen. Wir hatten uns nicht zuletzt auch durch meine nüchternen Analysen ausweglos auseinandermanövriert. Meine Sehnsucht nach Didi war auch eher gedämpft, oder verklebt als heiß und grenzenlos. Meine Neigung zum Menschenhaß lähmte die meisten meiner Regungen. Ich lebte wie unter einer Käseglocke.

In der Dichtung verlaufen spätere Begegnungen der Liebenden entsprechend. Man findet die geliebten klaren Augen plötzlich trübe und nichtssagend, die ehemals geschwungenen Hüften steif und un gelenk, die Schuhe passen nicht mehr zu den gefärbten Haaren u.s.w. Versuche, glimmende Liebesreste zu entfachen, löschen sie endgültig aus. Nicht so bei uns.

Im Sommer 1984 trafen wir uns ungewollt auf einer ziemlich unzeitgemäßen Party von Leuten, die ich aus der Gewerkschaftsarbeit kannte. Die Party war schon im Vorfeld fantasievoll organisiert. Wir hatten in Kostümen teilzunehmen, die unseren Bezug zum Mittelalter ausdrückten. Didi war eine Hexe mit Besen. Ich ein Narr mit Schellen. Wir stellten erst beim Tanzen fest, daß wir es miteinander zu tun hatten.

Mehr als zwei Jahre waren nicht spurlos an uns vorübergegangen. Ich hatte mich in die Wissenschaft verrannt. Sie hatte ihren Job bei der psychiatrischen Nachsorge aufgegeben und bereitete sich jetzt auf eine Zusatzprüfung vor. Meine Leidenschaft, Mitmenschen zu analysieren, hatte sich etwas gelegt. Ihre Stimmungen zwischen eruptiv-anfeuernd und bewußt-

seinshell-aggressiv waren nicht mehr so gegensätzlich. Auf der Party hatten wir gemeint, wir sollten uns einmal wieder sehen.

Wir hatten uns viel zu erzählen. Der Jürgen z.B., der sich das Gesicht zerschnitten hatte, und den sie eigentümlicherweise stets mit mir zusammentat – ich habe nie herausgefunden warum –, war nicht nur aus der Nervenanstalt entlassen worden, sondern konnte sehr bald als völlig geheilt gelten. Für Didi wichtig war natürlich, daß sogar der Klinikarzt das ursächlich mit Didis jahrelanger Betreuung in Zusammenhang brachte.

Wir spürten beide, daß wir uns verändert hatten. Sie war ausgeglichener und selbstbewußter, hatte es offenkundig nicht mehr nötig, ihre Schwächen zu verschleiern, konnte über alles unverblümt sprechen, was ihr am Herzen lag. Ich sah im einzelnen Menschen nicht mehr vor allem den Repräsentanten der Menschheit, schraubte meine Erwartungen herab, lies die Poesie hinter mir. Beide waren wir alltäglicher und durchschnittlicher geworden, aber vielleicht konnten wir uns deshalb besser akzeptieren und verloren die Angst vor Trennungen.

Wir brauchten fast ein Jahr, bis wir überhaupt wieder miteinander schliefen. Die Beziehung wurde sanft und geschmeidig, ja spielerisch, dabei offen und tolerant. Wenn wir Probleme hatten, konnten wir in aller Ruhe nach Kompromissen suchen, die mal mehr dem einen, mal dem anderen zugute kamen.

Wir versuchten es noch einmal miteinander. Und dieser Versuch geriet uns weit harmonischer, als wir beide erhofft hatten, jedenfalls vorerst. Im Januar 1986 heirateten wir klammheimlich.

Es geschah – zumindest was mich angeht, auch mehr aus einer Laune heraus. Meine Vorliebe für Überraschungen (der "Flackerdruck" in der Handschrift!) mag auch mitgewirkt haben. Daß Didis Entscheidung für diesen Schritt bedingt war durch eine Vorahnung oder gar das Wissen um das, was dann eintrat, halte ich für ausgeschlossen.

Ostern 1986 erlebt Didi wie aus heiterem Himmel den ersten Krankheitsschub (vorübergehende Blindheit, Erstickungsgefahr, die Beine steif und nahezu bewegungsunfähig). Nach drei Tagen wieder kerngesund. Der Notarzt, zufällig Neurologe, beim Abschied zu mir: "Wenn es das ist, was ich befürchte, dann steht ihnen einiges bevor."

Im Herbst 1986 der zweite Schub. Zurück bleiben Gleichgewichtsstörungen, die nie wieder weggehen. Viele Klinikaufenthalte. Inzwischen bauen wir uns von dem Geld meiner Eltern eine behindertengerechte Eigentumswohnung. Weihnachten 1986 der dritte Schub. Nahezu ein halbes Jahr bewegungsunfähig im Bett. Es wird zur Gewißheit, daß sie MS tat. Das ist

eine Abkürzung für 'Multiple Sklerose', wörtlich: Vielfältige Verhärtung, also eine entzündliche Erkrankung des Nervensystems mit der Folge der Verformung der befallenen Nervenbahnen hauptsächlich im Gehirn, im Rückenmark und in den Augen. Die Ursache ist auch heute nicht sicher erforscht. Der Krankheitsverlauf ist nicht vorhersagbar. Manchmal kann zwischen den Schüben eine über 10 Jahre lange krankheitsfreie Zeit liegen. Entzündungshemmende Mittel (Cortison, Immorek u.s.w.) pflegen die akute Verschlechterung lindernd zu beeinflussen. Vor allem die Unberechenbarkeit der Krankheit führt in der Regel zu psychischen Sekundärfolgen, die auf den Krankheitsverlauf zurückwirken können.

Ich kann sagen, daß die Krankheit auf meine Beziehung zu Didi bis Mitte 1987 keinen nennenswerten Einfluß hatte. Die körperliche Tätigkeit, die die Pflegearbeit für mich bedeutete, konnte mir bei meiner sonstigen vorwiegend sitzenden Lebensweise nur eine willkommene Abwechslung sein. Schwierig wurde es erst, als die psychischen Sekundärfolgen einsetzten.

Ich hoffe, daß diese wenigen Hinweise zum Verständnis des Folgenden ausreichen. Die auf den nächsten Seiten abgedruckten Dokumente habe ich anfangs in Absprache mit Brigitte in der Absicht verfaßt, Verlauf und Behandlung der Krankheit den fragenden Ärzten genau beschreiben zu können. Erst später nehme ich mich selbst betreffende Gesichtspunkte auf. Der Übergang zu Ausführungen, die nicht stichwortartig mit Didi abgesprochen sind, findet allmählich statt. Der ursprüngliche Zweck der Tagebuchnotizen gerät schnell aus dem Blick.

Die Eintragungen beginnen in SCHÖNMÜNZACH, einem Dorf im Schwarzwald, in dem sich eine Klinik befindet, die sich allein auf MS spezialisiert hat. Brigitte hat sich seit 1987 regelmäßig jährlich zweimal einen Monat in dieser Klinik aufgehalten. Die bereits 1987 auftretenden „Sprachschwierigkeiten“ (das Nicht-ertragen-können einzelner Laute des Partners) haben – das sei schon vorweg gesagt – nichts direkt mit der Krankheit zu tun. Sie müssen zu den psychologisch zu erklärenden Sekundärwirkungen gerechnet werden.

4.7.87 Nachts Schwierigkeiten beim Körperumdrehen im Bett. Subjektive Einschätzung:

Bisheriger Tiefpunkt. ("Schub"?). Weint.

Schwester Erna gibt. Cortison (20mg). Morgens sehr steif. Glonus. Kommt nicht allein vom Klo hoch und nur mit viel Mühe ins Bad. Zwischen 10 und 13 h fast alle 5 Minuten aufs Klo. Fühlt sich aber psychisch besser. Später: "aufgekratzt". Keine "Sprachpredigten" (Nur einmal "Hundchen"). Abends beim Erzählen mit Frau Sass und Friedrichs in ihrem "Element". Häufige Stiche im Bereich von Hals und Ohr (Weisheitszahn:). Rechtes Bein schlechter als linkes.

5.7.87

Schlechter Schlaf. Mehr Kraft. Cortisonspritze (20mg) Schüttelfrost morgens. Keine Probleme mit der Blase. Beine können wieder angewinkelt werden. Kann allein aufs Klo. (Nur Hose hochziehen noch nicht). Rote Gesichtsfarbe. Diktiert im Freien Brief an eine Verwandte. Rote Gesichtsfarbe verschwindet mittags, erst wieder abends im Bett.

Blase in 2-3 Stunden Abstand, erst abends einmal kurz hintereinander. Beine können angehoben werden. Subjektives Befinden gut.

6.7.87 2. Cortisonspritze (20mg).

Nachts guter Schlaf (subjektiv, von mir morgens beobachtet: wühlt sehr viel). Blase so gut wie in Ordnung (Abstand: 4 h). Morgens Rundfahrt mit Auto: Schwarzwaldhochstraße. Geht allein aufs Klo, zieht Hose allein hoch. Sehen subjektiv schlechter. Kommt allein in Rollstuhl. Besorgt Wäsche. Bessere Kontrolle über Beine. Glonus kann schneller "festgestellt" werden. Unser Verhältnis "rastet" wieder ein.

7.7.87 3. Cortisonspritze (Monocortin).

Allgemeine Besserung. Nur Sehen schlechter. Stiche in Hals und Ohr. Kann im Zimmer zwischen aufgestellten Stühlen und meinem begleitenden Arm 5-6 Schritte tun. Renate zu Besuch.

8.7.87 3x1 Cortisontablette.

Schlaf subjektiv schlecht. 6mal aufs Klo. Morgens nach Freudenstadt zu Frau Dr. VOJKO (Zahnärztin). Starker Verkehrsstau in Baiersbronn und Freudenstadt. Harndrang führt wie auch sonst gelegentlich zu dramatischer Situation. Eingang sollte nach Schwester Erna nur 2-3 Stufen haben. Es waren aber 6, und der Zugang war auch nur durch eine Garage möglich, deren zwei Autos nur wenig Platz für einen Rollstuhl ließ ("Millimeter"). Didi ins Wartezimmer getragen. Toilette im Keller (!). Ca. 30 Stufen. Zusammen mit Patienten hinuntergetragen. Danach wieder herauf. Bis sie dran ist, vergeht über eine halbe Stunde. Dann muß sie wieder. Diesmal Topf geholt und Geschäft im Praxisraum erledigt. Da droht das gleiche

Theater. Auf der Rückfahrt muß sie nochmals (am Waldrand). Weiter Besserung. Vor allem stärker. Zunahme der "Sprachpredigten".

9.7.87 3x1 Cortisontablette.

Schlaf bis 3h, dann erst wieder morgens ein wenig. Kann Oberkörper ohne Zuhilfenahme der Hände aufrichten. Sehr selbständig. Bezeichnet mich als "Blinddarm", weil ich für sie immer überflüssiger werde. Abends quatscht sie die Helene vom Nachbartisch an, die – wie wir am Tage zuvor schon nebenbei mitbekamen – der Kuh das Kalb abfragt. Didi: "Haben sie sonst noch Fragen?"

Sehen eher schlechter, sonst alles eher besser, besonders die Kraft.

10.7.87 2x1 Millicorten.

Kann sich Socken allein ausziehen. Kommt allein ins Bad. Füße erstmals nicht so verformt. Besserung hält im allgemeinen an. Lediglich das Sehen wird eher schlechter. Harndrang normal. Besserung wird auch von anderen Mitpatienten beobachtet. Didi ergötzt ein weiteres Mal die Tischpartner mit vielen Einfällen, etwa mit ihrer Interpretation von Dr. STOLZs Frage nach einem eventuellen Weinzwang.

11.7.87 2x1 Millicorten. 1 Penicillin.

Schlaf gut, Harndrang normal. Nachmittags Extraktion zweier Zähne problemlos. Auch nachher keine Schmerzen. Nur etwas Blut im Mund. Abends mit Spielkameraden von Roderig zusammen. (mit Pausen). Kann in der Gymnastik 10mal Körper ohne Hilfe aufrichten. Noch vor einer Woche nur mit Hilfestellung. Geht Treppen zur Zahnärztin an meinem Arm aufwärts. Noch Montag mußte ich sie tragen. Gewebe in Bauchgegend fester. Druckschmerzen unter den Brüsten weg. Lioresal 5 mg.

12.7.87 2x1 Millicorten, 1 Penicillin

Schlaf schlecht. Kann Oberkörper 7mal ohne Pause aufrichten. Vor allem in der Hüfte und im Rückgrat besser. Noch gelegentlich Stiche in der Ohrgegend.

13.7.87 1 Millicorten, 1 Penicillin (Vibramycin)

Schlaf schlecht. Sonst weitere Besserung, speziell Kräftigung. Kann mehrere Meter an meinem Arm gehen. Überhaupt kein Glonus mehr.

14.7.87 1 Millicorten, 3 Tabletten Baldrian (Valdispert).

Schlaf mit längeren Wachpausen. Kann längere Strecken an meinem Arm und Haltevorrichtung im Flur zurücklegen. Könnte sehr viel mehr zurücklegen. Kommt von der (sehr niedrigen) Liege allein wieder hoch. Schmerzen im Ohr nach Beschallung vorbei.

17.7.87

Ohne Schlaftabletten Schlaf schlecht, Kopfschmerzen. Nachtschwester: 1 Gelonida.

Abends: Pastete, Kopfsalat und Obstsalat durcheinander. Statt Lioresal – Spasmo-Cibalgin comp.

18.7.87

Nachts dreimal hoch, anschließend Übelsein, beim 3. Mal Übergeben. Ursache wahrscheinlich Pastete. Schwester Erna: 30 Paspertin vorm Essen + Solugastril nach Bedarf.

1 Monocortin. Allgemeinzustand etwas schlechter. Aufrichten des Oberkörpers 6mal. Nach Abschluß-Untersuchung durch Frau Dr. Wulle Spazierfahrt mit Rollstuhl. Dabei erste Viertelstunde Glonus in beiden Füßen, schlecht feststellbar. Danach wesentlich besser. Doryl wegen Harnreiz.

20.7.87

Wieder in der Form vom 14.7. . 15mal Körper-aufrichten. Rückfahrt nach Darmstadt ohne Probleme in subjektiv guter Verfassung. Keine Medizin mehr.

Kurz vor der Abreise aus Schönmünzach deutete Dr. Stolz an, daß MS auch durch die Umweltverschmutzung mit verursacht sein kann. Das veranlaßte mich zu folgendem Märchen:

KREISLAUF

Es war einmal ein Zauberer, den die Menschen inniglich liebten und verhätschelten, weil er ihnen die Krankheiten wegfrass. Da es aber so viele Krankheiten waren, und es ihm nicht an Hunger fehlte, verhexte er seine Wangen und blähte sie auf zu einem riesigen Pharmakonzern. Schliesslich bestand er nur noch aus Pharmakonzern. Und da er in seiner Fresslust dummerweise alle anderen Krankheiten ausgerottet hatte, ging er sehr bald in der Aufgabe auf, Heilmittel für Krankheiten herzustellen, die seine Abfälle erzeugen.

Und wenn die Menschheit ihn nicht unverhergesehenermassen noch auf die Schliche kommt, dann lebt er auch morgen noch und überlebt womöglich noch den Tag, da sie sich in die Luft sprengen.

21.7.87

Leichter Harnreiz. Zisch-Predigten. Läuft ohne Rollstuhl in der Wohnung herum, wo sie einen Halt findet. Rollstuhl verwendet sie nur noch in der Diele.

28.7.87

Didis Bruder zu Besuch. Physischer Zustand scheint sich weiter gebessert zu haben. Abends Diskussion über meine Eltern.

29.7.87

Den ganzen Tag Diskussion über meine Eltern („asozial“, „Proletenpack“, „Drecksäcke“). Ich werde als "Mörder" tituliert, weil ich sie angeblich verteidige. (Meine Eltern hatten mich einmal gefragt, ob Didi ihren Charakter verändert habe, das hatte ich ihr vor kurzem einmal erzählt). Sie spricht zur Zeit bei jeder Kleinigkeit davon, sich scheiden zu lassen.

31.7.87

Wieder vermehrt Zischpredigten. Morgens frage ich sie, warum sie 60°-Wäsche kochen lassen will. Riesentheater, daß ich es gewagt habe, diese Frage zu stellen. Dabei kontrolliert sie mich, wo es nur geht, ohne daß ich dagegen etwas sage. Verläßt das Haus, soweit es geht.

Kann sich, ohne sich festzuhalten, die Hose hochziehen.

2.9.87

Sehr müde. Viele Phasen der Übelkeit und Sprachempfindlichkeit. Gemeindeschwester Hannelore spritzt sie z. Zt. Vitamin B. Versteht sich gut mit ihr. Kann aufs separate Klo gehen. Eine Türkin putzt 2x wöchentlich. Der Umtrieb regt sie doch ziemlich auf. Verstärkter Hunger.

13.9.87

Physisch weiterhin deutliche Verbesserungen. Psychisch schlimmer als je zuvor. Heute eine unverhüllte Morddrohung: Sie werde es mir blutig heimzahlen, daß ich wegen der ständigen Auseinandersetzungen mit ihr eine charakterliche Veränderung bei ihr konstatiert habe, mir und natürlich meinen Eltern, die danach gewagt hatten zu fragen. Später nimmt sie das alles zurück: Sie habe auf Selbstmord anspielen wollen. Kaum lenke ich halb ein, geht es schon wieder los. Ich sei autoritär; sie hätte bei mir nichts zu sagen; das sei schon deutlich gewesen, als ich mich damit durchsetzte, daß wir nicht kirchlich heiraten. Streitpunkte sind vor allem: meine s-Laute, meine Eltern und Sachen, die Jahre zurückliegen. Nachmittags in der Frauenklinik. Die Knoten in der Brust sind harmlose Zysten. Erhält etwas gegen das Scheidensekret.

1.10.87

Bis dato allgemeiner Aufwärtstrend. Heute starke innere Unruhe. Schritte unsicherer. Psychisch in der ganzen Woche allgemein beherrscher. Kälteempfindlichkeit nicht voll entwickelt. Punktuell und vorübergehend Schmerzen im Arm. Möglicherweise bedingt durch starken schwarzen Tee, den Renate ihr am Abend vorher gemacht hatte. Daher auch unruhige Nacht, "wie im Halbschlaf" verbracht.

2.10.87

Weiter Kälteempfindlichkeit in den Beinen. Elterndebatte. Meine Eltern sollten doch die 1000 m² verkaufen¹ und sich dafür einen goldenen Sarg machen lassen u.s.w.

¹ Nachträgliche Erklärung: Meine Eltern hatten uns durch Schenkung den Kauf der Wohnung ermöglicht. Es gab darüber hinaus aber auch noch einen Teil von über 1000 m², den sie uns außerdem vermacht hatten, auf den sie aber noch ein Niesbrauchrecht hatten.

Nach der tausendsoundsovielten Versöhnung nachmittags schlafen wir zusammen. Nachher sagt sie, sie hätte nichts davon gehabt (wahrscheinlich krankheitsbedingt). Zwei Stunden später kündigt sie an: "Ist mir elend". Und schon geht es wieder los mit den Anwürfen. Es kommt förmlich über sie wie der Blitz aus heiterem Himmel. Es ist wie ein Rausch, in den alles hineingezogen wird: Sie lasse sich jetzt scheiden. Dann werde die Wohnung aufgeteilt. Wenn ich das nüchtern betrachte, weiß ich nicht, wie man das noch anders verstehen soll als mit den Kategorien des Verfolgungswahns.

Abends ruft ihr Bruder an. Und wir beschließen, daß sie Mittwoch für ein paar Wochen zu ihm geht.

3.10.87

Klagt darüber (wie schon häufiger), daß sie das, was ich oder andere sagen, schon im nächsten Moment wieder vergessen hat, weshalb sie es neu erfragen müsse.

20.10.87

Didi war inzwischen bei ihrem Bruder. Ich sollte sie morgen wieder abholen. Vorige Woche habe ich ihr am Telefon erzählt, daß die, die kürzlich unter uns eingezogen sind, einen Hund haben, der, wenn allein gelassen, furchtbar kläfft und heult. Ich hatte den Hausverwalter gebeten, das abzustellen, weil ich im Moment keine Zeit hätte. Der aber schreibt denen, so daß sie erst bei mir samt Hund vorstellig werden. Ich fühle mich etwas überrumpelt und halte sie hin.

Deswegen macht Didi mir Vorwürfe, nennt mich "Feigling" u.s.w. In der Tat hätte ich den Hund an der Leine der Dame fragen sollen, wer denn hier der Tierquäler ist.

Das deutete schon einiges an. Heute um 19 Uhr ruft der Bruder an und gibt Didi das Gespräch. Ich versuche, ihr meine augenblickliche Lage zu schildern: der Kampf gegen die Pläne, meine Stelle zu streichen, die bevorstehende Habilitation, der geringe Schlaf. Ihre einzige Antwort: Sie müsse jetzt an sich denken (was sie seit über einem Jahr nur noch tut. Sie zeigt an nichts Interesse, was ich tue. Bestenfalls tröstet sie mich auf später.) Mir müsse jetzt doch klar sein, daß – wörtlich – "du tun muß, was ich sage." Ich bemerke, daß mir ja wohl noch ein wenig Spielraum bleiben müsse. Und diese Bitte um ein klein wenig Toleranz bringt sie bereits aus der Fassung. "Ich bleibe in Coburg. Leck mich am Arsch." Ich lege auf, rufe nach einer Minute wieder an: besetzt.

Etwa 20.15 Uhr ruft ihr Bruder an: Ich brauche morgen nicht zu kommen. Sie sei nicht reise-fähig, Päng, aufgeknallt. Der gehört zu den armseligen Durchschnittsmenschen, von denen Jesus gesagt hat: sie wissen nicht, was sie tun. Ich selbst wundere mich nur über meine Kon-stitution. Selbst dem Herzen merke ich nichts an. Aber vielleicht kommt das noch. Seit über einem Jahr trampelt sie mir auf meinen Gefühlen herum. Und einigermaßen gut geht es nur, wenn ich mich total wie eine Marionette benehme. Die Scherben muß halt ich immer zusam-menkehren. Und nur an mir liegt es, daß nochmals ein Anfang gesucht wird. Aber ich halte das nicht mehr lange aus. Sie erweist sich in jeder Beziehung als Schalksknecht.

6.11.87

Morgens machen wir einen ausgedehnten Spaziergang. Bei dieser Gelegenheit gibt sie zu, manchmal auf meinen Beruf eifersüchtig zu sein. Mittags hilft sie mir beim Essenvorbereiten. Da wir zuviel Tomaten haben, fragt sie mich, ob wir morgen auch zuhause essen sollen. Ich sage: ich übersehe es nicht, ob es mich nicht zu viel Zeit kostet. Darauf Riesentheater. Ihr sei der Appetit vergangen. Ich brauche nicht mehr zu kochen. Sage ich, mir ist er auch vergan-gen. Dann kochen wir also nicht. Sofort darauf ruft sie Renate an, sie hätte solchen Hunger, ob sie sie zum Essen ausführen kann.

Am Vormittag hatte sie mir gesagt, sie habe manchmal selbst das Gefühl, sie wolle nur Mit-telpunkt sein und sei auf meine Bücher eifersüchtig. Ich begehe den Fehler, sie in diesem Moment daran zu erinnern. Ich sei ein "Charakterschwein", ein "alter ausgebuffter Mann" usw. Meine Habilitation interessiere sie nicht. Im Gegenteil, dann sei ich habilitiert und sie immer noch nur krank. Dabei habe ich die ganze Zeit, in der sie wieder hier ist, (seit 30.10.) für die Habilitation nicht einen Satz lesen können, geschweige denn selbst verfassen.

Abends ein typischer Streit. Sie: "Du versuchst ja gar nicht, mir zu helfen." Ich: "Ich kann dir nicht helfen, weil du jeden Hilfeversuch als Erziehungsmaßnahme diffamierst." Sie: "Dann gib mir doch mal einen Ratschlag." Ich mehrmals wie oben. Dann schließlich erinnere ich sie an einen Rat, den ich ihr früher einmal gegeben hatte: Tagebuch schreiben, den sie aber abge-lehnt hatte. Sie: "So etwas kann ich nicht." Meine Frage nach den Gründen beantwortet sie: "Mir von oben Ratschläge erteilen, das kannst du." Ich versuche sie auf den Widerspruch aufmerksam zu machen. Sie: "Ich will doch von dir gar nichts wissen."

Dazwischen immer wieder Bemerkungen unter der Gürtellinie: angeblich spreche ich "Schwulensprache" u.s.w.. Offenbar glaubt sie, je kleiner ich bin, desto größer ist sie, bewirkt

aber das Gegenteil. Offenbar glaubt sie, einen Kommunikationspsychologen "klein" zu kriegen, indem sie ihm demonstriert, daß die Kommunikation mit ihm immer eingeschränkter wird und immer weniger funktioniert, daß seine Sprache abnorm sei, weil ich "zische" oder "pfeife" oder "vornehm wie ein Schwuler" rede. Ich habe immer noch nicht heraus, was sie mit dem eigentlich meint.

14.11.87

Bisheriger Höhepunkt der "Sprachpredigten". Angeblich sage ich "üch" statt "ich" oder auch "nein, nein, nein, nein!" in kurzer Folge hintereinander. Das sei "Schwulensprache", "scheiß-vornehm", u.s.w. und ich sei überhaupt ein "Scheißkerl". Sie könne das angeblich "nicht hören". Das hindert sie nicht daran, den ganzen Tag "üch, üch, üch" vor sich hinzubrabbeln, manchmal aber auch im Tone des Vorwurfs lautstark und weit über die Wohnung hinaus vernehmlich. Das geht so seit Wochen und vergiftet unsere Beziehung immer mehr. Heute hängt das wahrscheinlich auch damit zusammen, daß sie beim Nähen eines "Rockerjäckchens" (seit Do) immer mehr fremde Hilfe in Anspruch nehmen muß, weil sie es aus Krankheitsgründen nicht schaffen kann.

Die Sprachpredigten erfassen zunehmend auch andere Kommunikationsebenen. Wenn sie etwas nicht versteht oder nicht verstehen will, liegt das grundsätzlich daran, daß ich mich nicht verständlich auszudrücken verstehe. Bei fremden Leuten bringt sie den Schwung noch auf, die alte zu sein; umso mehr ist sie mir gegenüber ein Schatten ihrer selbst. Die Kommunikation ist auf ein Mindestmaß ritueller Formeln reduziert. Ich habe für alles Verständnis und komme ihr entgegen, wo es geht. Selbst über ihre Frigidität habe ich mich nie beklagt, weil es wahrscheinlich krankheitsbedingt ist. Nur diese Kommunikationsschwierigkeiten machen mir schwer zu schaffen. Das Hauptproblem ist, daß sie für ihre Intoleranz blind ist oder Blindsein vortäuscht.

16.11.87

Morgens fordert sie von mir, zum Logopäden zu gehen, um meine Sprache überprüfen zu lassen. Als Forderung lehne ich das ab. Niemand hat bei mir bisher besondere "Zischlaute" oder eine "Schwulensprache" feststellen können. Im Grunde ist es mir wurscht, ob andere

Leute meinen, ich ließe mich zum Depp machen, wenn ich mich einer entsprechenden Prüfungsprozedur bei einem Logopäden unterziehe. Aber wenn jemand das von mir unabdingbar fordert, greife ich zu einem Vergleich: Das sei genauso, wie wenn ich von ihr fordern würde, zum Frauenarzt zu gehen, damit der prüft, ob sie noch eine Frau sei. Sicher hätte ich sogar ein größeres Recht, das zu fordern.

Wie gewöhnlich bleibt bei ihr nur der Teil im Bewußtsein hängen, sie sei keine Frau mehr; sie löst das also aus dem Zusammenhang; der Vergleich als Denkoperation scheint sie überhaupt zu überfordern. Riesentheater, Mordsgekreisch, Hämmern auf den Fußboden, ich solle ihr ein Messer geben u.s.w....

Sie hat das also auf ihre Frigidität bezogen, und das hat ihr weh getan. An eine Folgerung inbezug auf ihre- Zisch- und Schwulensprachvorwürfe denkt sie nicht.

Tags über ist sie mit der Amsel-Gruppe bei einer Frau KELLE in Pfungstadt, einer Arbeiterfrau mit MS. Abends macht sie sich, obwohl erschöpft, über das "Rockerjäckle" her. Dabei ist sie traurig. Sie hat gehört, daß es der Frau HAMMER, die auch beim Dr. STOLZ war, sehr schlecht ging. Auch dem SIEVERS, der ihr so viel Mut gemacht hat, ginge es schlechter. Wir kommen wieder auf die Sprachschwierigkeiten zu sprechen. Sie ist ruhiger, sieht ein, daß das Problem auch nicht dadurch gelöst wird, daß ich zum Logopäden gehe. Ich mache sie darauf aufmerksam, daß sie die Sprachthematik mit anderen Themen bzw. Streitpunkten ablöst. Und schon zieht sie über meine Eltern her. Das Verbindungsglied ist die aus dem Zusammenhang gelöste Bemerkung vom Morgen, sie sei keine Frau mehr, die sie in einen Zusammenhang mit der Frage meiner Eltern bringt, ob sie sich charakterlich verändert habe. Meine Mutter sei eine "Stinkziege", und überhaupt seien meine Eltern "Tiere" u.s.w. . Ich vermute, daß die Ausfälle gegen meine Eltern die gleiche Ursache haben wie die Vorwürfe gegen meine Sprechweise.

Abends ruft sie die Trude (Gesprächstherapeutin) an, weinend. Mir gegenüber klagt sie, daß ihr rechtes Bein nicht mehr richtig mittut, allerdings im Dissens, so daß man nicht richtig weiß, was dran ist.

21.11.87

Noch am Abend zuvor hatte sie – angeblich mich imitierend – minutenlang und schreiend "... der Koch doch nöööch," immer wiederholt, noch im Bett und ohne jede versöhnliche Geste. Morgens sage ich betont nichts, um ja keinen Anstoß zu erregen, und schon geht es wieder

lauthals los: "... der Koch doch nööch, der Koch doch nööch." Dann nimmt sie – wie ich später erfahre. sogar 2 Demetrin und droht die ganze Kapsel zu nehmen. Ich mache ihr deutlich, daß sie sich mit den Tabletten nur den Magen verderben, aber nicht das Leben nehmen kann. Mittags kommen die Zimmerleute, um die Tür zu schleifen und die Durchreiche vollends fertig zu machen. Die Aufregung macht sie trotz Demetrin wieder völlig fertig. Morgens, während ich am Institut war, hatte sie geschlafen, jetzt nach dem Mittag und einigen haßerfüllten Bemerkungen schläft sie wieder. Um ca. ½7 Uhr treffe ich Roland bei ihr an. Sie muß in seiner Gegenwart gerade einen "... der Koch doch nööch"-Anfall gehabt haben. Als ich komme, ist sie aber erstaunlich friedlich. Ich schlage ihr vor, irgendwo essen zu gehen. Da Roland keine Zeit hat, gehen wir allein. Auf den Stufen zum Eingang zum >Sorbas< kriegt sie wieder einen Anfall, setzt sich auf die Stufen, als könne sie nicht mehr, läßt sich von mir ins Auto tragen mit entsprechender haßerfüllter Begleitmusik und befiehlt mir im Auto, sie ins Lokal zu bringen; sie müsse dringend aufs Klo. Plötzlich schafft sie den Weg ins Klo und dann ins Lokal spielend. Im Lokal Debatte über meine Eltern. Ich frage, womit meine Eltern das eigentlich verdient hätten. Ihr hätte ich seinerzeit die Alternative (ich oder ihre Großeltern) erspart, obwohl ich ein Recht dazu gehabt hätte (sie hatten sich – ohne mich zu kennen – in wüste Beleidigungen gegen mich vergangen). Und sie nimmt Kinkerlitzchen zum Anlaß, um meinen Eltern zu wünschen, daß sie abkratzen. ("Stink-Kathrin", "Schwuli-Franz"). Ich nenne das "Schalksknechtmentalität". Sie: es sei gar nicht sicher gewesen, daß ich Sieger gewesen wäre, wenn ich sie vor die Alternative gestellt hätte. Später, zuhause, nimmt sie das nach und nach wieder zurück. Das Demetrin muß ich ihr wegstellen, weil sie dabei ist, wieder irrsinnig zu schlucken.

22.11.87

"Du bist ein mieser kleiner Pisser, der seine sozialen Minderwertigkeitskomplexe nicht verarbeitet hat."

23.11.87

Gestern morgens bereits ein weiterer Selbstmordversuch mit einem Tuch, mit dem sie sich die Kehle zuschnüren will. Das geschah, während ich mit Dr. Bopp über ihren Zustand am Telefon sprach. Anschließend rufe ich Dr. Haiting an. Abends sind wir für 1½ Stunden beide bei

ihr und legen ihr die Situation dar. Sie hört im wesentlichen zu und verschreibt ihr Tabletten (Lexotanil 6). Anschließend gingen Didi und ich essen. Stimmung eher entspannt.

Heute morgen bin ich im Seminar, zuvor hatte ich ein paar Worte mit ihr gewechselt. Sie war freundlich. Dann gehe ich zum Friseur und zur BHW. Von etwa 11.25 Uhr an bin ich wieder in meinen Institutszimmer. Dann fahre ich nach Hause. Dort ist Didi im Gespräch mit einer Ärztin vom Gesundheitsamt. Gabi wartet in meinem Zimmer auf sie. Erst allmählich merke ich, daß die Situation ernster war, als sie aussah. Die Ärztin hat sie offenbar vor einem weiteren Selbstmordversuch bewahrt. Vorher hatte sie bei mir angerufen und nur einen Kollegen erreicht.

Als die Ärztin gegangen war, ruft sie mich zu sich aufs Klo. "... der Koch doch nööch"-Anfall. Sie kann sich die Hose nicht allein anziehen, wohl auch weil der Reißverschluß klemmt. Ich helfe ihr dabei. Währenddessen steigert sie sich in Aggressionen gegen mich hinein und versetzt mir einen Schlag in die Rippen. Ich stehe etwas konsterniert da und frage sie, ob sie noch zu retten sei. Daraufhin nennt sie mich "Mörder". Die Gabi müßte das fast mitbekommen haben.

Gestern hat sie auf meinem Schreibtisch einen Zettel gefunden mit Erinnerungsstützen für dieses Tagebuch und ihren Kommentar beigefügt. In dem auf diesem Zettel angesprochenen Zusammenhang hatte sie übrigens auch gesagt, sie lasse sich jetzt endgültig scheiden. Der Zettel ist angeheftet.

(Zettel):

„Feigling“, „Schlappschwanz, aber das haste nicht gestohlen, sondern geerbt.“

Und wo bleibt der Kontext, in dem das gesagt worden sein sollte. Vorwurf gegen mich: ich hätte durch meine Telefonate dich am Arbeiten gestört. Frage: Wer hat mir die Hundegeschichte erzählt und immer wieder damit angefangen, obwohl ich gesagt habe, regle die Sache ohne mich. Du wirst jetzt behaupten, ich lüge. Ich werde dieser deiner unwahren Behauptung hilflos gegenüber stehen, da ich nicht deine Mittel besitze, um dich von meiner Meinung zu überzeugen. Ich finde es für einen Ehepartner, der sagt, er liebe den anderen, sehr traurig und fragwürdig, wenn er aufschreibt, was der andere im Zorn sagt.

24.11.87

Dienstag war sie bereits einmal vom Klo gefallen. Gestern ließen die Leistungen bei den Stehübungen nach. Wir sagten, das hängt wohl mit der Überdosis Demetrin zusammen, warten wir mal ab. Als heute auch das Gehen deutlich beschwerlicher wurde, riefen wir Dr. Stolz an; der drängt zu einer Cortison-Kur. Dr. Scholl spritzt Didi wenig später. 2 Stunden später kommt sie vom Bett zum Klo und wieder zurück auf dem halben Rückweg nicht mehr von der Stelle. Ich muß sie ins Bett tragen: Beine schwer wie Blei, sagt sie. Psychisch demgegenüber ausgesprochen ausgeglichen.

4.12.87

Sie schluckt immer noch Millicorten. MS-Basar in der Luthergemeinde. Vorher sehr aufgeregt. Als sie erfährt, daß der Kersting das Habil-Gutachten gedenkt, negativ ausfallen zu lassen, mittendrin "üch"-Vorwürfe. Sie leidet selbst darunter, daß sie mir diese Vorwürfe immer gerade dann besonders stark macht, wenn es mir schlecht geht. Abends nach der anstrengenden Arbeit am Verkaufsstand im Basar darf ich kein Wort mehr reden. Dennoch steigert sich das nicht zu so grotesken Ausfällen wie in den letzten Tagen ("Diese Proletenstimme sollte man ausrotten").

18.12.87

Die letzten Tage ging es körperlich etwas schlechter. Die Beine steifer. Auch aus dem Bad kam sie nicht mehr ganz so problemlos. Allerdings hat sie zur Zeit gerade "ihre Tage", in dieser Zeit waren auch früher leichte Verschlechterungen zu beobachten. Für Didi war das aber der Anlaß, wieder massiv Selbstmordgedanken vor sich herzuschieben. Auf jeden Fall steigerten sich die Aggressionen (Satzmelodie, Eltern). Einmal warf sie sogar mit einem Schuh nach mir. Heute drohte sie, das Halbrelied, das bei mir auf dem Nachttisch steht, in den Spiegelschrank zu werfen. Massive Scheidungsdrohungen. Ich sei ein "Drecksack", "...gehört vergast" u.s.w.

Ich beobachte in zunehmendem Maße, daß sie sich vergeblich bemüht, Herr ihrer selbst zu bleiben; die Stimmungen bemächtigen sich ihrer und bestimmen ihre Handlungen. Ihre Gedanken kreisen um Themen, ohne daß sie es will, wie sie explizit sagt. Es fehlt ihr die letzte Kontrolle... Gestört scheint mir auch das Differenzierungsvermögen. Sie beklagt sich heute

z.B. über Schmerzen in Schultern und Armen. Heute mache ich in der Ledergarnitur ein Mittagsschläfchen, in der sie sonst häufig liegt. Auf der Ledergarnitur liegt ein dichtes, warmes Fell; das aber nicht so groß wie der Körper ist. Teile des Oberkörpers oder der Beine liegen auf kaltem Leder. Ich sage zu ihr: "Da wundere ich mich nicht, daß du Schmerzen in den Schultern kriegst. Nun bist du natürlich kleiner als ich...". Diese Einschränkung faßt sie als Negation meiner eigenen Vermutung auf, daß sie ihre Schmerzen von dem kalten Leder hat, und wehrt sich dagegen und macht mir nachher Vorwürfe, daß ich mich nicht klarer ausdrücke. Auch Sätze mit "obwohl" oder "wenn auch" machen ihr offenbar Schwierigkeiten.

24.12.87

Nach ihrem leichten Schub (Mitte Dez.) verschrieb ihr Dr. Stolz eine zweite Cortison-Kur innerhalb kürzester Zeit. Sie erlebt z.Zt. einen Aufschwung, wie er seit vorigem Dezember nicht zu beobachten war.

Heute erabend erwarten wir ihren Bruder. Das milde Wetter (15° C) scheint ihr psychisch zu schaffen zu machen. In einen meiner Sätze hört sie einmal wieder ein "üch" hinein. Das übliche Riesentheater steigert sich diesmal zu konkreten Morddrohungen: „Solche Menschen wie dich müßte man ausrotten.“ Schließlich wirft sie die Armlene ihres Rollstuhls nach mir.

27.12.87

Sie geht eine ganze Reihe von Schritten frei und ohne fremde Hilfe. In den Tagen, in denen ihr Bruder da war, flackerten ihre Sprachaggressionen nur je und dann auf. Heute morgen ist er nach Coburg gefahren. Heute abend die erste große Auseinandersetzung seit Samstag. Wir schauen im Fernsehen Chaplins "Moderne Zeiten" an. Plötzlich vermißt sie einen ihrer Ohrclips und fragt mich, ob ich ihn sehe. Da es möglich ist, daß er da liegt, wo ich sitze, setze ich mich an einen andern Platz, wo sie den ganzen Tag sicher nicht gegessen hat, und teile ihr das mit. "Ich setze mich an diesen Platz." – "Habe ich dir nicht gesagt, daß du dich jeden Kommentars enthalten sollst!" In der Tat hatte sie das. Als ich darauf hinweise, daß ich das inkriminierte gerundete "üch" nicht so gesagt habe, sagt sie. "Das kannst du doch gar nicht." Proletenkotze“ u.s.w.. Dann läuft wieder die Platte ab. Daß man jemanden etwas nicht zum Vorwurf machen kann, was er gar nicht anders kann, ist ihr nicht klar zu machen. Darüber hinaus macht sie mir zum Vorwurf, daß ich sie den Film nicht einmal allein ansehen lassen kann. Sie hatte derartiges vorher nicht von mir verlangt. Daraufhin geh ich in das Arbeits-

zimmer. Kurz darauf geht sie fluchend ins Bett, um fünf Minuten später sich bei mir zu entschuldigen.

28.12.87

Nach der Gymnastik entschließen wir uns wegen des schönen Wetters nach Lindenfels zu fahren (zum Forellenessen). Noch in Darmstadt auf der Dieburger Straße muß ich an den Straßenrand fahren. Sie hatte mir wieder rasende "üch"-Vorwürfe gemacht und mich dabei während der Fahrt geschlagen und mir ins Steuer gegriffen. Erst nachdem sie sich etwas beruhigt hat, fahren wir weiter.

Übrigens hat sie einen neuen Vorwurf gegen meine Eltern. Es sei unverantwortlich gewesen, mich in die Welt zu setzen, weil mein älterer Bruder schon nach der Geburt wegen Rhesusfaktor gelb auf die Welt kam. "Mußte denn der Alte noch auf dem Stinkchen herumrutschen." (Der "Alte" war damals 29!!). Ich werde als "Rutschprodukt" bezeichnet. Solch ein unverantwortliches Verhalten sei ja in dieser Schicht auch nicht anders zu erwarten. 5 Minuten, nachdem sie derart meine Geburt bedauert hatte, versichert sie mir wieder, wie sehr sie mich brauche und liebe. Kafkas Frauen sind da wesentlich harmloser.

3.1.88

Von Fr bis Mo waren wir in Coburg, wo wir uns möglichst aus dem Weg gingen. Wenn wir uns dann aber begegneten, kam es fast regelmäßig zum Eklat. Auf der Rückfahrt wieder zwei extreme Ausfälle.

Ausgesprochenes Einsamkeitsbedürfnis. Bezieht sich auf alle Art von Personen. Kann den Umtrieb offenbar nicht mehr ausstehen.

Nach der Abreise nach Coburg hatte ich den Einfall, Englisch mit ihr zu sprechen, weil es da keine ü-Laute gibt. Nach 5 Minuten kam es trotzdem zur Auseinandersetzung, weil ich es nicht einsah, daß man vor der Abfahrt noch das Frühstücksgeschirr groß abwäscht (Die Zeit drängte, wenn wir noch zum Mittagessen in Coburg sein wollten). "Schweinerei".

Vor allem nachmittags und abends Schmerzen und Brennen in den Beinen, teilweise wie Muskelkater, aufsteigend mit zunehmendem Elendsgefühl. Starke Schwindelgefühle. Verstärkt Müdigkeit. Nerven nach ihrer Darstellung ungeheuer gespannt. Dabei Kraft wie seit einem Jahr nicht.

Mit Elendsgefühl wächst Konfliktbereitschaft. Gegen Abend fuhr sie mit voller Kraft mit ihrem Rollstuhl auf mich zu. Ich habe sie an den Schultern geschüttelt, bis sie einigermaßen wieder bei sich war. "Hier geht es darum: ich oder du. Das ist die Alternative." Danach kippt sie um: sie will sterben. "Roland soll das Gold kriegen und den Schmuck. Und um eines möchte ich dich bitten: Deine Eltern dürfen an meiner Beerdigung nicht teilnehmen."

4.1.88

Morgens, weil ich "üch" gesagt haben soll: "Wenn deine Eltern dieses Jahr nicht verrecken, dann passiert was!" Starke Stimmungsschwankungen. Das Elendsgefühl steigt meistens die Beine hoch.

5.1.88

Allgemeinzustand scheint sich wieder etwas gebessert zu haben. Sie braucht viel frische Luft. Ich schweige fast den ganzen Tag. Nachmittags bitte ich sie um das Kissen hinter ihr und sage nur "Kissen", was wohl wieder etwas gerundeter ausfiel. Nach einer Pause relativ gemäßigter Protest, weil es das Wort "küssen" eben in unserer Sprache auch gibt. Aber wieder Unterstellung böser Absicht.

An meinem Arm geht sie ziemlich mühelos drei Runden in der Diele.

6.1.88

Gestern Abend um 9 Uhr geht sie später als gewöhnlich ins Bett. Plötzlich ruft sie mich zu sich, um ein zuvor angefangenes Gespräch über meine Eltern fortzusetzen (ich dachte schon, es würde einmal ohne einen Streit enden). Wenn wir einmal zu meinen Eltern fahren würden, wäre sie dafür, daß wir in einem Hotel übernachten. Meine Mutter hätte dann nichts über kommenden Besuch zu jammern und sie könne den Anblick meiner Eltern auch nicht den ganzen Tag ertragen. Ich begehe den Fehler, dazwischen zu werfen, sie jammere ja auch, wenn Besuch käme, sogar bei ihrem Bruder. Riesentheater. "Mich mit dem Krötchen zu vergleichen!" Später sagt sie "Abschaum". Ich bestätige, daß sie allerdings manches mit dem Kathrinchen gemeinsam hat. Sie fährt wieder mit dem Rollstuhl auf mich los mit ihrem typisch verzerrten rotangelaufenen Gesicht. Ich weiche aus und fahre sie zum Spiegel, sie solle doch einmal sehen, wie hübsch sie aussehen könne. Das zieht sich bis 1 Uhr hin. Dann kann

ich sie endlich bewegen, ins Bett zu gehen. Ich solle mich aber noch zu ihr ans Bett setzen. Gut sage ich, dann schlafe ich heute einmal im Schlafzimmer. (Ich schlafe gewöhnlich im Arbeitszimmer, weil ich mehr Wärme dabei brauche als sie und aus einer Reihe anderer Gründe). Kaum liege ich bei ihr, geht es wieder los. Sie richtet dabei ihren Körper auf und senkt den Kopf gegen ihre Kniee und schreit: "Ich ersticke!" Ich lege sie wieder normal ins Bett. Nach einer Weile – ich war bereits dabei einzuschlafen – schreit sie: "Dreckschwein". Darauf ziehe ich wieder ins Arbeitszimmer. Es ist 3 Uhr morgens. Um 9 Uhr höre ich eine verweinte Stimme. Ruft sie ihren Bruder an mit totaler Entstellung des Sachverhalts. Er solle kommen, sie abholen. Ich erkläre ihrem Bruder, daß ich dagegen bin. Sie sei nur wieder einmal ausgeflippt. Schließlich macht ihr Bruder ihr den Vorschlag, am Sonntag für ein paar Tage zu kommen. "Diese Kotzproleten sind doch Tiere!" "Ich kündige ihnen meine Verwandtschaft auf!" Mittags ist sie immer noch nicht aus dem Bett. Essen will sie nicht haben. Stattdessen frißt sie Kekse. Sie kommt den ganzen Tag nicht aus dem Pyjama. Angeblich fühlt sie sich im Bett wohler. Sie habe z.B. keine Schmerzen in den Beinen.

17.1.88

Seit Mo voriger Woche versuchen wir es mit konsequentem Anschweigen. Fr gab es eine prekäre Situation. Zur Zeit reduziert sie soziale Kontakte auf ein Minimum, weil der Trubel über ihre Nervenkraft geht. Ich selbst sehe zu, daß ich möglichst viel im Institut oder in der Bibliothek bin. Am Fr kam aber alles auf einmal. Wegen der Putzfrau war sie schon um 7 Uhr aufgestanden. Statt um 8 kam die aber erst um zwei. Dann hatte Rolands Verlobte angerufen. Sie käme nur kurz (um 2) vorbei, um die Sachen abzuholen, die sie mit nach Coburg nehmen sollte. Dann kam ich nichtsahnend dazu. Und kurz nach mir noch die Trude. Und alle bleiben bis vier und später. Um 12 Uhr hatte die Gemeindegeschwester sie noch gespritzt und hatte sich noch ziemlich lange mit ihr unterhalten. Den ganzen Vormittag – so sagte sie später – hat sie tausend aufreibende Arbeiten verrichtet. Gegen Abend war sie mit den Nerven völlig am Ende.

Während sie die Aggressionen gegen mich am Fr aber noch sehr gut auffing, brach es heute doch wieder ziemlich unvermittelt auf mich herein. Trude, ihre Gesprächstherapeutin, hatte vorgeschlagen, daß ich die von ihr inkriminierten Laute in dem Wortzusammenhang auf Tonband spreche. Die Trude beabsichtigt damit – wenn ich es recht verstanden habe – eine Desensibilisierung, wie das die Verhaltenstherapeuten tun. Das hat Didi offenbar eher Angst

gemacht – wie ich erst allmählich herauskriegte. Sie blieb länger als gewöhnlich auf, um eine Fernsehsendung über einen Darmstädter Sänger und Dichter sehen zu können. Sie rief mich dazu herein, weil sie nicht zu Unrecht meinte, mich würde das interessieren. Am Schluß der Sendung wurde das Ludwigsdenkmal gezeigt. "Der lange Ludwig" platzt es aus mir heraus. "Was hast du gesagt, der Ludwig? Das heißt doch Ludwig und nicht Ludwech." Ich sage nichts. Sie geht wortlos ins Bett. Plötzlich ruft sie mich. Sie hätte Angst, die Trude würde sie mit diesen "stinkenden Wörtern" torpedieren, (die ich angeblich produziere). Ich frage sie, was sie mit den "stinkenden Wörtern" meine. Im übrigen wüßte ich auch nicht, wie die Trude sich das denkt. In diesem Zusammenhang habe ich offenbar "natörlech" gesagt, wie sie das hört. Die übliche Platte. Im Hin und Her ziehe ich dummerweise einen Vergleich zwischen dem Sprachproblem und dem Elternproblem. Ich solle, bitte, nicht von meinen Eltern reden. Die seien für sie "tot". Sie habe sie "beerdigt". Und später: "die stinken ja schon". Ich frage sie, ob sie sicher sei, ob ihre Rede von stinkenden Wörtern und stinkenden Eltern nicht Projektion sei. (Durch ihre Krankheit bedingt, führt eine Überfunktion einiger Drüsen in der Gegend der Geschlechtsteile nämlich zur Sekretion einer nicht sehr angenehm riechenden Flüssigkeit, deren Geruch man immer spürt, wenn man ihr näher kommt. Gegen diesen Geruch ist sie machtlos. Sie müßte alle 5 Minuten ihre Scheide waschen. Und wahrscheinlich ist selbst das ziemlich nutzlos. Es wäre idiotisch, ihr das zum Vorwurf zu machen. Andererseits sehe ich natürlich nicht ein, warum sie anderen Vorwürfe ausgerechnet dieser Art macht.) Sie reißt das Telefon an sich und ruft irgendjemanden an, vermutlich Telefonseelsorge, heulend.

18.1.88

Heute morgen, nachdem sie wortlos ins Bett gegangen war, sofort wieder Riesenkrach. Irgendwer Anonymes, aber "Aufrechtes", hat sie darin bestätigt, daß mein Vater ein "Scheißkerl und Schleimer" ist. Warum ich ihre Krankheit nicht hätte, ich sei doch überhaupt nichts wert; auch im Bett nicht; sie hätte nie etwas davon gehabt. Ich frage sie, warum ihr eigentlich nichts mehr heilig sei, warum sie alles in den Schmutz zieht. Sie möge, bitte, nicht erwarten, daß ich noch einmal mit ihr schlafe. Dann die übliche Versöhnung, zum soundsovielten Male von mir eingeleitet. Kurz darauf geht es wieder los. Sie werde bei meinen Eltern anrufen und sie zur Rede stellen. Bis 8 Uhr abends hat sie es nicht getan.

4.3.88

Bei dem allgemeinen Aufwärtstrend seit Juli in letzter Zeit einige neue Erscheinungen. Anspruchsvollere Musik, sogar manche Sachen von Pink Floyd, die etwas "symphonischer" sind, kann sie nicht mehr ausstehen.

Manchmal schrickt sie schon zusammen, wenn ich nur den Mund aufmache. Schläft schlecht trotz Schlaftabletten. Sehr umtriebig. Stöhnt dennoch ständig, wie fertig sie sei. Friert, wenn sie in die Wärme kommt. Allerdings kann sie ein heißer Tee trotzdem aufwärmen.

Aggressivität seltener, dafür immer grotesker. Zum Beispiel: Ich solle mir ja nicht einbilden, daß sie mich im Alter pflegen würde; selbst wenn sie gesund wäre, würde sie es nicht tun.

22.4.88

Ich habe wegen der Prüfungen eigentlich keine Zeit. Aber wenigstens das sollte ich festhalten: Mittags steigern sich die Sprachvorwürfe über die üblichen Entgleisungen verbaler Art ("Proletenkacker" u.s.w.) bis zu Tätlichkeiten. Ich kann sie gerade noch daran hindern, mit dem Messer auf mich loszugehen, nur weil ich meine ehrliche Vermutung geäußert habe, sie mache sich über sich selbst und die Ursprünge des Sprachproblems keine Gedanken. Sie hat mir auch danach keine mitgeteilt.

Heute Abend erzähle ich etwas über einen MS-Kranken, den ich in Schönmünzach gesprochen habe, einen Herrn TISCHLER. Nach einer Weile zwingt sie mich, den Namen zu wiederholen. Ich habe den Namen sehr kontrolliert mit klarem i ausgesprochen, weil sie schon mehrmals bei dem Namen ü gehört hat. Sie behauptet trotzdem, ich hätte auch dieses Mal wieder TÜSCHLER gesagt. Riesentheater.

Seit sie in Schönmünzach in den letzten Tagen wieder Cortison gekriegt hat (wegen einer Erkältung), geht es zwar körperlich kontinuierlich bergauf, aber psychisch wird es offenbar wieder schlimmer, was m.E. aber auch an ihrer Prioritätensetzung liegt. Sie sagt ständig und immer wieder: Ich muß erst einmal zusehen, daß es mir besser geht. Dann wird sich auch das geben. Danach ist vorhersagbar, was passiert, wenn es ihr körperlich mal wieder schlechter geht, dann geht es ihr nämlich auch psychisch schlechter, was wieder Auswirkungen auf das körperliche Befinden hat. Ihre Therapeutin, Trude, scheint sie aber in diesem Verhalten zu bestärken, so daß ich mir den Mund wundregen kann.

7.5.88

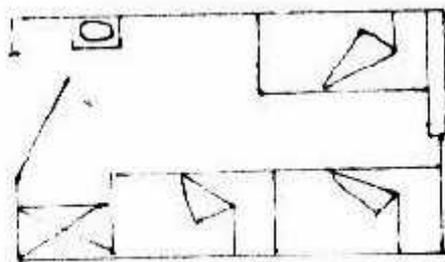
Seit Samstag vor 8 Tagen nimmt sie Predniflex. Sie fühle sich in einem höheren Grade als vorher spastisch. Seitdem ist es besser. Heute und gestern Klagen über Kopfweh und Schwierigkeiten beim Urinieren. In den letzten Tagen verstärkt Aggressionen, manchmal an der Sprache festgemacht, manchmal um mich zu Aussagen über sie zu zwingen, die ihr günstig erscheinen. Was ich dabei denke, ist ihr offenbar gleichgültig. Dabei die alten Schrei- und Tobsuchtsanfälle. Sie schlägt mich während der Autofahrt, sodaß ich anhalten muß. "Du Proletenkacker, du bist nicht gefickt, du bist gekackt worden" u.s.w. die alte Litanei. Schwere Vorwürfe gegen Roland und Ute, nur weil die naturgemäß erzählten, was sie inzwischen alles getrieben haben. Sie: "aber für mich haben sie nie Zeit". Sind sie aber da, beschwert sie sich über ihre Anwesenheit. Der Widerspruch ist ihr immerhin noch dunkel spürbar. Wenn er deutlicher wird, resigniert sie sofort. Die Krankheit mache alles kaputt. Alles oder nichts.

26.5.88

Die ganze Woche Regen (→ Überschwemmungen). Für Didi bedeutet. das: nicht raus können, und Zunahme der Intoleranz. Ich müsse die Betten zu exakt dem Zeitpunkt machen, den sie dafür auserkoren hat. Riesenstreit. Währenddessen unterbricht sie mich ständig und wiederholt meine Worte in der Abweichung, die sie hört ("met" statt "mit", "zuröck" statt "zurück", "ümmer" statt „immer" u.s.w.) Mindestens zwei Dutzend mal kommt es zu Morddrohungen. "Totschlagen müßte man dich". ("Einen Misthaufen hast du in der Kehle", das sieht sie als Folge davon, daß ich nicht "gefickt", sondern "gekackt" worden sei. Ein "Fünfminutenficker" sei ich. Kein Wunder, daß ich nichts geworden sei u.s.w. Thema: Eltern!!) Gegenstände fliegen mir an den Kopf. Dann will sie Selbstmord begehen. Ich solle ihr Tabletten holen. Sie weiß, daß ich es nicht tue. Das Ganze zieht sich den ganzen Fronleichnam hin. Zwischendurch fahren Ute und Roland sie spazieren. Mir scheint, auch die haben ihren Senf gekriegt. Abends Vorwürfe gegen ihre Schwägerin: Sie gebe vor, sich für sie einzusetzen. Aber wenn sie in Coburg ist, werde sie immer nach oben verfrachtet, muß also die Treppen steigen. Unten gebe es ein leeres Zimmer, ohne daß es benutzt wird. Das rücke sie nicht her (aus irgendeiner Pietätsduselei.) Abends ruft sie – wahrscheinlich die Telefonseelsorge – an.

Heute früh zur Krankengymnastik. Kommt Fr. Lämmle und fragt mich, wie es ihr bzw. uns ging. Ich: Katastrophe. Ich so nebenbei, ich wäre schon manchmal so weit gewesen, sie in der Nervenklinik abzuliefern, wenn ich nicht wüßte, wie man die dort behandeln würde. Sie: ken-

ne einen Herrn Dr. Schramm. Erst als ich bei der Abfahrt von der Neurologie frage, wo ich ihn finde: Nervenlinik. Ich guck ziemlich blöd. Erinnerung mich aber, daß Dr. Bopp später auch dort war, fahre also mit ihr und der Putzfrau, die um 12 Uhr bei uns putzen wollte, zur Nervenlinik. Die stellen sich schon an der Pforte so blöd an, wie es geht. Liefere Didi vor dem Sprechzimmer von Dr. Schramm ab. Fahre die Putzfrau zu uns zum Putzen. Wieder zurück in die Nervenlinik. Finde Didi lange nicht. Dr. Schramm nimmt mich ins Zimmer, stellt mir einige Fragen und dann: "Wir wollen sie hier behalten." Ich: dagegen. Schildere die Verhältnisse bei Bürger-Prinz in Hamburg. Er: hier gar kein Vergleich. Ich: Nur wenn Didi es will. Die sitzt inzwischen bei Dr. Stumm. Heult. Stumm zu mir: Sie will schon hier bleiben. Sie habe nur Angst, ich würde ihr einen Strick daraus drehen. Ich zu Didi: Das ist ja eher deine Spezialität. Fällt über mich her. Dann klärt sich die Sache. Sie will nur noch heim, Sachen holen, Haare waschen u.s.w. Ziemliche Hetze. Heim. Wieder in die Nervenlinik. Man verweist uns an Station A1. Dort kommt uns ein Pfleger – ziemlich aus der Puste – entgegen. Didi: "Legler ist mein Name". Er: "Ach so, Sie sind die Legler." Didi: "Frau Legler". Der Pfleger läuft aufgeregt von einem Zimmer zum andern. Didi zu mir: "Heim, nix wie heim!" Ich beruhige sie. Dann macht er ein Zimmer auf. Gleich vorne hinter dem (ziemlich simplen) Waschbecken schlägt er von einem Bett die Bettdecke hoch (Didi später: "Wie wenn man einen Sargdeckel, hochschlägt."). Drei-Bett-Zimmer. Fenster direkt in der Zimmerdecke, vergittert, ziemlich unästhetisch, geschlossen.



Der Mief schlägt selbst mir entgegen. Didi: "Hier bleibe ich keinen Moment." Wieder zu Dr. Stumm. Der versucht sie zu überreden, sagt aber zugleich, daß er eigentlich nicht die Rolle des Händlers spielen wolle.

Zwischendurch Anruf: Frage nach einem freien Bett. Der Überredungsversuch dauert über eine halbe Stunde und mißrät völlig. Versucht, sie auf rationalem Wege zu überzeugen! Gebraucht so objektivistische Vokabeln wie "Entmarkungserscheinungen" (Didi hat sich später wahnsinnig darüber aufgeregt.) Dann guckt Dr. Schramm ins Zimmer. Alles sehr hektisch. Die Räume kahl. Das Wartezimmer wie eine Turnhalle vor einem Hörsaal. Dr. Stumm: Wir

können nicht für den Bau, und das sei doch auch nebensächlich. Läßt seine negative Ansicht über Dr. Stolz durchblicken. Geht raus. Ich ebenfalls, versuche ihn zu finden. Er ist aber schon wieder im Zimmer. Wollte ihm Tip geben, wie man ihr "beikäme", z.B. indem man ihr die Möglichkeit gibt, das Zimmer selbst einzurichten und auszustatten. Das wäre wahrscheinlich zugleich eine gute Therapie gewesen, wenn man ihr Zeit gelassen hätte. Der liebe Dr. Stumm aber machte nun einen Fehler nach dem anderen, trieb sie in eine Trotzhaltung hinein. Danach resigniert. Sie sollte es sich nochmals bis Montag überlegen.

Wir hatten noch nichts gegessen. Inzwischen 16 Uhr. Ins Café. Das zu organisieren, erfordert Kommunikation. Produziere natürlich wieder Laute. Sie: "Kehr sofort um! Ich geh doch lieber in die Klinik". Nimmt es aber schnell wieder zurück. Ich sei doch das geringere Übel.

27.5.88

Schon gestern abend Anzeichen für einen Schub. Heute fahren wir spazieren. Essen im "Ochsen" in Weinheim. Später unterwegs beim Urinieren kann sie sich nicht mehr in der Hocke halten. Zuhause stürzt sie vom Klo. Das rechte Bein sei ziemlich störrisch und gefühllos, als ginge sie nur noch auf dem äußeren Knochen. Knackst daher häufig um. Schon in den Tagen vorher auffällig leicht ermüdbar. Bis Mittwoch nimmt sie Cortison. "Kann doch nicht schon wieder eine Cortison-Kur machen." Kriegt nächste Woche die Periode. Verstärkter Glonus.

19.6.88

Gestern nachmittag komme ich von einem Wochenendseminar zurück. Roland und Ute, die Didi währenddessen betreuten, sind im Aufbruch, wieder heimzufahren. Plötzlich fängt Didi, während ich mich, ohne daß sie es hören kann, auf dem Balkon mit ihnen unterhalte, auf dem Klo sitzend an zu heulen. "Proletenscheißer" u.s.w. Sie kann die Hose nicht mehr aus eigener Kraft hochziehen. Roland und Ute: auch sonst schlechter. Heute morgen wieder ungeheure Aggressionen wegen der Sprache. Sie werde das Haus anzünden. Sie selbst fände ich dann nur noch als verkohlte Leiche. An die anderen Hausbewohner denkt sie natürlich nicht. Und sie werde schon jemanden finden, der mich umbringt. Natürlich würde sie ihn nur von ihrem Geld bezahlen.

20.6.88

Dr. H. hat ihr, obwohl sie noch Cortison-Tabletten kriegt, eine 100 mg Decortin-Spritze verpaßt. Körperlich geht es ihr heute besser. Die Aggressionen gegen sich und mich haben aber wieder einen ziemlich hohen Stand erreicht. Wenigstens 4 Stunden nur Streit über Laute. Mord- und Selbstmorddrohungen. "Heute nacht bringe ich dich um; schließ lieber dein Zimmer ab." Später versucht sie das herunterzuspielen. Ich solle doch nicht alles so wörtlich nehmen. Wenn sie jemanden umbringe, dann sich. Als wenn das sehr viel ändert.

2.7.88

Gestern und heute war ich in Pfungstadt auf dem Wochenendseminar. Roland und seine Verlobte, die sich bereit erklärt hatten, sich um sie zu kümmern, weil sie manchmal Schwierigkeiten hatte, aus eigener Kraft vom Klo wieder hoch zu kommen, schickt sie wieder nach Hause, weil sie ihnen zur Zeit auch nicht grün ist.

Als ich heute 7½ abends heim komme, war der Dr. H. gerade da gewesen; als er gehen wollte, kam der neue Mieter der Wohnung unter uns. Ich treffe sie mit ihm an. Kaum ist er draußen, ruft die Alice an. War sie dem Kurz gegenüber noch freundlich gewesen, kippt die Stimmung nun schlagartig um. Sie beklagt sich bitter über mich. Keiner hätte sich um sie gekümmert, sie sei schier verhungert. In der Küche wollte sie sich Essen holen und sei dabei beinahe zusammengebrochen. Da hätte sie es bleiben lassen. Nach dem Telefongespräch, das sie für mich hörbar vor meiner Tür führte, macht sie die Tür auf und schnauzt mich an, ob ich nicht fragen wolle, wie es ihr geht.

Im Bett lacht sie plötzlich wieder und erzählt mir etwas Lustiges, was Roland ihr erzählt hat. Kaum sage ich etwas dazu, habe ich wieder "met" statt "mit" gesagt. Ich solle ihr das Telefon bringen, damit sie einen Menschen anrufen kann. Ich sei ja kein Mensch. Als ich mich weigere, ihr das Telefon zu bringen: Erst wenn du das Telefon bringst, bist du ein Mensch.

4.7.88

Heute hat sie bei der Fahrt durch die Stadt wieder versucht, mir ins Lenkrad zu greifen. Bei der Abwehr dieses Versuchs hat sie einen ziemlich kräftigen Schlag einstecken müssen. Sie werde sich im Frauenhaus melden und mich anschwärzen u.s.w.. Sie diffamiert mich ohnehin

überall, wo es nur geht. Dabei schreckt sie offensichtlich nicht vor handfesten Lügen zurück, zumindest Verdrehungen und Verzerrungen. Vom Kontext wird so gut wie immer dabei abstrahiert.

1.8.88

Ich komme um 12 Uhr aus Coburg. Sie war nicht zu Hause (Mit Reinhard zum Essen). Um ½2 Uhr kommt sie. Sie sieht, daß ich schon da bin; kein Wort des Grußes. Ich gehe auf sie zu, nachdem ich mich angezogen hatte (ich hatte wegen der Hitze gebadet). Ironische Reaktion. Ich, der ich so etwas verabscheue, hatte ihr ein paar wunderschöne Topfblumen, die angeblich keiner Pflege bedürfen, mitgebracht. Didi: "Ich mag keine Blumen." Früher hatte sie mir vorgeworfen, ich würde ihr nie Blumen schenken. Sie sitzt zum dritten Mal hintereinander auf dem Klo und kriegt die Hose nicht mehr hoch. Ich helfe ihr. Dabei erzählt sie mir, daß gestern abends um ½9 jemand dem Rollo einen harten Stoß versetzt hat. Morgens sieht sie, daß Rollo und Wand rot sind. Unten auf dem Rost liegen Kirschen verstreut. Ich: "Find ich ja unmöglich." Sie: "Fünd, fünd..." und dann geht die Litanei los von den Eltern. "Haste nun die Stinkchen {gemeint ist meine Mutter} gefickt? Wars schön?" über meinen Beruf ("verhinderter Professor", "Du wirst doch nie was" – sie muß da irgendeinen Ehrgeiz gehabt haben), über meine angebliche Impotenz ("Du hast noch nie was gebracht" – sie ist seit einiger Zeit frigide und die Szenen haben sicher auch die Funktion, entsprechende Bedürfnisse meinerseits im Keim zu ersticken) und allgemeine Anwürfe ("Mörder", "Charakterschwein", weil ich es wage, weiterzureden, obwohl sie es mir "verboten" hat) bis hin zur Sprache. Dabei schlägt sie mir in die Augen und tritt mit dem Fuß nach mir. Ich fange den Tritt, der wie sie zugibt, auf meine Hoden gerichtet war, auf. Am Abend greift sie nochmals nach meinen Geschlechtsteilen. Zuvor, etwas nach 16 Uhr, holt sie die Trude ab. Sie kommt erst um ½9 abends wieder. Neulich hatte sie mir heftige Vorwürfe gemacht, daß ich nicht Punkt 18 Uhr zuhause war, um ihr das Abendessen zu machen. Wegen einer Sitzung hatte ich mich verspätet. Aus Trotz hatte sie jegliches Essen verweigert. Jetzt mache ich sie auf den Widerspruch aufmerksam. Sie "Gel, da steht dein Glied geil da" ... Das gleiche Theater wie vorher mit Riesengeschrei, Tritten und Schlägen. Dann ruft sie nochmals Trude an, ihre Gesprächstherapeutin. Als ich darum bitte, ebenfalls mit ihr zu sprechen, hätte Trude gesagt, sie sei jetzt müde (so Didi). Mir wird es zunehmend wichtig, welche Rolle Trude in diesem Konflikt spielt. Sie weicht mir eigentümlich aus, von Anfang an. Aus Aussagen, in denen sie sich ständig auf Trude beruft, kann man nur entnehmen, die: T. wiegele sie gegen mich auf, ohne sich ein objektives Bild von mir

zu verschaffen. Seitdem T. mit Didi Gesprächstherapie macht, ist unser Verhältnis in einer Weise kaputt, daß ich zunehmend keine Hoffnung mehr habe. Ich habe T. das neulich in unserem Gespräch schon angedeutet. Ihre Reaktion war ausweichend. Den ganzen Tag habe ich von Didi kein gutes, oder auch nur einlenkendes Wort gehört. Sie ist jetzt nur noch Xanthippe.

5.8.88

Gestern Abend hatte sie eine Weile auf der Terrasse geschlafen. Danach konnte sie plötzlich wieder ganz gut gehen. Heute ist es wieder so schlecht wie lange nicht mehr. Sie kommt kaum am Kamin vorbei zum Sofa hin. Die Hitze scheint ihr doch arg zuzusetzen (um 30° im Schatten). Entsprechend ist ihre Laune. Ihre Ausfälle sind fast stereotyp. Es sei wirklich schade, daß sie meinen Vater im Dritten Reich nicht als Erzkommunisten im KZ haben umkommen lassen. Meine Mutter hätten sie sterilisieren lassen sollen u.s.w. Die schlechte Laune hält momentan wesentlich länger an als früher (manchmal Tage). In zunehmendem Maße beschmutzt sie dabei unser Verhältnis. Ich sei ja als Proletensohn gewohnt, ausgebeutet zu werden; also sollte ich mich doch nicht beschweren, wenn sie mich jetzt nur noch als Ausbeutungsobjekt betrachte. Ich hätte es ja nicht anders verdient u.s.w. An die ständigen Morddrohungen habe ich mich fast schon so gewöhnt, daß ich in der Gefahr bin, sie nicht mehr so ganz ernst zu nehmen. Momentan hat sie es mal wieder mit einem Killer, den sie für mich bestellen will. In ihrer Einschätzung meines Charakters beruft sie sich zunehmend auf Leute, die sie nicht nennen will, die mich aber angeblich gut kennen. In Übertragung ihrer Problematik (so meine Einschätzung), seien sie auch der Meinung, ich (wohlgemerkt nicht: sie) würde mit ihrer Krankheit nicht fertig. Deshalb würde ich mich benehmen, wie man es von Proleten nicht anders erwarten könne. Da ich niemanden kenne, der sich auch nur annähernd durch einen Proletenhaß auszeichnet, wie Didi ihn mir tagtäglich ins Gesicht schleudert, halte ich diese Leute für Produkte ihrer Fantasie.

10.8.88

Dienstag hat Dr. H. aus Pfungstadt, früher Arzt in Schönmünzach, Didi wieder eine Cortison-Spritze gegeben, nachdem es fast wieder so schlecht war wie vor 1½ Jahren. Sie konnte sich auf dem Klo die Hose nicht mehr allein hoch ziehen, kam im Wohnzimmer nicht mehr aus eigener Kraft ins Sofaek und hatte tagsüber (nachts dagegen nie!) die Schifferei. Auf Didis

Frage, was in der Spritze ist, hätte H. gesagt, "Zuckerwasser", natürlich mit ironischem Unterton.

Nach ihren Aussagen ging es ihr danach bis heute besser. Heute freilich war sie praktisch wieder auf dem Stand vom Montag. Sie spricht von "psychosomatischen Ursachen" und meint damit, daß ich z.B. "margen" statt "morgen" gesagt hätte. Ich habe ihr darauf übrigens gesagt: "Du guckst heute wieder so grün. Dieser grüne Blick fährt mir durch Mark und Bein. Gott, ist mir schlecht." Sie nahm es von der lustigen Seite. Das werte ich aber als Übersprungshandlung. Sie hat schon irgendwo begriffen, daß ich sie parodieren wollte, hat es aber wohl in den Körper übersetzt. Ich muß unbedingt mit dem H. reden. Der kapiert offenbar gar nicht, in welchen Teufelskreis die Didi ist: Cortison → Aggression → psychogene Krankheitssymptome, die zu den entzündungsbedingten hinzukommen → Verschlechterung → Cortison u.s.w., wobei die Abstände immer kürzer werden.

13.8.88

Didi kriegt, wenn sie aus dem Bad kommt, das linke Bein nicht mehr von der Stelle. Sie schreit um Hilfe, läßt sich aber gleichzeitig über meine Eltern aus. Ich weise das zurück. "Wenn du andern das Verrecken wünschst, mußt du dich nicht wundern, wenn du krank bist." Und ihre Antwort einmal wortwörtlich (weil sie im Bett lag und mir alles herübergeschrien hat, habe ich es mitschreiben können): "Du Stinkfranz-Mistfranz-kack-Produkt, bist deiner Mutter in die Schürze gekackt (worden). Hau ab, fahr gegen den Baum, aber los! Bring dich um du Dreckskerl, du proletarischer, verpiß dich! Fahr gegen den Baum und verreck! Warum verreckt der Kerl nicht, der dicke, fette. Wertloses Menschenmaterial, verstinken bloß noch die Landschaft. büst, büst ... Stinkkerl, du fetter, hau ab. Scheiße hat er in der Kehle, verfluchter....".

Heute mittag nimmt sie zwar das Essen entgegen, geht dafür aber mal wieder unter Morddrohungen mit dem Messer auf mich los. Ich halte sie an den Armen fest. Da schreit sie um Hilfe. Als ich sie loslasse, fährt sie hinüber zu Frau Koch und klingelt da und heult der etwas vor. Die Frau Koch mit dem (erkälteten) Kind auf dem Arm war ganz hilflos. Ich habe Didi dann wieder in die Wohnung gefahren, wo sie weiter über mich herzieht und mich angeifert, von mir aber verlangt, daß ich den Mund halte. Eine Zusammenarbeit mit dem Verfassungsschutz hat sie auch schon angekündigt, "damit die mal wissen, was für ein linker Vogel du bist."

Dr. H.:

"kein Cortison mehr"

"Neurochirurgen werden depressiv, weil die Hälfte aller Patienten wegsterben, oder Verletzungen auftreten, die den Menschen völlig verändern."

14.10.88

Didi hatte in Schönrünzach wieder Cortison bekommen. Danach ging es eine Weile körperlich wieder etwas aufwärts. Man konnte sie wieder allein lassen, wenn man ihr Essen und Trinken hinstellte. Sie hat mich sogar förmlich aus der Wohnung hinauskomplimentiert. Ich sollte doch im Institut arbeiten. Sie brauchte noch etwas Schonzeit. Mit einigen "Sprachszenen" half sie nach.

Neulich hat sie Dr. H. einmal wieder besucht und ihn gebeten, sie in der Neurologie in Darmstadt unterzubringen. Motiv nach meiner Einschätzung der Lage: Neugier auf den neuen Prof.. H. hat das wohl durchschaut und das alles auf halber Flamme laufen lassen. Aber wenn Didi nicht kriegt, was sie sich in den Kopf gesetzt hat, hilft sie nach, d.h. sie wird kränker. Vorgestern bat sie mich sogar, doch wenigstens abends ab sechs da zu sein. Ihr schwinde regelmäßig um $\frac{1}{2}6$ abends die Kraft. Sie sei schon einmal hingefallen und käme nur noch mit Mühe hoch. Gestern komme ich um $\frac{1}{2}7$ Uhr. Die gleiche Klage.

Heute morgen ein irrsinniger Schrei. "Paul!" Ich springe aus dem Bett. Sie sitzt auf dem Wäschepuff im Bad. Ich solle den Badvorleger, den sie mir gestern befahl zu waschen, holen; sie rutsche aus. Und im übrigen stünde die Waschmaschine immer noch nicht richtig. Die Putzfrau hatte sie neulich verrückt. Ich hatte sie neu justiert mit Wasserwaage, damit sie nicht unter unrundem Lauf leidet. Sie steht jetzt auf gleicher Linie mit dem Bad. Aus unerfindlichen Gründen will sie, daß die Maschine weiter zurücksteht. Ich weigere mich, die Wasserwaage wieder vom Keller hoch zu holen, es sei denn, daß sie mir einen Grund nennt, warum die zwei oder drei Zentimeter – mehr sind es auch nach ihrer Meinung nicht – so wichtig sind. Eine Riesenszene mit der üblichen Litanei: "Ich laß mich scheiden, und ich krieg die Hälfte. Ich nehm dich aus nach Strich und Faden, wie sich das für einen Proleten gehört." So wörtlich. Früher hatten ihre vergangenheitsbezogenen Vorwürfe noch einen gewissen Realitätsgehalt. Jetzt behauptet sie sogar, sie hätte mich einmal beim Onanieren angetroffen. Da müßte ich ja wohl auch dabei gewesen sein. Natürlich wünscht sie mir zum hundertsten Mal das Verrecken, wie auch meinen Eltern. "Daß ein Arzt das überhaupt zugelassen hat, dich zwischen

Stinkchens (meine Mutter ist gemeint) Beinen hervorzuziehen. Warum hat der dich da nicht verfaulen lassen – oder wenigstens anschließend gegen die Wand geschmissen." So wörtlich. Mittags auf dem Klo fängt sie wieder an zu heulen. "Die Waschmaschine sollst du an die Wand rücken." Ich weigere mich. Wieder das gleiche Theater. Ich habe jetzt nichts mehr dagegen, daß sie in die Neurologie geht. Irgendwo melden sich da bei mir die Frühwarnsysteme, die mir sagen, lange hältst du diesen Wahnsinn nicht mehr aus. Früher hat sie sich wenigstens noch manchmal für ihre Ausfälle entschuldigt. Seit dem letzten Schönmünzachaufenthalt gibt es das auch nicht mehr.

Abends schreit sie nach mir, auf dem Klo sitzend; angeblich kriegt sie die Hose nicht mehr hoch. Inkonsequenterweise ziehe ich sie hoch, denke aber sogleich daran, wie die Alice, die selbst MS hat, das nach ihrer Rede mit ihr in Schönmünzach gemacht hat. (Ihr nämlich aus dem Zimmer zugerufen: "Kopf gegen die Wand" u.s.w.). Sofort danach wieder kleine Heuler, die in einen Schrei münden. Sie hängt schräg gebeugt gegen den Rollstuhl. Mit dem Knie gebe ich ihr in die Kniekehlen kleine Schubser, worauf sie auch ein Stück weiter geht, bis sie sich in den Rollstuhl fallen läßt.

Die ganzen Wochen wollte sie immer alles allein machen. Jetzt Vorwürfe, ich würde sie sitzen lassen und ihr nicht helfen. Ich: Selbst die Alice hätte gesagt... Ruft die Alice an, die ihr prompt das Gegenteil sagt. Ich stelle die Alice zur Rede. Sie ist völlig verdattert. Wir hätten das beide mißverstanden. Später Didi – ob glaubwürdig oder nicht – sie könne sich an eine solche Situation nicht erinnern. Viele Telefonate von Didi (Roland, Fr. B., Lore B.), wo ich mehr oder weniger angeschwärzt worden sein dürfte.

15.10.88

Schon gestern abend versuchte sie wieder einzulenken, worauf ich natürlich einging. Nebenbei versuchte sie mir klar zu machen, daß es ihr wirklich schlechter gehe. Heute morgen setzte sie diese Versuche fort, sagte dabei aber sinngemäß (ich habe mir die Bemerkung leider nicht aufgeschrieben, wie ich es sonst immer tue): Natürlich setze ich das auch bewußt dazu ein, um z.B. ins Krankenhaus zu kommen.

Den ganzen Tag nun setzten sich die bohrenden Fragen fort, was ich denn damit gemeint habe, als ich der Alice am Telefon sagte, sie wolle sich hier in die Situation des Notfalls bringen, damit man sie in der Neurologie nehmen muß. Ich bin der Frage zunächst ausgewichen. Am Abend kam sie auf ihre penetrante Weise mehrmals mit dieser Frage, offensichtlich, weil

der Aggressionspegel mal wieder so hoch war, daß sie es nicht mehr aufhalten konnte. Ich habe ihr mehrfach klar zu machen versucht, daß sich ihre Aggressionsausfälle immer oder fast immer mit bohrenden Fragen einleiten, die sich auf vergangene Sachen beziehen. Bevor es los ging, mache ich sie auf diesen Zusammenhang aufmerksam, was natürlich überhaupt nichts nützt; denn mit "schöner" Gesetzmäßigkeit beharrt sie auf ihrer Frage und erfährt von mir, daß sie die Unsicherheit, die die Ärzte über ihren tatsächlichen Krankheitszustand haben müssen, bewußt dafür einsetzte, um z.B. in die Klinik zu kommen. Das übliche Riesentheater. Sie werde morgen die Scheidung einreichen und ich solle blechen. Ich sage, ich werde deiner Geldgier nicht entgegen kommen. Sie: Das neue Scheidungsgesetz stehe auf ihrer Seite. Weil sie behindert sei, würde sie wahrscheinlich sogar die ganze Wohnung bekommen. ich: da wäre ich nicht so sicher. Sie (und jetzt mal wieder wörtlich): "wir werden ja sehen, ob ein Proletenkind in dieser Gesellschaft überhaupt ein Recht hat." Das steigert sich dann wieder zu so ausfallenden Bemerkungen wie "Du wirst wieder zu der Kacke zerfallen, aus der dich dein Alter produziert hat." Anschließend ruft sie bei der Fr. B. und der Telefonseelsorge an und schwärzt mich an. Ich frage mich nur, wie Menschen diese verzerrten oder erfundenen Geschichten glauben können. Nicht einer kommt auf die Idee, daß es – Didis Unterstellungen inbezug auf meine egoistischen Absichten vorausgesetzt – ziemlich unlogisch ist, daß ich dann verhindern will, daß sie in die Neurologie kommt. Denn so halse ich mir ja nur Arbeit und Ärger auf. Ich kann ihr das natürlich nicht klar machen, da sie bei mir immer gleich Tricks dahinter vermutet. Da hätten diese Leute, die sie ständig anruft, wirklich eine Funktion. Aber wer kann schon logisch denken.

Cirka eine halbe Stunde, nachdem ich obiges geschrieben habe, ruft sie mich. Sie hatte eben den z.Zt. tätigen Arzt in der Neurologie angerufen und ihr Kommen geregelt. Vorher war sie auf dem Klo gewesen, danach mußte sie wieder. Ich mußte sie an beiden Armen führen, weil es angeblich nicht mehr ging. Dabei pöbelt sie mich an. Als sie dann – in Verkehrung der tatsächlichen Verhältnisse – zum soundsovielten Mal behauptete, ich würde mein Selbstbewußtsein auf ihre Kosten gewinnen (ich hatte ihr früher einmal erklärt, daß man Selbstbewußtsein gerade nicht gewinnt, wenn man es auf Kosten anderer gewinnt – es handelt sich also um eine Formulierung, die man auch in meinen Veröffentlichungen nachlesen kann) und dann hinzufügte, das hätte auch die Telefonseelsorge gesagt, rief ich kurzerhand die Dame von der Telefonseelsorge an, die mir natürlich bestätigte, daß sie grundsätzlich nur Rückkoppelaussagen machen ("Sie meinen also, daß ..."). Ich habe mich dann noch mit dieser Dame länger unterhalten. Plötzlich reißt Didi die Tür auf; sie wolle das Telefon, der H. würde gleich anru-

fen. Da war die Kraft zum Laufen also wieder da. Die Dame von der Telefonseelsorge machte mir dann den Vorschlag, an einer Eheberatungsrunde teilzunehmen. Ich habe Didi daraufhin das Telefon gegeben, ob sie einverstanden wäre. Didi hat dann noch lange mit der Dame telefoniert. Nachher hat sie aber nichts davon verlauten lassen, daß sie das will.

31.10.88

Didi ist weiterhin im Krankenhaus. Sie erhält dort Synacten und Immorek, außerdem Valium – und wenn ich sie richtig verstanden habe – Lioresal.

Augenblicklich kann sie besser gehen. Ich habe sie nicht in Aktion gesehen.

Wenn ich zu ihr ins Krankenhaus komme, heißt es, "Du verfolgst mich auch überall hin." Das hindert sie nicht daran, mich als Transporteur und Einkäufer für verschiedene Sachen zu benutzen. Heute mußte ich z.B. ein Paar ihrer Schuhe zum Schuster bringen und wieder zurück. Anruf morgens: Sie wäre kurz davor gewesen, sich das Leben zu nehmen, weil sie keine geeigneten Schuhe hat. Ich sollte dem Schuster die Sache dringlich machen. (s.a. beiliegenden Brief ihrer Gesprächstherapeutin). Abends bringe ich ihr die Schuhe und sage, wie auch sonst manchmal: "Die Schüh". Riesentheater. Ich gehe. Zuhause ruft sie mich an und entschuldigt sich. Später rufe ich die Ute an, hat die sie dazu gedrängt, sich zu entschuldigen. Wenig später ruft sie mich wieder an: "Was hast du dir eigentlich dabei gedacht, als du ‚Schüh‘ sagtest?" Ich lege wortlos auf. Die Formel "Was hast du dir eigentlich dabei gedacht" hat seit Anbeginn und in den letzten zwei Jahren in zunehmendem Maße fast ausnahmslos Aggressionen eingeleitet.

Man wird meine Darstellung sicher oft mitleidlos und selbstgerecht finden. Ich habe aber von Anfang an kein Mitleid empfunden. Ich würde mir auch keines wünschen, wenn ich die Krankheit hätte. Ich halte Mitleid für eine deplazierte Regung, die mehr mit dem Mitleidenden zu tun hat, als mit dem Bemitleideten. Ich kann auch keine Schuld bei mir finden. Didi hat mich, nachdem ich anfangs formal die Möglichkeit der Mitschuld zugestanden hatte, immer wieder dazu zwingen wollen, diese Schuld voll zu übernehmen. Ich habe dann lange Zeit gesagt, von der Schuldfrage halte ich nichts, was auch meine Überzeugung ist. Heute will ich von ihr wissen, worin denn meine Schuld konkret bestehen soll. Sie hat lange genug darüber nachdenken können. Daß ich ein Proletenkind bin und sie meine Sprache angeblich nicht hören könne, sagt nur etwas über sie, nicht über mich aus. Auf meine Frage hat sie keine. Ant-

wort. Trotzdem besteht sie nach wie vor darauf, ich müßte eingestehen, daß ich die: Schuld habe, unter anderem unter Berufung auf ihre Gesprächstherapeutin.

Ich sehe es heute als großen Fehler an, daß ich ihr früher zu viele Zugeständnisse gemacht habe. Sie ist da inzwischen nimmersatt geworden, in einer fast süchtigen Weise die Grenze immer weiter hinausschiebend. Dem muß ich entgegenarbeiten, schon weil ihr mit der Erfüllung diesbezüglicher Wünsche durchaus nicht gedient ist, auch wenn einige unterbelichtete Therapeuten sie in dieser Sucht bestärken und angeblich darüber den Kopf schütteln. Wenn sie nicht immer so viele Menschen in ihrem Wahn bestärken und mir damit in den Rücken fallen würden, in der Regel Menschen, die es gut meinen, aber zu wenig Fantasie haben, um sich die Folgen ihrer Bestärkungshandlungen ausmalen zu können, dann wäre das Problem sicher leichter zu bewältigen.

Guten Abend, Herr Legler,

Ihre Frau hat mich gebeten Ihnen auszurichten, daß sie dringend die Schuhe, die beim Schuhmacher sind, für „Gehübungen“ bräuchte. Sie hat sie schon mehrere Male versucht telefonisch zu erreichen, hatte keinen Erfolg und bat mich nun, Ihnen diese Nachricht zukommen zu lassen!

Herzlichen Gruß, Trude H.

5.11.88

Sie hatte Besuch von Ute und ihrer Tante Herta und Onkel Emil. Abends um 21.20 Uhr ruft sie mich an, heulend: "Paul, hol mich hier heraus. Die Großmann will mich fertig machen!" "Die Großmann" ist ihre Zimmernachbarin. Noch gestern, als ich Didi zum Friseur gebracht hatte, hatte sie eben diese über allen Klee gelobt. Was wirklich vorgefallen ist, konnte ich nicht ermitteln. Auch Schwester Grit, die ich fragte, konnte mir nichts sagen. Ich habe Schwester Grit gebeten, beruhigend auf sie einzuwirken. Jedenfalls bin ich natürlich nicht zu ihr in die Neurologie gefahren.

7.11.88

Gestern morgen hat sie mir erklärt, was (aus ihrer Sicht) los war. Sie hatte damit angegeben, wie sie mich herumkommandiert hatte, damit die Wohnung ihren ästhetischen Ansprüchen gerecht aussah, bevor Ute, Tante Herta und Onkel Emil kamen. (Randbemerkung: *Scheiß*)

consecutio temporum) Daraufhin hatte die Großmann gesagt, sie würde ihren Mann nie her-
umkommandieren, sie liebe ihren Mann. Das hätte sie dann den ganzen Abend wiederholt. Da
hätte Didi das nicht mehr hören können.

23.11.88

Freitag wurde Didi aus dem Krankenhaus entlassen. Sie war seitdem sehr müde und depres-
siv. Viele Selbstmorddrohungen. Heute hat sie weniger Lioresal genommen. Schmerzen in
den Beinen und im Magen. Wachter. Die Aggressionen sind seltener, machen sich aber immer
mehr an den geringsten meiner Lebensäußerungen fest. Neulich sagt sie mir z.B., auf dem Klo
sitzend, sie möchte ihr Haarwaschmittel haben. Ich merke, daß sie nicht in bester Stimmung
ist, zucke darum nur die Schultern, um anzudeuten, daß ich es nicht finden kann. Darauf
macht sie meine Bewegung mehrmals vage nach und sagt mit beißender Stimme "Ich kann
das nicht leiden!" Zwischendurch.

Heute abend liest sie Asterix und kichert dabei vor sich hin. Sage ich nur "höi". Schlägt die
Stimmung sofort um. Bittere Vorwürfe. Fast jede Lebensäußerung und nicht nur einzelne
Laute, sind jetzt Anlaß zu einem Stimmungsumschwung. wenn es stimmt, was Prof. D. sagt,
daß sich das nie mehr ändert, sondern eher schlimmer wird, frage ich mich nur, wie lange ich
das noch aushalte.

29.11.88

Gestern abend, als sie mir ziemlich gelöst schien, habe ich Didi einmal mein Planspiel, mich
eventuell vorzeitig pensionieren zu lassen, unterbreitet. Sie hatte es ziemlich gefaßt aufge-
nommen und einige Gegenargumente gebracht, die mir durchaus einleuchteten. Darauf habe
ich ausdrücklich gesagt, daß dann alles gestorben ist. Das muß sie nicht mitbekommen haben.
Sie sagte nur, sie will das jetzt auch nicht autoritär entscheiden. Jedenfalls gab es heute mor-
gen wieder den gleichen Circus, wie lange schon nicht mehr. Ich würde sie nur als Alibi be-
nutzen für meine Schwächlichkeit. Von Flucht aus dem Beruf war die Rede u.s.w.. Dann ruft
sie Dr. D. von der Neurologie an, der zu ihrem Gerede von Scheidung nur sagte: "Wenn es
keinen Ausweg gibt, bleibt ihnen nur die Scheidung", was sie mir gegenüber so hinstellte, als
habe er ihr zur Scheidung geraten. (Ich habe das durch Telefonanruf bei D. ermittelt). Danach
fährt sie erst recht aus der Haut: "Vielleicht fährst du mal gegen nen Baum, und ich hoff, daß
dir dann das Gehirn heraushängt." oder "Kannst du mir nicht bestätigen, Stinkchen ist tot,

damit ich mich wenigstens über etwas freuen kann." "Kratz doch mal die Kacklaute von deinen Stimmbändern. Ich frag doch mal den Reinhard (ZDLer), der kann doch so gut mit Bändern umgehen." Sie hat gar nicht mitgekriegt, daß sie mir das wieder einmal direkt in den Füller diktiert hat.

3.1.89

Seit Heiligabend, wo sie mal wieder – wohl aufregungsbedingt – ausflippte, war sie psychisch wesentlich ausgeglichener als vorher. Heute freilich war mal wieder alles drin. Anlaß war ein Artikel im Tagblatt über das Berufsverbot gegen Moni Krabbe durch den Vorstand der Körperbehindertenschule in P. (s. beigefügter Zeitungsausschnitt). Ich schlug ihr vor, einen Leserbrief zu schreiben (Entwurf ebenfalls beigefügt). Der Vorschlag hat sie hoffnungslos überfordert. Sie reduziert ihn sofort darauf, daß "ich sie zu etwas zwingen" wolle. Das etwas war zunächst gleichgültig. Meine Bitte, ihre Ablehnung des Leserbriefentwurfs zu begründen, löste nicht nur diese Unterstellung aus. Es lief wieder die ganze Platte ab. Mitten drin schreib ich wörtlich mit:

"Fünf Minuten (zu ergänzen: Ficker. P.L.). Und dann lag man da und denkt, was kommt jetzt. Und was kam: nix. Und dann muß' er aufs Klo und dann wollt er noch mal. Und dann ging's zu lang. Und es tat weh... Impotentes Schwein..."

"Ich hätt dich schon vor zwei Jahren umbringen sollen. (wirft mit Gegenständen – Rolle, Telefonbuch, >Brigitte< nach mir; versucht die Armlehne des Rollstuhls loszuzerren, um sie nach mir zu werfen; gelingt aber nicht. Zerrißt die Zeitung; deshalb geringer Textverlust auf der rechten Seite des obigen Textausschnitts. Das alles begleitet mit unflätigen Anwürfen, die ich nicht notieren konnte). Ich bring dich um. Nachts bring ich dich irgendwann um! Irgendwann wirst du sterben. Dann bin ich dich los. Und dann bin ich froh... . Hoffentlich kriegen nie Linke wie du die Mehrheit..." Als ich ihr eine Lüge nachweise: "Dich belüge ich ja ganz gern. Du hast es ja nicht anders verdient."

Alles Ungewohnte bringt sie aus der Fassung. Eine ausgesprochene Neophobie. Dann redet sie eine Weile durchaus vernünftig, erwägt sogar, ob sie den Leserbrief nicht doch unterzeichnen soll, und flippt dann doch wieder aus. Ich hätte mir das ganze sparen können. In gewisser Weise war es vorhersagbar, daß das Unternehmen 'Leserbrief' scheitern würde. Vermutlich war sie auch eifersüchtig, daß ich es wagte, mich für jemand anderen einzusetzen.

Werden so Radikale erst recht geschaffen?

NOTE 1,7 GENÜGT NICHT

Protest gegen Ablehnungsbeschuß der Behindertenschule

„Ich bin ganz sicher, daß sie eine ungewöhnlich gute Lehrerin wird“, so die Empfehlung des Marburger Dozenten Günter W. für die 24jährige Lehrerin Moni Krabbe, die sich um eine Anstellung in der privaten Körperbehindertenschule der Region in F. beworben hatte. Im dortigen Lehrerkollegium waren zwei Stellen unbesetzt. Daß sie es heute immer noch sind, ist auf den Beschluß des Stiftungsvorstandes zurückzuführen. Denn die fachlich hochqualifizierte Moni Krabbe (Examen Note 1,7) fällt als DKP-Mitglied unter den sogenannten ‚Radikalenerlaß‘, der ihr den Eintritt in den öffentlichen Dienst verwehrt. Daß sich nun auch eine Privatschule diesen Grundsatz zu eigen machte, ließ sowohl den Personalrat als auch den Schulleiter nicht unberührt. In einem von nahezu 80 Prozent aller Mitarbeiter unterzeichneten Schreiben wird der Vorstand der Behindertenstiftung aufgefordert, die Ablehnung zu revidieren.

Bereits im Mai war die 24jährige Moni Krabbe wegen ihrer Kontakte zur DKP vom Oberschulamt abgelehnt worden. Zuvor hatte sie ihre Prüfung mit einem Notendurchschnitt von 1,7 abgeschlossen. Ein Ergebnis, das nach Meinung ihres Professors Günter W. für sich spricht, ‚so daß über ihre hohe wissenschaftliche Befähigung nichts weiter gesagt zu werden braucht.‘ Weiter erwähnt er ihre ‚fleißige und gewissenhafte‘ Arbeit, ihr ‚außerordentliches pädagogisches Geschick und viel didaktisches Einfühlungsvermögen‘, das erkennen lasse, ‚welch große Freude für sie der pädagogische Umgang mit Menschen ... bedeutet.‘

In mehrjähriger gemeinsamer Arbeit habe es nie Anlaß gegeben, ‚an ihrer entschiedenen demokratischen Gesinnung zu zweifeln‘, und weiter: ‚Es scheint mir in keiner Weise zweifelhaft, daß sie auch in der Schule völlig im Sinne unserer Verfassung tätig sein wird.‘

Als der Marburger Professor dies schrieb, stand die Entscheidung über die Anstellung in der Behindertenschule unmittelbar bevor. Nachdem in ihrem Ablehnungsbescheid vom September ausdrücklich erwähnt worden war, daß es sich um kein Ausbildungsverbot handle (sie könne ja auch ohne zweite Ausbildungsphase in einer Privatschule tätig sein) hatte sie sich in F. beworben. Doch der neu gewählte Vorstand der Behindertenstiftung, in dem der Regionalverband mit drei Stimmen vertreten ist, lehnte sie ab.

Nun geschah, was durchaus außergewöhnlich genannt werden darf: 54 Lehrkräfte und Mitarbeiter der Schule – knapp 80 Prozent der dort Beschäftigten – missbilligten den Beschluß

des Vorstands. Dabei gehen sie von der derzeitigen Unterversorgung der Sonderschule aus. Obwohl bei Frau Krabbe ‚keine Hinderungsgründe persönlicher oder fachlicher Art‘ bekannt seien, habe man eine der beiden freien Lehrerstellen nicht mit ihr besetzt. (Zur Erläuterung: Grund- und Hauptschullehrer sind auf dem ‚freien Markt‘ schwer zu bekommen).

In ihrer Resolution plädieren die Mitarbeiter dafür, bei einer Einstellung jeden Einzelfall auf persönliche und fachliche Eignung zu prüfen. Dies müsse auch für solche Bewerber gelten, die in Hessen durch den ‚Extremisten-Erlass‘ nicht in den öffentlichen Dienst eingestellt werden. Gerade in einem solchen Fall ‚sollten wir als Privatschule diesen Personen die Möglichkeit geben, ihren Beruf auszuüben‘. Es folgt die Aufforderung an den Vorstand, die Ablehnung zu revidieren und ‚nicht grundsätzlich Kollegen abzulehnen, die im öffentlichen Dienst keine Anstellung gefunden haben.‘

Entschieden derselben Meinung ist der Rektor der Schule. Als Schulleiter könne er nicht verstehen, daß offene Stellen nicht besetzt werden, weil politische und formale Gesichtspunkte Vorrang vor den Bedürfnissen der Kinder hätten. Ein Berufsverbot darf es seiner Ansicht nach auf Grund der Verfassung nicht geben. Der private Träger Sorge jedoch mit seiner Ablehnung dafür, daß dieses Berufsverbot existiere. Als Beamter müsse er deshalb aktiv für das Grundgesetz eintreten. Im übrigen fürchtet er, daß durch solche Entscheidungen, mit denen man die Kandidaten in ihrer Existenz trifft, erst recht Radikale geschaffen werden.“

Entwurf

Leserbrief zu dem Artikel „Note 1,7 genügt nicht“ vom 1.3.89

Mit Entsetzen lesen wir von dem gegen Moni Krabbe durch den Vorstand der Behindertenstiftung ausgesprochenen Berufsverbot. Was wir Behinderten am wenigsten gebrauchen können, ist, daß wir als Anlaß herhalten müssen, um zusätzlich beruflich Behinderte zu schaffen. Es gibt genügend Behinderte; da müssen nicht noch diejenigen, die als Behindertenförderer wissen müssten, was es heißt, beruflich behindert zu sein, aus politischen Gründen ausgerechnet die hochqualifizierten Menschen, die wir Behinderten dringend brauchen, in der Ausübung ihres Berufs behindern. Ein Behinderter hat sich über seine Situation als „körperlich bedingter Extremist“ sehr wenig Gedanken gemacht, wenn er für solche unnötigen politischen Behinderungsaktionen seitens der Behindertenstiftung noch Verständnis hat. Die Situation als Schwerstbehinderte ist für uns wahrhaftig verzweifelt genug. Solche minoritätenfeindlichen

Behinderungsaktionen – und das durch die, von denen wir uns abhängig fühlen – machen unsere Verzweiflung noch auswegloser.

Brigitte Legler (MS-Behinderte)

Dr. Paul Legler (Mitbehinderter Ehemann)

4.1.89

Heute hat sich das Drama in gleicher Weise fortgesetzt. Bisher hatte sie immer die fiktive Idee, sie würde alle zwei Tage Gliederschmerzen kriegen. Danach hätte sie heute keine haben dürfen. Hat sie aber. Die Trude, die mit 40° Fieber im Bett liegt und ebenfalls Gliederschmerzen hat, setzt ihr in den Kopf, bestätigt ihr zumindest, daß sie ebenfalls eine Darmgrippe hat. Sofort ruft sie Dr. Stolz an, der natürlich – wie bislang stets, wenn sie ihn anrief – Cortison verschreibt. Auf die Idee, daß das subjektive Krankheitsbefinden erheblich vom objektiven Zustand abweichen kann, scheint der noch nicht gekommen zu sein. Glücklicherweise hatte sie schon vorgestern geäußert, sie hätte das Gefühl, jetzt ginge es wieder bergab. Im Streit gibt sie dennoch meinem Leserbrief-Vorschlag die Schuld. Sie sagt immer, sie hätte Fieber, ohne sich bis heute zu messen. Heute abend kurz nach dem Streit, noch mit Schimpfworten wie "Proletenschwein" auf den Lippen mißt sie – nach ihren Aussagen, sie läßt mich so etwas nicht überprüfen – 37,8°. Danach scheint sie einzulenken. Sie bestätigt dabei selbst noch einmal, daß sie glaube, schon vorgestern hätte sie das Gefühl gehabt, es gehe bergab. Sie läßt sich von mir Schokolade geben und "frißt" ungewöhnlich viel davon, was bislang immer ein schlechtes Zeichen war. Dann beginnt der Streit von neuem. Ich wäre wohl mit der Krabbe im Bett gewesen, daß ich mich so für sie einsetze. Ich wollte sie nur ideologisch bevormunden u.s.w. Meine Bitte um Argumente hat sie noch immer so verstanden. Damit leidet sie an einem Problem, das in unserer Gesellschaft allenthalben eine grundsätzliche Bedeutung hat: Die Interpretation rationalen Sprechens als Herrschaftshandeln. Bei Didi auf dem Hintergrund ihrer Sozialisation und ihrer Krankheit voll verständlich. Sie selbst sagt: "Wenn ich selbst auf die Idee (i.e. Leserbrief) gekommen wäre, wäre es etwas anderes gewesen." Ihr Horizont endet zur Zeit beim Nabel. Alles andere erhält sofort das Stigma der Belastung oder Bedrohung.

13.1.89

Gestern war der Geburtstag meines Vaters. Anlaß genug für Didi, mal wieder über meine Eltern herzuziehen. "Warum krieg ich das Proletenpack nicht los. Die Alten verrecken nicht.

Der (gemeint bin ich, P.L.) verreckt nicht. Mistfranz (gemeint ist mein Vater Franz, P.L.), Erfinder des Kackficks."

Heute ging es lustig weiter. In ruhigen Minuten führt sie das nicht etwa auf ihre Cortison-Sucht zurück, sondern darauf, daß sie nicht hat schlafen können, zwei Nächte lang nicht, sagt sie, wegen bestimmter Aufregungen, z.B. weil ihr nachts die Halskette ins Klo gefallen war u. dgl. Sie schluckt z.Zt. immer noch Cortison und – fast vorhersagbar – häufen sich die Aggressionsanfälle und fallen schärfer aus, heute z.B. vier am Tag. Notiert habe ich mir folgende Bemerkungen:

- Ausgehend von einem Vergleich mit Bertolucci: "Da hab ich bei den Nazis gefehlt. Die hätten mich brauchen können. Denn da wäre Stinkchen und Mistfranz schon längst tot."
- „irgendwann tu ich dir Arsen ins Essen."
- "Die Darmstädter haben es dir gegeben. Die haben dir gezeigt, wo für'n Proletensproß die Grenzen sind."

Sie spielt darauf an, daß die Habilitationskommission in Darmstadt trotz dreier positiver Gutachten meine Habilitation mit 2 zu 1 abgelehnt haben.

- "Der schweinsgesichtige Ranz (gemeint ist mein Vater, P.L.) und die krötengesichtige – ja, nomen est omen – Krötchen, (gemeint ist meine Mutter Kathrinchen, P.L.). Ja, Proleten können ja nicht anders aussehen,."
- „Stinkchen (gemeint ist meine Mutter, P.L.) vielleicht hast du die zuerst gefickt mit deinen 12 Jahren."
- "Das muß ja lustig ausgesehen haben, als der Alte die Stinkchen gekackfickt hat."
- "Ich sollte Karate können. Ich würd dich zusammendreschen, das kann ich dir sagen."

Das alles ausgelöst durch ein "höi", das ich ausstieß, als ich einen beweglichen Teil der Schrankwand in meinem Zimmer wegen hervorstehender Bücher (die wohl Roland oder irgendeiner beim Stöbern nicht wieder an den richtigen Ort gebracht hatte) nicht richtig bewegen konnte. Sie hört das als Pfeifton und als "ch"-Laut.

Im übrigen deutet sie immer häufiger an, daß sie mit Männern im Bett gelegen hätte, die angeblich besser gewesen sind. Später als sie den Zettel liest, auf dem ich entsprechende Bemerkungen ihrerseits festgehalten habe und der dieser Notiz zugrunde liegt, spricht sie von Zeitungsberichten, die ihr das vermittelt hätten.

Als ich auf ihr wiederholtes Stereotyp, sie wünsche sich zum Geburtstag nichts mehr, als daß meine Mutter "abkratze", sage, daß ich ihren Geburtstag so lange ignorieren werde, bis sie wirklich nicht mehr ist, antwortet sie: "Das ist mir das wert, daß sie abkratzt, daß du meinen Geburtstag ignorierst." Übrigens mache ich diese Notizen während der Ausfälle auch, weil ich merke, daß es mir immer schwerer fällt, mich zu beherrschen, und gemerkt habe, daß es mir so eher gelingt.

Ich möchte auch nicht verschweigen, weil ich da auch einen potenzierenden Faktor ihres Verhaltens sehe, daß sie sich immer wieder auf die Trude beruft. Als sie mir einen Pantoffel ins Gesicht wirft und ich sie anschreie, sagt sie z.B.: "Das ist genau das, was die Trude gesagt hat, da kommt das Proletenhafte heraus."

Diese Trude scheint eine Claudia zu kennen, die mich angeblich kennt – alles nach Didis Aussagen –, die einmal bestätigt haben soll: "Der Legler redet manchmal so, als wenn er besoffen wär." Die Trude scheint sich als Gesprächstherapeutin nicht einmal an die elementaren Grundsätze der Geheimhaltung zu halten.

6.2.89

Didi muß morgens um 10 zum Zahnarzt. Ungewöhnlich aufgeregt. Hängt mir prompt wieder einen Aggressionsanfall an, weil ich angeblich "wüllst" statt "willst" gesagt habe. Zieht über unsere Putzfrau, eine Türkin, her, weil sie manchmal beim Putzen Sachen nicht an den alten Ort stellt. Weil ich die Putzfrau verteidige, nennt Didi mich "Schlappschwanz". Wörtlich:

"Du bist derselbe Schlappschwanz wie dein Alter, der alte Siech. Du vereinigt beide, Stinkchen und Stinkfranz. Deshalb nützt es gar nichts, wenn die abkratzen.... Die Alten hätte man wirklich ins KZ tun sollen und nicht ficken lassen.... Du bist doch das letzte Aufgebot von Prolet. Steckst wohl mit der Bartschacker (ich kenn den Ausdruck nicht, gemeint ist die Putzfrau, P.L.) unter einer Decke. Hast wohl schon mit der Alten gefickt. Vollgefressener Prolet, glauben, daß sie zu kurz kommen... Man hätte manchmal mehr auf seine Lehrer hören sollen.... wir können ja Stinkchen als Putzfrau anstellen, und Stinkfranz als Kloreiniger.... Proletensöhnchen, die beide nichts geworden sind (gemeint sind mein Bruder und ich, P.L.), denen man dann gezeigt hat, wo die Grenzen sind.... Du setzt deine Sprache bewußt ein, um mich zu quälen. Und bei dem Schwein muß ich bleiben. Irgendwann wirst du noch umgebracht, wenn nicht durch mich, dann durch andere....."

Sie schmeißt mit einem Messer nach mir, das mich aber nicht trifft. Später als sie sich etwas beruhigt hat, behauptet sie, sie hätte absichtlich daneben geworfen. Dann schlägt die Stimmung plötzlich um. Sie fragt mich, ob wir mal wieder miteinander schlafen. Was soll man da sagen? Sie hat offensichtlich nicht einmal ein Gespür dafür, daß man mit einer Xanthippe nicht schlafen wollen kann.

Nachdem sie vom Zahnarzt zurückkommt, hat sie starke Zahnschmerzen. Sie nimmt eine Gelonida und läßt sich von mir trösten, schimpft zwischendurch auf die Putzfrau und findet es klasse, daß ich sie tröste.

4.4.89

Seit ihrer Rückkehr aus Schönmünzach war sie zwar reserviert, aber friedlich, wahrscheinlich auch, weil ich mich weitestgehend an ihr Redeverbot hielt. Heute hat es eigentlich erstmals wieder so richtig gekracht.

In Schönmünzach hatte sie in der einen Gesichtshälfte ("pelzige") Gefühlsstörungen, hatte auch am Ohr beim Telefonieren kein Gefühl; so ihre Aussagen. Sie sah die Ursache im Zahn. Bestärkt durch Schwester Erna hauptsächlich, läßt sie sich von mir zu Dr. V. in Freudenstadt fahren. Die findet nichts, was des Ziehens wert wäre, läßt sich aber schließlich doch nach einiger Zeit bequatschen, wenigstens einen zu ziehen. Didi wollte gleich mehrere heraus haben. Die Gefühlsstörungen lassen in den Tagen darauf nach und es geht allgemein bergan. Wieder in Darmstadt läßt sie sich zum Wiesner tragen, um sich die anderen Zähne, die sie im Verdacht hat, ziehen zu lassen. Der überprüft sie, findet aber nichts und weigert sich, irgendetwas zu ziehen. Didi kommt wütend zurück. Wiesner hatte die Möglichkeit einer Nebenhöhlenver-eiterung angedeutet. Didi läßt sich also zu einem HNO-Arzt transportieren. Der stellt ebenfalls nichts fest. Didi zieht daraufhin wütend über den Wiesner her. Sie erzählt, wie sie das alles der Schelling gesagt habe (Medizinstudentin, 2 Stock tiefer). Die scheint sie bestätigt zu haben, auch mit Berufung auf ihre medizinischen Fachkenntnisse. Dann – wie üblich – be-drängt sie mich, ihr zu sagen, daß auch ich der Meinung bin, der Wiesner sei unmöglich, daß er ihr die Zähne nicht ziehen will. Ich schreibe ihr die Alternativen auf, was die Ursachen für die Schmerzen sein können:

- Zähne
- Kieferhöhlen
- Mandeln
- Nerven

Warum sie die Zähne favorisiere? Bei "Nerven" flippt sie aus. Ich schreibe ihr auf, ob sie wisse, wie Nerven funktionieren. Sie wisse mehr über MS als die Ärzte, verweist auf das Buch von Dr. Stolz, das sie nicht einmal ganz gelesen hat, und ein Kapitel im Köhnlechner. Ich vermeide den Begriff "Fantomschmerz", weil ich aus früheren Disputen weiß, daß sie das als "nicht-realen Schmerz" mißversteht. Versuche, den Sachverhalt in eigenen Worten zu umschreiben. Sie kriegt das trotzdem in den falschen Hals. Die alte Litanei ist nicht mehr aufzuhalten. Dabei spricht sie von mir – wie auch sonst manchmal – in der 3. Person. Ich sei "rechthaberisch, weil er mal als Prolet an den Fleischtöpfen der Wissenschaft kosten durfte.... Warum hat man die Alten (meine Eltern, P.L..) nicht ins KZ gesteckt, die trockene Alte, ein Zündholz anzünden und die Frau brennt lichterloh" u.s.w. Dann wird wieder das Sexuelle gründlich in den Schmutz gezogen sowie die Berechtigung meines Durchfalls durch die Habilitation festgestellt. Und natürlich fehlt auch die Scheidungsdrohung nicht: "Das ist das erste, wenn ich wieder gehen kann: Dir weglaufen." Wenn ich dazwischen etwas sage, moniert sie nur das, was sie "Stinkwörter" nennt, indem sie diese in ihrer Hörweise wiederholt, manchmal auf gegensätzliche Weise "probiert" sie die Hörweise durch, bevor sie sich auf eine festlegt, was auf einen extra eingeschalteten Transformationsprozeß schließen läßt.

Dabei verweist sie einmal glaubhaft auf andere, die ihr "auch" gesagt hätten, sie würden Didi gar nicht zutrauen, daß sie sich so entstelle, wie sie berichte, wenn sie mir gegenüber aus der Haut fahre. Und wenn sie wirklich so wäre, wäre das nur die natürliche Reaktion auf einen solchen Mann. Der Didi nehme ich das relativ wenig übel, daß sie sich so verhält, weil ich das alles durchschaue, nicht zuletzt durch solche Distanzierungsakte wie diese Zeilen. Aber diesen Leuten, die sich mir nicht stellen, würde ich schon ganz gerne einmal fühlbar machen, wie ursächlich sie Anteil an der Entstehung solcher Szenen haben, was die manchmal durch ihr Gequatsche anrichten. Die Trude, ihre Therapeutin, verhält sich mir gegenüber übrigens immer merkwürdiger. Gestern kam sie mit der Didi von einem Spaziergang zurück, als ich in der Küche war und aufs Klo ging. Während kürzester Zeit brachte sie etwas in die Küche und war schon wieder hinter dem Kamin verschwunden, bis ich in mein Zimmer ging, und sie ins Klo schlüpfte. Nicht einmal einen Gruß bringt die Frau über die Lippen.

Zur Zeit leide ich an einer ziemlich ausgewachsenen Bronchitis mit oft quälendem Husten. Didi hat mir natürlich nur gewünscht, ich möge dran ersticken. Da ihr das offenbar nicht schnell genug geht, verspricht sie mir sofort darauf, sie werde mich heute Nacht umbringen.

10.4.89

Angefangen hatte die eitrige Bronchitis mit einer normalen Erkältung. Außer einigen anderen Faktoren war für diese Entwicklung sicher auch verantwortlich, daß Didi z.Zt. sehr früh aufsteht, sich entgegen der sonstigen Gewohnheit vor mir duscht, und dann kurz danach Frühstück haben will, das ich dann – nur mit einem Bademantel bekleidet – in Eile in der nicht heizbaren Küche herrichten muß. Angeblich würde sie, wenn sie das Frühstück nicht sofort bekommt, furchtbar zu zittern anfangen. Ich hatte ihr neulich angedeutet, daß ich das nicht für richtig halte.

Heute früh steht sie bereits um 6 auf und schreit nach einer Weile, weil ich es nicht bemerkt hatte. Da ich ja normalerweise nicht sprechen darf, deute ich durch eine Bewegung an, daß mir das nicht paßt. Das geht ihr den ganzen Tag offenbar nach. Abends um 20 Uhr, sie fühlt sich nach eigenen Aussagen überstreßt – setzt sie sich zu mir in deutlich aggressiver Absicht. Was denn diese Bewegung zu sagen hätte. Vorher hatte sie mir noch zugerufen: "Sag ja nichts. Ich kann jetzt nichts gebrauchen." Brauchen mußte sie jetzt aber offensichtlich einen Streit können. Dem weiche ich nicht aus. Ich artikuliere klar, daß sie mich erst baden lassen soll, damit ich ihr angezogen das Frühstück machen kann.

Das übliche Riesentheater mit diversen Morddrohungen. Unsere Geschlechtsbeziehungen, die wir früher hatten, werden detailliert in den Schmutz gezogen. Dann ruft sie die Trude (ihre Therapeutin) an und beschwert sich bitterlich. Ich frage mich, ob die Didi durch deren häufige Wiederholung sich selbst nicht in Zugzwang bringt. Sie bestellt die Trude für morgen, daß sie ihr das Frühstück macht. Als sie mir das eröffnet, sage ich, daß die Frau keinen Schritt über die Schwelle tun wird. "Stinkchen war doch beinahe an Bronchitis abgekratzt. Hoffentlich wirst du es jetzt bald tun."

7.5.89

Heute hat sich Didi für ein "Scheißprolet", das ohne irgendeinen äußeren Anlaß aus ihr herausbrach, seit langem einmal wieder entschuldigt. Das hatte sie in der ersten Zeit, als die Trude ihre Gesprächstherapie anfing, eines Tages ohne Begründung eingestellt. Überhaupt gerate ich etwas mehr aus der Rolle des Blitzableiters heraus. Mal hat der Willi, der Zivildienstleistende darunter zu leiden, mal andere, insbesondere aber ihre Großmutter. Letztere hat ihr wohl einmal einiges klar zu machen versucht. Vorigen Mittwoch sagte sie sogar: "Alle Alten

sollten abkratzen, deine Mutter zuerst und dann meine Großmutter. Warum leben die überhaupt noch."

23.5.89

Sonntag habe ich Didi nach Erlangen gefahren, damit sie dort zu Dr. F. mit seiner Elektropunktur in Behandlung gehen konnte. Montag kamen wir zurück. Das Ganze ziemlich strapaziös. Dr. F. verschreibt ihr Hunderte von Spritzen, die z.Zt. in unserem Kühlschrank lagern, außerdem Säfte, bei denen ein bestimmtes Quantum vorgeschrieben ist: 5 Tropfen und täglich steigern bis 30. Der Verschluß ist aber so dämlich, daß selbst ich mich schwer tue, immer genau 5 Tropfen abzuzirkeln. Wenn sie es macht, kommen da so viele heraus, daß es gut und gern 30 sind. Ärzte und Apotheker machen sich keinen Begriff davon, welch ein Elend die Didi darstellt, nur weil dieser Verschluß einen so dämlichen Mechanismus hat.

Heute muß sie zum Friseur. Wie stets, wenn etwas Aufregendes bevorsteht, nimmt sie jede Kleinigkeit zum Anlaß, um ihre Aggression gegen mich auszulassen. Diesmal habe ich gewagt, "ja" zu sagen. Denn das darf ich seit geraumer Zeit auch nicht mehr. Nicht einmal die entsprechenden Bewegungen sind mir gestattet, ohne daß sie sofort ausflippt. Heute war es besonders schlimm. "Komisch, daß mir alle Leute bestätigen, nicht nur der M. (Anästhesist, der unter uns wohnt), daß mit Proleten kein Auskommen ist." Ich habe mich geweigert, sie zum Friseur zu fahren. Sie ruft Lisa an, ob sie ihr den ZDLer ausleihen kann, was offenbar klappt. Im Streit hat sie mir Telefonbuch und andere Gegenstände ins Gesicht geworfen. Sie hat mir angedroht, meine Bücher zu verbrennen. Die Morddrohungen selbst sind ja so alltäglich, daß ich mich schon daran gewöhnt habe; sie also schon gar nicht mehr erwähne.

Dr. F. hat ihr außerdem ein Wasser (Königsteiner Quellwasser) dringend angeraten, 2 Liter pro Tag. Gestern hat sie damit begonnen, 1 1/4 l herunterzuschlucken. Der Effekt: Etwa 30 mal aufs Klo, dazu in der Nacht mehrmals. Sie war sichtlich am Ende ihrer Kräfte. "Wenn das so weiter geht, dann bringe ich jemanden um." Sie leugnete gestern, daß sie mich damit meinte.

10.6.89

Nach ihrem Sturz vorige Woche Dienstag hat sie nach ihren jetzigen Aussagen eine Stunde lang gezittert. Der Hintern sei gefühllos gewesen. Starke Zunahme psychisch bedingter Sze-

nen. Sie flippt schon aus, wenn ich beim Gähnen Geräusche von mir gebe. Trotzdem vermehrte Sehnsucht nach Zärtlichkeit. Donnerstag war es besonders schlimm. Da sie den ZDLer donnerstags nicht mehr haben wollte, hat Lisa ihn gestrichen, obwohl sie es sich bald anders überlegte, mich auch gar nicht gefragt hat, Lisa aber verständlicherweise bei der Streichung blieb. Daher muß ich sie jetzt zum Essen fahren. Sie stellt mir frei, zum >Sorbas< oder zum >Hof< zu fahren. Ich sage nach einer Weile: "heute Hof". Das h von heute gefiel ihr nicht, das von Hof blieb unbeanstandet. Das übliche Theater. Stereotyp: "Stinkchen" – "Prolet" – "gekackfickt". Eine kleine neue Variante: Mein Vater sei ein Schwuler, dem sei ein anderer Schwuler hinten rein. Da sei ihm der Saft vorne rausgelaufen und in Stinkchens Scheide. Vor dem "Hof" kehre ich um, weil sie in diesem Zustand für dessen Gäste nicht mehr zumutbar ist.

Wir fahren heim und kriegen so nichts zu essen. Freitag entscheidet sie sich endlich, sich vom Stolz Cortison empfehlen zu lassen. (Sie weiß, daß der automatisch Cortison verschreibt, wenn sie nur anruft.) Eine Verschlechterung ist objektiv nicht feststellbar. Sie selbst sagt noch vor der Entscheidung, daß es ihr eigentlich nicht schlechter gehe als vor dem Sturz. Dennoch nimmt sie Cortison. Auch die Zahnschmerzen, die nach der Behandlung des Dr. Etzel eigentlich hätten nicht mehr vorhanden sein dürfen, sind wieder da. Dennoch sind es natürlich keine Fantomschmerzen.

Heute verschwitzt Dr. Scholl, sie zu spritzen. Erst 22 ¼ erwische ich ihn am Telefon. Bevor er kommt, flippt sie zum soundsovielten Male am Tag aus. Ich würde beim Atmen so "stinkige" Geräusche von mir geben. Zu Dr. Scholl ist sie dann freundlich wie Leim und Honig.

17.6.89

Didi berichtet heute – voller Bewunderung für die Trude und ohne sich des Widerspruchs klar zu werden – von einer Assistentin am Psychologischen-Institut, die laut Trude voller Stolz davon berichtet, wie ein Patient ihr in den Urlaub Liebesbriefe nachschicke. Sie sei auch Gesprächstherapeutin und mache sich auch sonst manchmal in übler Weise über ihre Patienten lustig. Die Trude sei eine klasse Frau. Der könne so etwas nicht passieren. Dabei läuft deren Therapie nach meiner Einschätzung allein auf die Bindung an ihre Person heraus. Für mich grenzt Didis Verehrung für Trude an Hörigkeit. Eine Besserung ihrer psychischen Situation kann ich nicht erblicken. Ihr Verhältnis zu mir ist in dieser Zeit endlich in die Brüche gegang-

gen. Ihre Kritiklosigkeit ist – nicht nur gegenüber der T. – größer denn je. Mit den anderen hat sie es nur schneller verdorben, wenn die es mal wagten, anderer Meinung zu sein.

4.7.89

Morgen kriegt Didi ihre Zähne gezogen. Eigentlich sollten sie schon gestern gezogen werden. Aber da hat es Herr Etzel vorgezogen, erst einmal nur zu testen, um besonders gründlich zu erscheinen. Schon vorgestern war sie förmlich durchgedreht. Heute potenziert sich das.

Heute abend ohne Anlaß fängt sie plötzlich an zu singen:

Melodie wie „Der Bäcker hat gerufen
"Proleten muß man töten.
Ab ins KZ
da kriegen sie ihr Fett."

Später wird die letzte Zeile abgewandelt:

„... da macht man daraus Fett."

Sie spielt dabei darauf an, daß mein Vater wegen seiner prokommunistischen Vergangenheit nur durch ein Versehen, vielleicht auch durch Protektion eines mit ihm befreundeten Nationalsozialisten nicht ins KZ mußte.

Sie singt diese Verse immer wieder in Abwechslung mit den folgenden:

"Stinkchen ist tot
und Stinkfranz ist rot."

Und manchmal, indem sie mich nachzuahmen versucht, wie sie es hört:

"Es üst mein Wonsch,
daß Stinkchen verreckt."

Und dann – nicht singend -. "Warum kann man nicht fliehen. Aber das nutzt ja auch nichts. Diese Laute verfolgen einen ja überall hin“.

Mich regt das alles eigentümlicherweise schon gar nicht mehr auf. Es ist eigentlich nur eine ganz formale Reaktion, wenn ich meinen Senf dazu gebe. Nach zehn Minuten kommt prompt in der gleichen Art singend:

"Piep, Piep, Piep..."

Ich bin wieder lieb."

Liebe Frau M.

Sie bedauern die Frau, die einen Strafzettel erhalten hat, weil sie unberechtigterweise auf einem Behindertenparkplatz parkte. Ich gehöre – weiß Gott – nicht zu denen, die daran interessiert sind, daß die Polizei ihre Macht im Lande ausbaut. Ich habe sogar öffentlich gegen Berufsverbote und Lauschaktionen Stellung genommen. Aber hier sehe ich nun in der Tat eine berechnete Funktion der Polizei, dafür zu sorgen, daß Behinderte an besonderen für sie reservierten Plätzen mit einem sicheren Parkplatz rechnen können.

Der Umstand, daß ich diese Behindertenparkplätze laufend besetzt finde, weist darauf hin, daß offensichtlich nicht nur Ihnen Ahnung und Vorstellungskraft fehlen, mit welchen Problemen Behinderte zu kämpfen haben. In einem Leserbrief ist ein solches Informationsdefizit leider auch nicht zu beheben. Diese Menschen in ihrer ungewollten, aber dennoch nicht weniger rücksichtslosen Behindertenfeindlichkeit werden ihre Verständnislosigkeit vielleicht nicht einmal ablegen, wenn sie ein halbes Jahr einen solchen Behinderten zu pflegen hätten. Selbst auch nur so lang in einem Rollstuhl verbringen zu müssen, möchte ich niemandem wünschen. Ich kann die Polizei nur dazu aufrufen, in dieser einen Sache noch unnachsichtiger zu sein als sonst. Ich hätte auch nichts dagegen, wenn sie unberechtigt auf Behindertenparkplätzen parkende Autos abschleppen läßt, sowie das Bußgeld in diesen Fällen ausnahmsweise um das Zehnfache erhöht und dem Club für Behinderte, der Aktion Multiple Sklerose Erkrankter oder anderen Behindertenorganisationen überweist.

Der Behinderte ist in der Regel ein Opfer gesellschaftlicher Entwicklungen, der Umweltverschmutzung, des Straßenverkehrs und dergleichen. Die Gesellschaft hat für diese ihre Opfer bislang ohnehin nur Almosen übrig gehabt. Wenn diese Gesellschaft schon ihre Augen vor den Problemen ihrer Opfer verschließt, dann soll sie wenigstens mehr zahlen. Wenn Gesunde nicht einmal die 5 Minuten Gehweg Zeit haben, die sie von dem ohnehin chronisch leerstehenden Parkhaus am Landesmuseum bis zur Fußgängerzone gebrauchen, und sich über leerstehende Behindertenparkplätze aufregen, können Behinderte und ihre Betreuer nur hoffen, daß sie nicht einmal ein Leben lang diesen 5 Minuten nachweinen. Wahrscheinlich aber müssen die Behinderten einmal geschlossen auf die Straße gehen, damit die Öffentlichkeit mehr auf ihre Probleme aufmerksam wird. Ich habe nichts gegen Kinder. Im Gegenteil: Ich bin sehr dagegen, daß man diese gegen die Behinderten ausspielt. Aber gestatten Sie mir die

Frage: Warum nimmt die Frau die Kinder nicht mit zum Einkaufen, wenn sie sie schon im Auto mitnimmt? Das tun andere doch auch. Sie im Auto einzusperren hat ja wohl nicht viel mit Kinderfreundlichkeit zu tun. Bei Hunden nennt man das Tierquälerei.

Dr. Paul Legler

(Leserbrief im „Darmstädter Tagblatt“)

1.9.89

Obwohl es Didi deutlich besser geht – sie legt sogar am Tag manchmal über 100 Meter an meinem Arm mit Hilfe eines Stocks oder an einem Zaun zurück –, redet sie in letzter Zeit wieder häufiger von Selbstmord. Auch an direkten Morddrohungen bzw. Todeswünschen in Bezug auf meine Person fehlt es nicht (fast täglich). Heute beschwert sie sich z.B., daß sie abends nicht weggehen kann.

„Immer betteln müssen! Immer begründen müssen, warum man was will!“ Fast jeden Tag ruft sie die Telefonseelsorge an. Manchmal schnappe ich einige Worte auf. Danach handelt es sich meist um bittere Vorwürfe über mich. Von alleine konkretisiert sie diese Vorwürfe wohl kaum. Wenn sie es tut, dann handelt es sich um haarsträubende Sachen, die sie selbst mir im Zorn nicht sagt. Zu obigem Zitat muß man vielleicht wissen, daß sie mich total zu kontrollieren sucht. Selbst aber will sie die totale Freiheit. Moralische Bedenken habe sie inzwischen keine mehr. Sie würde auch fremdgehen. Manchmal sagt sie, sie tut es. Heute sagt sie, wenn sich in Schönmünzach (vom 8.9. bis 6.10.) mit einem bestimmten Mann nichts ergibt, nimmt sie sich das Leben. Sie wolle gesund werden, um von mir fort zu kommen.

"Wollen mich am Selbstmord hindern,
obwohl sie doch froh sein müßten,
wenn man Selbstmord begeht. Meine
nicht nur dich. Scheinheilig. Haben
wohl Angst vor der Schande...."

Sie sagt das traurig vor sich hin, ohne Haß in der Stimme, weinend. Anschließend ruft sie wieder die Telefonseelsorge an.

Da Didi seit 6 Wochen kein Cortison oder ähnliches schluckt, können diese depressiven Phasen nicht medikamentös bedingt sein. Ich selbst bin zunehmend ratlos. Selbst wenn ich reden könnte, wüßte ich nicht, wie ich ihr raten sollte. Es schwindet auch allmählich meine (rein

rational fast antiemotional begründete) Motivation, die Pflege für sie weiterhin zu übernehmen. Dabei wären die Anstrengungen und der Zeitverlust auch weiterhin leicht zu verschmerzen. Was immer schwerer zu ertragen ist, sind die psychischen Belastungen. Ich merke es nicht zuletzt daran, daß ich ihre Probleme immer häufiger ohne jede Verarbeitung an mir abklatschen lasse.

2.9.89

Aus einem Telefongespräch mit Didis Bruder Roland ergibt sich Folgendes: Roland, seine Verlobte und ich wollten ab 9. Sept. nach Hamburg für eine Woche zu meinen Eltern.

Didi entnimmt das meinem Terminkalender. Zu mir sagt sie: "Klasse, das finde ich wirklich prima, daß ihr mal was zusammen macht." Jetzt erfahre ich, daß sie Roland zunächst das gleiche sagt, nach zwei Stunden aber anfängt, ihn auf ihre penetrante Art zu belagern. Ob wir denn bei meinen Eltern übernachten wollten u.s.w. Massive Diffamierungen meiner Eltern und die ständig wiederholte Forderung, nicht bei den „Stinkinskis“ zu übernachten, bis Roland schließlich wutentbrannt sagt, dann fahre er überhaupt nicht, womit Didi ihr Ziel erreicht hat.

Allmählich wird mir klar, was Didi meinte, als sie gestern sagte, sie hätte jetzt die letzten moralischen Bedenken über Bord geworfen, und warum sie auf ihre Verwünschung, ich möge auf meiner Fahrt nach Hamburg tödlich verunglücken, meine Feststellung, daß sich diese Verwünschung dann wohl automatisch auch auf Roland und seine Verlobte beziehen müsse, nur mit einem irren Lächeln quittierte.

Intriganz und Ranküne waren schon Tendenzen, als sie mich nach der Hochzeit systematisch von meinen Freunden isolierte. Ich habe nur bislang nie Beweise in der Hand gehabt. Morgen Abend rede ich mit Roland. Diese Machenschaften können nicht ohne Folgen bleiben.

15.10.89

Didi ist 5 Wochen in Schönmünzach gewesen. Sonntag vor einer Woche habe ich sie dort besucht. 3 Stunden bin ich da gewesen. Ich habe frei sprechen können, ohne daß sie auch nur ein einziges Mal eine Andeutung gemacht hätte, daß ihr meine Sprache nicht paßt. Samstag habe ich sie abgeholt. Seitdem ist die Situation wieder so miserabel wie eh und je.

Heute z.B. ist ihr Fahrrad kaputt. Ich mache ihr den Vorschlag, doch bis es repariert ist, wieder den Rollstuhl zu verwenden. "bess", "bess", später sogar "best" und die alte Litanei mit den Proleten, die verrecken sollen, damit sie wieder gesund wird. Die deutliche Besserung ihres körperlichen Zustands – sie hat vor allem mehr Kraft – ist leider nicht begleitet von einer solchen des seelischen Zustands.

Nach meinem Besuch in Schönmünzach mußte sie übrigens vor dem Fahrstuhl so lange warten, daß sie zusammenbrach. Obwohl das auch anderen passiert wäre, sprach sie gleich von einem "Schub" und ließ sich wieder Cortison geben. Das wird auch seinen Anteil haben an dieser neuerlichen Aggression. Heute abend geht es wieder los. "wenn ich 'ne Pistole hätt, ich würd' dich abknallen". "Vielleicht sollt ich mal in Bremen anrufen, vielleicht nehmen sie das Schwein." "Eine Frau in Selbstmord getrieben. Eine fast und die dritte soll jetzt dran sein." "siehst aus wie ein fettes Schwein." "Ist die dumme Uli noch bei deinem Bruder." "Du kotzt mich so an". Sprachimitationen. "Nirgendwo ne erotische Spannung". "Irgendwann wirst du noch deine Quittung kriegen. Ich schlag dich noch tot, und ich krieg mildernde Umstände." Sie kriegt mit, daß ich mitschreibe, zieht sich fluchend ins Schlafzimmer zurück, ruft wahrscheinlich die Trude an, fährt dort im gleichen Stil fort. Bevor sie mit obigen Verbalaggressionen anfing, hatte sie mich mit einem Stoß Kassetten beworfen. Angefangen hatte alles mit der vorwurfsvollen Frage, wo ich denn die Rechnung vom U. gelassen hätte. Ich erklärte ihr, daß ich von keiner U.-Rechnung wüßte. Sprachimitationen, die sich bis zum Kassettenwurf steigern. Die Kassetten sind wahrscheinlich kaputt.

Nachträgliche Schlußbemerkung zu diesem Kapitel

An dieser Stelle ist mir ein Protokoll verloren gegangen, was mit den nun einsetzenden Wirren zusammenhängen dürfte. Ich glaube aber, seinen Inhalt ziemlich genau wiedergeben zu können.

Es war schon gelegentlich vorgekommen, daß Didi mich versuchte, aus der Wohnung, die ich ihr von dem Geld meiner Eltern behindertengerecht gebaut hatte, hinauszuerwerfen. Ich hing an dieser Wohnung. Man lebte in ihr wie ein Schloßherr, ruhig und an einem Hang gelegen mit wunderbarem Blick über das ganze Rheintal. Sie war mit allem ausgerüstet, was man sich wünschen konnte. Auch die Inneneinrichtung war eigens für Didis und meine Bedürfnisse nach unseren eigenen Plänen angefertigt und entsprechend auf uns zugeschnitten. Hier war meine für die wissenschaftliche Arbeit unentbehrliche, umfängliche Bibliothek in Schieber-

egalen auf wenigen Quadratmetern untergebracht. In der alten Wohnung hatte sie fast alle Stellflächen in Anspruch genommen. Sogar über unserem Schlafzimmerbett hatten Bücherborde gehangen.

Auf solche "Hinauswürfe" pflegte ich zu reagieren, indem ich ihr die Folgen ausmalte. Für den Fall, daß ich es aus irgendeinem Grunde nicht mehr schaffte, für Didi zu sorgen, hatte ich aber schon einmal nach entsprechenden Lösungen Ausschau gehalten. Heime lehnte ich als gesellschaftliches Deportat ab. Ihre Großeltern hätten zwar genügend Raum gehabt, waren aber nervlich schon jetzt jedes Mal am Ende, wenn Didi nur für wenige Wochen bei ihnen war. Ihr Bruder hatte eine auch nur zeitweise Aufnahme strikt von sich gewiesen. Er hätte für Didi auch kein eigenes Zimmer gehabt. Es sprach schon vorher vieles dafür, daß ich es sein würde, der auszog, daß ich mir eine eigene Wohnung suche, und Didi sich von wechselnden Personen über die Runden helfen läßt. Mein Realitätssinn traf sogar für den Fall Fürsorge, daß ich von heute auf morgen ausfiel. Ich kannte eine Gruppe von Akademikern, die sich für Wochenendaufenthalte das Hauptgebäude eines ehemaligen Gutshofes gemietet hatte. Da hätte ich mich zumindest für ein oder zwei Monate zurückziehen können. Für Didi waren Zivildienstleistende und Freundinnen zur Genüge da, und wenn die ausfielen: Didi hatte eine vorzügliche Gabe, Menschen auf Anhieb für sich zu gewinnen. Da war also nicht schwarz zu sehen. Allerdings war mit Didis hysterischem Naturell zu rechnen.

Im Nachhinein erscheint mir die Zeit, die ich bei Didi aushielt, unendlich lang. Ich kann überhaupt nicht mehr nachvollziehen, wie ich es geschafft habe, alle diese Erniedrigungen so lange zu verkraften. Die Herzrhythmusstörungen, die ich früh gelernt hatte, als Warnsignale zu achten, hatte ich dieses Mal überspielt. Als alter Zauderer hatte ich wohl auch Angst davor, daß Didi meinen Auszug zumindest als Anlaß für einen Selbstmordversuch nehmen würde.

Anfang Dezember 1989 bekam ich dann aus nichtigem Anlaß einen Heulkampf, der fast einen ganzen Tag andauerte. Das war dann wohl ein Nervenzusammenbruch. Ich ging zum Arzt und ließ mich krankschreiben.

Didi entging der Vorgang nicht. Sie reagierte auf ihre Weise: So einen Jammerlappen könne sie nicht gebrauchen, und wies mich aus der Wohnung. Sie war aber sehr überrascht, als ich dann wirklich meine Koffer packte.

Ich holte mir abends – es war bereits dunkel – die Schlüssel zu dem Gutshof, der ja in der Woche nicht bewohnt war. Es regnete in Strömen, als ich dort ankam. Natürlich hatte ich Schirm und Taschenlampe vergessen. Ich war schon einmal dagewesen, so daß ich wenig-

tens wußte, wo der Eingang war. Die Schlüssel bereiteten aber unerwartet Schwierigkeiten. Zu spät erfaßte ich, daß ich es mit einem alten Schloß zu tun hatte, in das ein Steckschloß eingelassen war. Da war der Schlüssel zu dem Steckschloß auch schon abgebrochen. Der Regen hatte mich im Nu durchnäßt. Ich fuhr zum nächstgelegenen Dorf, um aus einer Telefonzelle den Mieter anzurufen, von dem ich den Schlüssel hatte. Der verwies mich, weil er nicht Bescheid wußte, an einen anderen Mieter, den ich aber zunächst nicht erreichte. Also ging ich erst einmal in der einzigen Gastwirtschaft des Ortes etwas essen.

Mit dem Anruf danach hatte ich mehr Glück. Dieser Mieter fiel aber fast in Ohnmacht, als er hörte, daß der Steckschlüssel abgebrochen war. Das wäre nämlich der Zweitschlüssel, der zwar ursprünglich der Erstschlüssel gewesen sei, dann aber, weil abgebrochen, notdürftig gelötet zum Zweitschlüssel degradiert, nun aber, da der andere spurlos verschwunden, überhaupt der einzige noch vorhandene wäre. Puh! Ich sollte doch einmal zur Besitzerin fahren und fragen, ob die nicht noch einen...

Die Besitzerin verwies mich an ihren Verwalter. Der kam zwar gerade dazu, ging auch zu dem Schlüsselkasten, konnte sich aber überhaupt nicht zusammenreimen, wieso der Schlüssel fehlte. Da geriet ich in die merkwürdige Situation, die von mir kaum verstandene Geschichte von dem Zweit- und dem Erstschlüssel, der eine abgebrochen und gelötet, der andere verschwunden, als Erklärung anzubieten.

"Das kann doch aber gar nicht sein", beharrte der Verwalter. "Wenn hier einmal ein Schlüssel fehlt, wird das sofort registriert, und wenn er dann am nächsten Tag nicht da ist, wird nachgefragt." Jetzt freilich würde gerade zu Abend gegessen. Danach würde er einmal mitkommen und nach dem Rechten schauen.

Die Besitzerin, der Verwalter und etwa ein Dutzend jüngere Personen, bei denen ich herumrätselte, welche von ihnen Kinder und welche Mägde oder Knechte waren, versammelten sich in einem Raum, in dem gut und gerne viermal so viel Menschen hätten Platz finden können. Überhaupt war der Gutshof, in dem sie wohnten, viel größer als der, in dem ich hoffte unterzukommen.

Das Essen wurde wortlos und mit mißmutiger Miene eingenommen, ich habe nie herausgekriegt, warum. Der Verwalter war – wie die Besitzerin – eher zuvorkommend. Beide luden mich zum Essen ein. Da ich aber schon gegessen hatte, dankte ich. Ich wagte aber auch nicht, dieses unheimliche Schweigen zu brechen. Das Löffeln der Suppe aus den Porzellantellern wirkte wie ein Refrain auf den Regen draußen. Die darauffolgenden Brote waren bereits mit

Käse oder Wurst belegt. Als Nachtisch gab es Boskop-Äpfel. Ich dachte an meine durchnässten Kleider. Wird hoffentlich nur eine leichte Grippe! Ich esse sonst wenig Äpfel, aber ich dachte, wegen der Vitamine, und schon war einer vertilgt.

Die Fahrt mit dem Verwalter ging wieder durch etwa 10 km nächtlichen Regen. Außer über die Schlüssel wurde kein Wort gewechselt. Auch der Verwalter hatte Schirm und Taschenlampe daheim gelassen. Immerhin kam ich auf die Idee, das Auto so zu plazieren, daß sein Licht direkt auf die Tür schien. Der Verwalter probierte es gut eine halbe Stunde mit dem abgebrochenen Schlüssel. Dann probierte ich es nochmals. Ich fand zwar mit meinen feingliedrigen Fingern die abgebrochene Spitze in dem Vorderteil des Schlosses. Aber als wir beide Teile zusammenhielten, war zugleich klar, daß auch ein erneutes Zusammenlöten uns nicht weiterhelfen würde. Der Verwalter machte noch einen vergeblichen Versuch, das Schloß von außen aufzubrechen. Dann freilich resignierte auch er. Er machte den Vorschlag, am nächsten Morgen einen Schlosser aus dem Dorf zu holen. Heute Abend sei das zu spät. Zur Übernachtung verwies er mich an einen in entgegengesetzter Richtung liegenden Kurort, wo es um diese Zeit sicher noch Übernachtungsmöglichkeiten gäbe.

Ich erinnere mich sehr genau, wie häufig ich mich an diesem Abend aus mir heraustreten fühlte, wie ich mich beobachtete fast im Wissen, daß doch alles vergeblich wäre, wie ich jede neue Schwierigkeit sofort lächelnd als absolut logisch akzeptierte.

Umso überraschter war ich, als ich in dem vom Verwalter genannten Kurort sofort eine Übernachtungsmöglichkeit fand.

Der Mann, dessen Name mir der Verwalter genannt hatte, war gar kein Schlosser. Im Dorfe selbst könne das bestenfalls der Sowieso. Es dauerte eine Weile, bis ich den Wohnsitz des letzteren ausfindig gemacht hatte. Er war nicht zuhause. Ich wartete. Glücklicherweise regnete es nicht mehr.

Nach etwa einer Stunde kam eine ältere Frau. „Mein Sohn? – Der kann doch so etwas nicht. Nein, da gehen Sie mal zu...“ Das war in einem weiteren Nachbardorf. Zwar war auch das kein Schlosser, sondern ein Glaser, aber was wichtiger war – er traute sich zu, das Problem zu lösen. Es war eine typische Glaserlösung, die weder dem Verwalter noch mir gekommen war. Er zerschmetterte das Küchenfenster, stieg durch das ein und versuchte, dem Schloß von innen beizukommen. Dazu brauchte er zwar zwei Stunden. Dafür aber bewerkstelligte er das auf eine Weise, daß zwar das Steckschloß nicht mehr brauchbar war, aber das eigentliche –

aus dem 17. Jahrhundert stammende – reich verzierte Schloß keinen Schaden erlitt. Das Küchenfenster ersetzte er erst Tage später.

Als ich meine Sachen in das Wohnzimmer gestellt, die Mieter angerufen und beruhigt und nach einem Fehlversuch im Kamin ein Feuer entfacht hatte, brach es aus mir heraus. Es war, als hätte der am Vortage in meinen Tränensäcken gesammelte Regen plötzlich ein Riesenleck erhalten. Ich hatte mir nie vorstellen können, einen geliebten Menschen in seiner Not allein lassen zu können, ohne mich selbst zu verabscheuen. Es war lange klar, daß mir die Liebe zu Didi, die mir so lange einmalig und unbesiegbar vorkam, zerronnen war. Ich hatte mir da nichts vorgemacht. Aber Didi konnte ja auch nichts dafür. So wollte ich ihr im Andenken an schönere Tage wenigstens Mensch sein. Aber selbst das hatte sich nun als Illusion erwiesen.

Das folgende Gedicht entstand lange, bevor ich Didi kannte, in meiner Studienzeit. Aber es macht vielleicht den Anspruch deutlich, den ich verraten hatte, indem ich Didi verließ.

Die Alte

Ein fauler Eberzahn –
hängt der Ekel aus deinem Maule
quer in den Zuckungen
deines aufgeritzten Gesichts.
Das Nichts – wer trägt
schon deinen Blick –
frass dich zu einem lallenden Orakel

Spiegel und immer wieder
wollen Spiegel wachsen
aus diesem Maul.
Doch wer hineinschaut:
Zerfetzter Schrecken
kauert ihm im Nacken,

entrückt ihm schroff sein starres Aug':
Ich selbst! In unbekannter Grelle verzerrt
zu meines Wesens Wesen!
Ich selbst? – ein knarrend Ächzen
sprengt augenblicklich mich empor zu einem feurigen Funken,
der – selbstredend rasch erstickt –
tief in den Spiegel klirrt,
Spiegelscherben schneiden stets aufs neue dich
zu einem Schrei aus Blut,
der wie ein Opferdampf
zum Himmel steigt.
Wer dein Blut hört,
der hört die Wahrheit
und weiss um ihren Willen.

Das Problem hatte ich also schon damals in aller Schärfe erfaßt. Aber ich war noch voller Optimismus, was die Lösung anging. Nach meinem Zusammenbruch aber tröstete mich selbst der Umstand wenig, daß es Didi immer besser und bald so gut ging, wie seit Jahren nicht mehr. Ich sah mich selbst in Scherben und zu müde, um diese wenigstens zu einem leidlich sinnvollen Gebilde wieder zusammenzuflicken. Meine Gedichte waren verzweifelter als die, die ich gemacht hatte, nachdem Didi zuerst mit mir Schluß gemacht hatte. Aber daß überhaupt noch Gedichte entstanden, war vielleicht schon damals als Zeichen zu werten, daß ich über die Runden kam. Wie im übrigen der Umstand, daß in dem folgenden Gedicht mein „ich“, wenn auch am Versende in der letzten Strophe zerquetscht überhaupt noch vorkam:

punk
halb das klo
hinuntergeschwenkt
der überlassen
die den rest besorgt
verstopfung
kommt schon mal vor
glaub aber
nicht dick genug
absaufen tu ich
so oder so es sei
das wasser im kasten
gefriert

Ich gehöre zu den Menschen, die die Einsamkeit brauchen, um Erlebnisse zu verarbeiten. Andererseits war mir aber auch der Trubel willkommen, der den Gutshof jedes Wochenende überfiel. Dreißig und mehr Leute waren in ihrer guten Laune nicht unterzukriegen. Ich selbst hielt mich zumeist an den Wein.

Und manchmal konnte ich auch der Wärme eines weiblichen Körpers nicht widerstehen. Und als dieser am nächsten Wochenende wieder für mich da war, stand am Horizont schon wieder in grotesker Steilheit die Hoffnung. Aber dieser Körper zog alsdann den Schoß eines Redakteurs vor, der sich im „Tagblatt“ gerade in einer Reportage von einem Fest in einem frisch besetzten Haus über den „Geruch billigen Rotweins und schmieriger Jacken“ lustig gemacht hatte, die Besetzer dabei namentlich erwähnte und damit der Justiz zum Abschluß präsentierte. Ohnmacht und Eifersucht – letztere war mir sonst unbekannt – entschleierten die gerade am Horizont aufgeflamnte Hoffnung zu einem Todesgerippe.

Der Vorstehhund
 Vor Ort wittert er das Opfer
 verhält sich in vertrauter Nähe
 Atemberaubt, aber fest im Auge
 zügelt er die Fressgier
 Allein würde er es eh nicht schaffen
 Langjährige Übung:
 Warten, bis sie das Revier
 besetzen, flugs dabei sein
 mit ihnen sympathisieren
 den Schützen präsentieren
 Der Knochen, den die Schützen
 übrig liessen, ist zu mager
 Darum hofft er auf die Fasanenart
 die mitleidig mit ihm kopuliert
 bevor er sie frisst
 diesmal allein und ganz
 ohne Dressur wildernd
 hinter dem Rücken
 des Revierbesitzers
 sein eigener Kapitalist

Ich muß ziemlich durcheinander gewesen sein. Das Gedicht ist mir heute kaum noch verständlich und noch weniger der Umstand, daß ich es den Betroffenen zuschickte. Deren knall harte Reaktion riß mich aber aus meinem Selbstmitleid. Ich entdeckte wieder meine wissenschaftliche Arbeit und preßte in sie meine Wut und Verzweiflung. Ich wußte seit langem, jedenfalls bevor ich Didi kennengelernt hatte, daß die Welt keinen Sinn hat. Mir schien diese Einsicht die ungeschminkte Voraussetzung dafür, wirklich Sinn zu schaffen. Ich wollte diesen Sinn nicht erzwingen. Daher verzichtete ich von vorn herein darauf, Ansätze von Sinn selbst noch zu erleben. Aber ich wollte wenigstens dazu beitragen, daß spätere Generationen – vorausgesetzt, es wird sie geben – Anregungen vorfinden, wie sich so etwas bewerkstelligen läßt. Meine Motivations- und Relevanzlehre war in den Hauptzügen fertig. Trotzdem fing ich jetzt noch einmal am Nullpunkt an. Langfristig war diese Ent-

scheidung wohl ausschlaggebend dafür, daß es in den folgenden Jahren allmählich wieder mit mir aufwärts ging.

Eine Freundin von Didi, die sich allerdings inzwischen entfremdet hatten, zog Anfang Januar 1980 nach Hamburg und überließ mir vorübergehend ihre beiden Zimmer in einer Wohnge meinschaft. In diesen Zimmern konnte ich aber meine Bücher nicht lassen. Außerdem war der Boiler im Bad defekt. Beides veranlaßte mich mehrere Male, die ursprüngliche Wohnung in Didis Abwesenheit aufzusuchen, Bücher auszutauschen und zu baden. Als Didi einmal vorzeitig von ihrer Krankengymnastik zurückkehrte, bekam sie das mit.

Wenig später bekam ich von einer Rechtsanwältin folgenden Brief:

„... hierdurch zeige ich an, daß mich Ihre Ehefrau mit der Wahrnehmung ihrer Interessen beauftragt hat.

Ihre Frau hat mir mitgeteilt, daß Sie im November 1989 aus der ehelichen Wohnung ausgezogen sind. Sie sind ja zur Hälfte Miteigentümer dieser Wohnung. Aus gegebenem Anlaß darf ich Sie darauf hinweisen, daß für den ausgezogenen Ehegatten ein beliebiges Zutrittsrecht für die eheliche Wohnung nicht besteht, auch wenn dieser Ehegatte Miteigentümer der Wohnung ist. Zieht ein Ehegatte aus der ehelichen Wohnung, deren Eigentümer oder Miteigentümer er ist, aus, so gibt er damit zu erkennen, daß er das unmittelbare Besitz- und Nutzungsrecht aufgibt. Dieses Besitz- und Nutzungsrecht geht mit dem Auszug des Ehegatten allein auf den anderen Ehegatten, der in der Wohnung verbleibt, über. Sofern Sie Gegenstände in der Wohnung hinterlassen haben, oder sofern Sie sich als Miteigentümer von dem ordnungsgemäßen Zustand der Wohnung überzeugen wollen, sind Sie ebenfalls nicht berechtigt, nach Ihrem Belieben die Wohnung zu betreten, sondern nur nach Absprache mit Ihrer Frau zu den ortsüblichen Zeiten. Ergänzend darf ich darauf verweisen, daß Ihre Frau nicht damit einverstanden ist, daß Sie jeweils Ihren persönlichen Wünschen entsprechend die Wohnung nach ihrem Belieben betreten...“

Dieser Brief heilte mich endgültig von allen Zweifeln, daß mein Handeln richtig war. Ich machte mir Vorwürfe, Didi allein gelassen zu haben, und sie fühlte sich immer noch von mir verfolgt. Zugleich machte der Brief deutlich, daß irgendetwas bei dieser Trennung kleben geblieben war. Klebe hatte ich immer verabscheut. Ich bin auch nie wieder zu Didi zurückgekehrt, überließ sie völlig ihren Zivildienstleistenden, habe sie nicht einmal wieder gesehen.

Eine Art Koda

Heike hatte ich auf einer Party im Mai 1992 kennen gelernt. Die Gastgeberin war ans Telefon gerufen worden und bat mich kurz, die Gäste zu empfangen, die gerade geklingelt hatten und sich die Treppe hinaufmühten. Heike war die erste, die oben in der Mansardenwohnung der Gastgeberin ankam. Die Worte, die ich zur Begrüßung sagte, mußten lustig gewesen sein. Denn alles lachte. Sie hatten mit dem zu tun, was Heike um den Hals trug, was ich eine „Halskrause“ nannte und sich später als Gipsverband herausstellte. Denn Heike war beim Federballspiel so gestürzt, daß sie sich einen komplizierten Schlüsselbeinbruch zugezogen hatte. Die Party war schrecklich.

Außer den Gastgebern kannte ich nur den Auwei, der mit Heike gekommen war. Er hieß eigentlich August Weidner und war mal in einem meiner Seminare aufgetaucht. Er wich meinem Blick stets in merkwürdiger Weise aus. Ich konnte mit ihm nicht viel anfangen. Einer der Leute, die mit Heike gekommen waren, erzählte ständig Türkenwitze. Auch störte es mich zunehmend, wie Heike mich anstrahlte. Ich nahm die erste Gelegenheit wahr, um mich davonzustehlen.

Am nächsten Mittag rief mich eine Frau an, deren Altstimme in mir eine unbekannte Wärme hervorrief. Ich hatte den Namen nicht verstanden und erhielt auf meine Nachfrage die Antwort: „Die Frau mit der Halskrause.“ Ich hatte den vorhergehenden Abend so gründlich vergessen, daß ich damit immer noch nichts anfangen konnte. Erst als sie ankündigte, daß es dann doch wohl besser sei, wenn sie auflege, schienen sich Erinnerungsreste einzustellen. „Nein, nein!“ sagte ich schnell und schlug vor, sie aufzusuchen. Es war nicht falsch, als ich ihr gestand, daß es mir schon immer imponiert habe, wenn Frauen aktiv sind. Aber natürlich spielte auch eine Rolle, daß ich mich über meine Erinnerungslähmung ärgerte.

Das Zimmer, in dem sie mich empfing, war ungewöhnlich geschmackvoll eingerichtet, übrigens mit avantgardistischen Bildern, keine Reproduktionen, alle echt. Sie waren mit K.-H. F. signiert, den ich nicht kannte. Ihre Stimme bettete mich in Wärme ein. Ihre Augen, ihr Lächeln... Widersprüche waren für mich schon immer unwiderstehlich. Heike war als Kosmetikerin ungeschminkt auf eine Party gegangen und saß auch jetzt ungeschminkt vor mir. Wie eine Akademikerin versuchte sie mir klarzumachen, was eine Biokosmetikerin sei.

Sie hielt mich für jünger als sie, wohl weil sie im Gegensatz zu mir schon Falten im Gesicht hatte, die sie auf den Schwachsinn zurückführte, den man ihr während der Kosmetikerin-Ausbildung angetan hatte. Als sie erfuhr, daß ich sogar sechs Jahre älter war, bekam ihr Lächeln Tränen. Sie war alles andere als eine Schönheit. Ihre „Halskrause“ gab ihr vollends die Gestalt eines American-Football-Spielers, dabei eher mager und knöchrig als schlank. Es störte mich nicht.

Da bahnte sich also etwas an. Sie zuckte zusammen, als sie hörte, daß ich verheiratet sei, noch mehr, als ich hinzufügte, daß Didi schwerstbehindert sei, und sprach lange kein Wort, als ich in einem Nebensatz andeutete, daß an Scheidung nicht zu denken sei.

Die Erlebnisse der folgenden Zeit kann ich nur mühsam rekonstruieren. Ich habe keine Aufzeichnungen, nicht einmal Gedichte, die meinem Gedächtnis nachhelfen könnten. Wir hatten sehr bald einen Streit. Worum es ging, weiß ich nicht mehr. Ich wollte sehr früh Schluß machen. „Ich liebe Dich so“, höre ich mich noch reden, „daß ich dieses Abdriften unserer Liebe in Alltäglichkeit nicht zulassen kann.“

Noch während ich es aussprach, fiel mir Didi ein, wie sie mir mehrmals gesagt hatte, „aus Liebe muß ich Dir leider meine Liebe entziehen.“

Irgendwann hatten wir dann eine Debatte, aus der mir endlich klar wurde, daß ihr Heiraten wichtiger war als unsere Liebe. Heike war kein berechnender Typ, eher das Gegenteil, wahnsinnig emotional, fast haltlos. Ihr Ex-Mann, inzwischen steinreicher Bankier in Weinheim, hatte sie dahin gebracht, daß sie im Scheidungsprozeß die Alleinschuld übernahm. Sie war stolz, wenigstens das Sorgerecht für die Kinder erhalten zu haben. Das Geld, das sie von ihrem Mann bekam, lag weit unter dem Existenzminimum. Sie war nicht geschäftstüchtig genug, um aus der Nachfrage nach ihren Kosmetikkünsten Kapital zu schlagen. Es paßte dazu, daß sie von mir keine Geschenke, geschweige denn Geld annahm. Ihre Operationen und Unfälle mußten schon vor unserer ersten Begegnung in ihr diffuse Vorstellungen zu dem Willen verdichtet haben, wieder zu heiraten. Das schien der einzige Ausweg aus ihrer materiell unerträglichen Situation. Ihr geliebter Bruder, der die Enkelin des Malers George GROSZ geheiratet hatte, dessen Nachlaß verwaltete und in der Provence aus ihrer Sicht im Paradies lebte, war ihr da eine Art Leitbild.

Daß Heike durch diesen Erwartungsrahmen jeder echten Liebe den Garaus machen mußte, war ihr lange Zeit nicht klar. Alles, was ich unternahm, um ihr die Ungeheuerlichkeit ihres Tuns bewußt zu machen, schirmte sie ab mit Bemerkungen wie: „Du sprichst wie mein Va-

ter!“ Das folgende Gedicht erntete nur Haß-Tiraden. Ich war Psychologe genug, um zu wissen, daß ein Partner solche Verhaltensstrukturen nicht durchbrechen konnte.

Berti, Heikes ältester Sohn, war – wie sie sich ausdrückte – ihr Sorgenkind gewesen. Wegen einer Zahnlucke, die er sich als Kind bei einem Unfall zugezogen hatte, war er ursprünglich schwer sprachgestört gewesen. Ihrem Einsatz war es zu verdanken, daß man ihm heute nur noch etwas anmerkte, wenn man davon wußte und – wie ich – mit den Auswirkungen auf das Kommunikationsverhalten schon vorher vertraut war. Berti wuchs sehr isoliert, aber auch selbständig auf. In seinen gelegentlichen Migräneanfällen konnte er manchmal sogar seine Mutter zusammenschlagen. Auf der anderen Seite machte er sich bei ihr durch die Erledigung der Steuererklärung und ähnlicher Tätigkeiten, die ihr zu kompliziert waren, nützlich.

Xaver, ihren jüngsten Sohn, bezeichnete Heike dagegen als ihr Wunschkind. Später verriet sie mir und verpflichtete mich, es streng geheim zu halten, auch ihm selbst gegenüber, daß er gar nicht der Sohn seines „Zahlvaters“ war – wie sie den Bankier nannte –, sondern eben jenes Malers, dessen Produkte in ihrer Wohnstube hingen, K.-H. F., der damals weit und breit der einzige „Mensch“ gewesen sei, den sie kannte. Xaver war schrecklich verwöhnt. Er konnte stundenlang mit seiner Mutter schmusen. Andererseits war er ausgesprochen faul. Seine schulischen Leistungen machten seine Mutter traurig. Seine Rechtschreibung kam kaum über das Niveau eines echten Legasthenikers hinaus. Während er aber im Deutschunterricht durch seine mündlichen Beiträge vieles wieder wettmachte, sorgten seine katastrophalen Noten im Englischen dafür, daß er nie aus der Hauptschule herauskam.

Seine Schreib- und Leseschwäche hinderten Xaver nicht daran, mit seinen 13 Jahren bereits einen Krimi zu verfassen. Wir kannten uns kaum, da vertraute er mir schon seinen Krimi an, damit ich ihn den Anforderungen des Duden anpasse. Außerdem malte er viel. Die Motive verrieten, daß ihm die Operationen und Unfälle seiner Mutter viel zu schaffen machten.

Die Debatten zwischen Heike und mir nahmen teilweise heftigen Charakter an. Es war mir schon deutlich, daß sie auch emotional einen Halt brauchte. Ich hatte auch nichts dagegen, ihr diesen Halt zu geben. Aber ich war beleidigt, weil sie einem Wisch wie der Heiratsbescheinigung mehr Halt zuzutrauen schien als mir. Sie wiederum war beleidigt, weil ich so gar kein Verständnis für ihre Lage aufzubringen und sie in die Schublade „Heiratsgewinnlerin“ gesteckt zu haben schien. Diese Auseinandersetzungen brach ich nach einer Weile

meist wortlos ab und fuhr nach Dieburg. Zu einer Versöhnung oder einer Aussprache in versöhnlicher Atmosphäre kam es nie.

Sehr bald hatte es sich so eingespielt, daß es Heike war, die Tage nach meinen wortlosen Aufbrüchen anrief und mich mit ihrer warmen Altstimme schlicht fragte, ob ich nicht zu ihr kommen könnte. Ich konnte ihr nicht widerstehen. Nur passierte es immer häufiger, daß ich immer früher und zunehmend ohne für sie ersichtlichen Anlaß aufbrach.

Nach Heikes Erzählungen waren Arm-, Bein- und andere Brüche in ihrer Familie an der Tagesordnung. Am häufigsten habe es sie selbst erwischt. Aber auch bei Berti und Xaver waren sie fast alle zwei Jahre fällig.

„Wie lange hast denn du keinen mehr gehabt“ wollte Berti wissen. Ich dachte an meinen Armbruch ein halbes Jahr vor meiner Doktorprüfung, der mir ein willkommenener Anlaß war, sie um eben dieses halbe Jahr hinauszuschieben. „Vor gut einem Dutzend Jahren.“

„Dann wärest doch du endlich einmal wieder dran,“ meinte er, und ich freute mich, weil die Bemerkung mir zu verraten schien, daß er mich inzwischen zur Familie rechnete.

Da passierte es. Anfang Juni nahmen Heike und ich in Darmstadt an einem Festival teil. Am Ende der Veranstaltung gab es einen Platzregen. Wir brachen auf und liefen in Richtung eines nahe gelegenen Kellerlokals. Ich konnte Heike nur mühsam folgen, so schnell lief sie. Die Treppe in das Lokal wand sich nach rechts hinunter. Das Geländer aber war links angebracht. Ich ging als erster und hielt mich links. Da kam mir jemand entgegen. Ich wich nach rechts aus. Nach rechts verengten sich aber auch die Stufen. Die vom Regen feuchten Schuhsohlen hatten hier nicht mehr genügend Halt. Ich rutschte aus, und zwar mit beiden Füßen zugleich, und landete etwa zehn Stufen tiefer auf dem Rücken.

Die Schmerzen hielt ich für normal. Aber ich hatte auch Schwierigkeiten mit dem Atmen. Ich rief: „Hol einen Arzt.“ Meine Stimme klang schwach und rauchig. Ich wandte mich zu Heike und wiederholte: „Einen Arzt!“ Die aber stand wie an gewurzelt mit entsetzten Augen und rührte sich nicht.

Es waren mindestens dreißig Gäste im Lokal, die den Sturz mitbekommen hatten. Keiner rührte sich. Alles schaute nur zu, wie ich mich gebückt an einer Holzlehne hielt. In den Schmerz mischte sich Wut. Da versuchte ich, an Heike vorbei die Treppe wieder hinaufzusteigen. Sie folgte mir. An der frischen Luft und im Regen kam sie offenbar wieder zu sich. „In die Unfallklinik“, sagte sie, „ich fahre dich“.

Drei Rippen – stellte der Röntgenarzt fest – waren unmittelbar neben der Wirbelsäule gebrochen. Für den Fall, daß die Lunge etwas abbekommen hatte, mußte ich eine Woche zur Beobachtung in der Klinik bleiben.

„Sie können von Glück sagen“, meinte der Stationsarzt, „daß das Rückgrat verschont blieb.“

Heike besuchte mich täglich. Manchmal kam auch Xaver mit. Glücklicherweise blieben Komplikationen aus und alles verheilte schnell. Es war mein erster Knochenbruch, der mir überhaupt nicht ins Konzept paßte. Es wollte mir nicht aus dem Sinn, daß er in meiner Beziehung zu Heike einen ähnlichen Stellenwert hatte wie der Seitensprung mit der Irin in der zu Didi. Unbewußt hatten mich Heikes Unfälle von Anfang an beschäftigt. Was hatten sie zu bedeuten? Durch meinen eigenen Unfall wurde ich nicht klüger. Als Psychologe wußte ich natürlich, daß der bloße Nachvollzug einer Handlung einem deren Sinn eher verschüttet als entbirgt.

Heike zählte sich zu den Menschen, die nicht „Nein“ sagen können. Wenn man die Kinder und mich selbst ausnimmt, bei denen sie sich schon durchzusetzen wußte, war da etwas dran. Wo immer sie aktiv wurde, in der Elternvertretung der Schule, in der Volkshochschule, wo sie Kosmetik-Kurse gab, im Verband alleinerziehender Mütter und Väter, den sie mitbegründet hatte, oder bei ihren Kundinnen, die mehr wegen ihrer therapeutischen Fähigkeiten kamen als wegen der Sorge um ihre Attraktivität, überall schätzte man sie, überall „fraß“ man sie aber auch auf, wie sie sich auszudrücken pflegte. Alle luden ihre Probleme bei ihr ab.

„Die sind ihre Probleme manchmal sogar los und gehen erleichtert von dannen,“ sagte sie einmal, „ich aber sitz dann da mit den Problemen und besonders in letzter Zeit wachsen sie mir richtig über den Kopf.“

Sie war die einzige in der untereinander hoffnungslos zerfallenen Familie, auf die sich alle einigen konnten. Sogar die Nachbarn weinten sich bei ihr aus. Und unter denen machte ihr vor allem Christian Sorgen, der über ihr wohnte.

Christian gab sich als Marxist. Ich mochte ihn nicht. Er sah in mir nur den Dozenten. Wenn ich da war, waren die anderen für ihn Luft. Dann versuchte er mich in ein gelehrtes Gespräch über die abstrusesten Dinge zu verwickeln. Solche Leute haben es mit mir schwer. Später erfuhr ich denn auch, daß er sich über mich sehr abfällig geäußert hatte.

Christian nutzte Heikes Gutmütigkeit aus, wo er nur konnte. Nicht nur der frisch besorgte Kasten Bier im Keller war am nächsten Tag halb leer. Wenn Heike und die Kinder nicht da

waren, mußte man auch damit rechnen, daß er im Kühlschrank nichts übrig ließ. Und das ohne Entschädigung. Als ich ihn einmal fragte, wie er eigentlich dieses Ausbeutungsverhalten gegenüber einer Familie, die insgesamt über weitaus weniger Mittel verfügte als er, mit seinem Marxismus in Einklang bringe, wurde er nur patzig. Das Schlimmste aber war, daß dieser Hausmitbewohner im Mathematik-Examen stand und schon ein Jahr vorher ausgerechnet Heike aussuchte, um bei ihr mit schlotternden Knien seine Prüfungsängste abzuladen. Nach Heike war dieser seine Mitmenschen von oben herab behandelnde Studiosus dann nicht wiederzuerkennen: ein einziger Jammerhaufen.

Heike wurde mit diesen ihr aufgehalsten Problemen in zunehmendem Maße nicht mehr fertig. Es dauerte eine Weile, bis ich herausbekam, daß ihre Aggressionsanfälle gegen mich offensichtlich auch damit in einem Zusammenhang gesehen werden mußten.

Als Heike Anfang Juli zu ihrem Bruder in die Provence in den Urlaub fuhr, brachte mich ein Brief darauf. Darin hieß es:

Überhaupt genieße ich die Ruhe hier, Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie. Keine Kinder, keine Kundinnen, kein Christian usw.

Im August fuhr ich für eineinhalb Wochen zu meinem Bruder nach Hamburg. Ich nahm Xaver mit. Außerdem lud ich eine Studentin von mir bei deren Familie in Bremen ab. Xaver hatte sie als Konkurrentin seiner Mutter bei mir eingestuft und war ausgesprochen unfreundlich zu ihr. Vielleicht waren auch Befürchtungen von Heike, die sie nicht mir, aber ihm gegenüber geäußert hatte, der Anlaß. Insgesamt aber gefiel ihm die Reise so sehr, daß er noch heute davon schwärmt. Es machte mir Spaß, ihm meine Heimatstadt zu zeigen. Selbst meine Suche nach Dokumenten aus dem Dritten Reich in der Rumpelkammer meines Großvaters wurde uns zu einem gemeinsamen Abenteuer.

Es dauerte bis kurz vor Weihnachten, bis Heike und ich uns wieder stritten. Selbst als ich im September mit meiner Mitarbeiterin Birgit zwecks Dritte-Reich-Studien ins Bundesarchiv nach Koblenz fuhr, äußerte sie zwar Eifersuchtsgefühle, aber ohne daß es darüber zur Entzweiung kam. Vor Weihnachten waren wir dem Streß wohl nicht mehr gewachsen. Mündliche Aussprachen eskalierten die Probleme nur. Also versuchte ich es mit Briefen. Hier einige Auszüge:

Dieburg, 17.12.92

Liebe Heike,

mir hat der Streit heute Nacht sehr weh getan. Von mir aus sieht das so aus: Ich sehe mich verdächtigt. In allen bisherigen Streitigkeiten betraf es stets Aussagen, die ich gerade eben gemacht hatte, die ich also noch im Kurzzeitgedächtnis hatte. Gerade, weil ich es noch frisch im Gedächtnis habe, fühle ich mich berechtigt, im Vergleich mit Deinem Verdacht fest zu meinem Gedächtnis zu stehen. Du läßt das nicht gelten. Du glaubst besser zu wissen, wie ich es gemeint habe.

Der Gegenstand des Streites hat häufig Bezüge zu Didi. Im Laufe des Streites steht nicht nur weiterhin Aussage gegen Aussage, sondern der Gegensatz wird immer unüberbrückbarer. Ich fühle mich ohnmächtig, wehrlos, entrechtet und – im wörtlichen Sinne ent-mündigt. (Mein Wort gilt nichts). Ich wittere übersensibel Herrschaftsverhältnisse, schalte meinen Anti-Herrschafts-Affekt ein (geschieht fast automatisch), verhärtete mich und beginne meinerseits, Dich zu verdächtigen.

Wenn ich mir das so durch den Kopf gehen lasse, machen wir da beide ziemlichen Murks (...)

Dieburg, 21.12.92

Liebe Heike!

(...) Ich habe mit Dir – wenn ich alles überblicke – die schönsten Erlebnisse gehabt, die man nur haben kann. Sicher ist auch: im Verhältnis zu Dir hat mich nie eine Frau geliebt. Was mir zunehmend Schwierigkeiten macht, ist Deine Unfähigkeit, bei solchen Auseinandersetzungen auf den anderen zuzugehen, beim Brückenschlagen mitzuhelfen, sich wieder zu versöhnen. Du hast bisher noch jede Hand ausgeschlagen, die ich Dir reichte, um wieder zueinanderzufinden. Im Gegenteil, Du hast solche Versuche nicht selten gegen mich gewendet (...) Zweifel an der Berechtigung Deiner Ängste, Deines Mißtrauens, Deiner Unterstellungen und Erfahrungen sind offenbar das Schlimmste, was Dir passieren kann (...)

Dieburg, 23.12.92

Liebe Heike,

(...) Ich wollte uns helfen, mehr Klarheit über diese Streitigkeiten zu gewinnen. Vielleicht siehst du das nicht so. Dann war es nicht nur umsonst, sondern dann weiß ich überhaupt nicht, wie wir da herauskommen sollen. Ich erwarte nicht, daß sich jetzt alles schlagartig zwischen uns ändert. Schön wäre es, aber in den zwischenmenschlichen Beziehungen geht es nun einmal nicht so schnell. Ich kann Dich also nur um ein wenig Geduld mit uns bitten. (...)

Mitte Februar 1993 mache ich eine Dritte-Reich-Archivreise nach München. Ich fühlte mich schon eine Weile nicht in der Stimmung für Kreatives. Heike wirkte da auch nicht sehr anregend. Also entschloß ich mich zu einer Arbeit, die ich schon lange für wichtig hielt: Die Vergangenheit meines Fachs im Dritten Reich aufzuhellen.

Heikes Vater war Psychologe in der SS. Also interpretierte sie meine Archivforschungen als Aggression gegen ihren Vater. Sie hatte zwar sehr viel gegen ihren Vater einzuwenden, empfand meine Forschungen aber trotzdem als Bedrohung gegen sich selbst. Ich hatte nie ein negatives Wort über ihren Vater fallen lassen. Auch interessierte mich dessen Vergangenheit im Dritten Reich ausgesprochen wenig. Andererseits sah ich überhaupt nicht ein, weshalb diese berufs- und fachfremden Erwägungen in meiner wissenschaftlichen Arbeit irgendetwas zu suchen hatten, und verbat mir diese Einflußnahme. Alles, was mich daran störte, war die Parallele zu den Auseinandersetzungen, die ich mit Didi wegen meiner Eltern hatte, nicht zuletzt wegen der scheinbaren Umkehrung der Rollen.

In München pflegte ich abends nach den Archivforschungen mit ihr zu telefonieren. Am letzten Abend vor meiner Rückreise eröffnete sie mir beiläufig, daß sie unser Verhältnis als beendet betrachte.

Das hatte ich nicht erwartet. Meine Reaktion war zuerst eine unsägliche Wut, später Trauer, dann begann ich, an mir zu arbeiten, um darüber hinwegzukommen. Schließlich höre ich von ihrer Freundin Rahel, daß ein anderer Mann im Spiel ist, ein CDU-Mensch, der beim Film arbeitet und aus einer reichen Familie stammt. Noch sei er zwar verheiratet, aber er wolle sich scheiden lassen und danach Heike heiraten.

Mitte Juli erneut unvorhersehbare Turbulenzen. Seitdem habe ich wieder angefangen, Tagebuch zu führen, so daß ich hier auszugsweise auf dieses zurückgreifen kann.

Sa, 16.7.93

Vorgestern ruft mich Heike abends an. Sie würde noch am gleichen Tag mit Kurt Schluß machen. Außerdem sei Walter Schuster da, der Didi kenne („seit über ei nem Jahr“), und erzähle, Didi würde sich kaum etwas mehr wünschen als Scheidung. Die Wohnung würde sie ebenfalls hassen und gerne gegen eine andere tauschen.

Spät am Abend ruft mich Kurt an. Ich solle zur Heike herüberkommen. Der Weg sei jetzt frei. Ich habe ein ungutes Gefühl und gehe nicht. Gestern morgen ruft mich Heike an. Völlig am Boden. Äußert den Wunsch, zu einer Freundin auf die Alb zu fahren, um Abstand zu gewinnen.

Heute nachmittag ruft mich Didi an, die das sonst nur tut, wenn es ums Geld geht. Walter Schuster liege ihr im Ohr: Heike (von der Didi erst durch Walter Schuster erfuhr) stehe unter seinem persönlichen Schutz. Ich konfrontiere Didi mit dem, was Heike mir sagte:

„Zur Heike hat er gesagt, Du würdest dich gerne scheiden lassen und in eine andere Wohnung ziehen.“

„Das kann doch nicht möglich sein.“

Didi: Ich sei nach Walter Schuster mit Heike schon zusammen gewesen, als ich noch mit Didi in einer Wohnung lebte. Dann habe Walter Schuster ihr (Didi) einen Heiratsantrag gemacht. Sie habe richtig gezittert. Sie, die früher nur über mich geschimpft hätte, sei plötzlich in der Situation, mich verteidigen zu müssen. Walter Schuster sei von mir zu einem Fest eingeladen (war er nicht, weil ich ihn gar nicht kenne; er wußte von der Heike davon). Er gehe aber nicht hin, weil die da nur Gruppensex machten. Das sei nichts für ihn.

Eine handfeste Intrige also. Didi hatte erklärt, Walter Schuster über den Club für Behinderte kennen gelernt zu haben. Das bringt mich darauf, bei dem dortigen Leiter anzurufen. Der seufzt nur, als der den Namen Walter Schuster hört. Der Club führe gerade einen Prozeß gegen ihn. Heiratsschwindler, Hochstapler, Intrigant, macht überall Schulden, Casanova, Prahlhans. Ich habe selten so harte Worte über jemanden gehört.

Dieburg, 18.7.93

Liebe Heike,

ich habe es bis zuletzt nicht glauben wollen. Aber jetzt ist es sonnenklar: Du hast also mit dem Kurt Schluß machen wollen, nicht weil Du Dich für Dich selbst entschieden hast – wie ich Dir vorschnell unterstellte –, sondern weil Dir das Geschwätz von dem Walter Schuster (daß die Didi nichts lieber täte, als sich scheiden zu lassen und die Wohnung aufzugeben) Hoffnung machte, Du könntest mich doch noch heiraten.

Wohlgemerkt: Aus meinem Munde war Dir von Anfang an jedes Wort über Didi zu viel. Du weißt bis heute nicht, was zwischen ihr und mir war. Mir kam das schon komisch vor, als Du Dir vom Auwei, der die Didi nicht kennt, allen möglichen Blödsinn erzählen liebst. Dem Walter Schuster hörst Du sogar begierig zu, und als ich dessen Aussagen zurückweise, weiß der Walter Schuster natürlich besser über die Didi Bescheid als ich. Aber ich durfte zuletzt den Namen Didi nicht einmal mehr erwähnen.

Es ist nur konsequent, daß Du jetzt, da sich das Geschwätz von Walter Schuster als Seifenblase entpuppt hat, reumütig zu Deinem anderen Heiratsobjekt zurückkehrst. Was Du als Gefühlswirrwarr ausgibst und sich Dir wohl auch so darstellt, scheint mir immer deutlicher aus einem eiskalt berechnenden Kern mit einer Schale aus Theater und Gefühlswallung zu bestehen. Deine Heiratsgier beherrscht Dich offenbar hoffnungslos. Ich gebe selten einen Menschen auf. Aber bei Dir scheint mir wirklich die letzte Chance verspielt.

Was für eine Type der Kurt sein muß, der sich so willig zum Heiratsobjekt machen läßt, ist eine andere Frage. Für mich steht jedenfalls fest, daß das mit Liebe nichts zu tun hat. Liebe läßt sich nicht zum Objekt machen...

Glaubst Du denn allen Ernstes, daß eine Beziehung, die Du auf Falschmünzerei aufbaust, überhaupt eine Chance hat, aus dem Wechselbad von Hohlheit und Kampf herauszukommen?

Auch als Liebhaber für ein paar schöne Stunden ist man sehr bald Objekt. Ich bin mir zu schade dafür. Ich täte Dir und mir keinen Gefallen damit. Sieh also endgültig zu, daß Du mir nie wieder unter die Augen kommst! Ich kann nicht anders, als so reagieren. Ich habe auch keine Lust, weiterhin ein Spielball von Intriganten zu sein, nur weil Du andern alles glaubst, was Dir in den Kram paßt, mir aber so gut wie nichts, wenn es Dir nicht in den Kram paßt.

Paul.

26.7.93

Zur Zeit ist mein Bruder zu Besuch. In dieser Zeit kommt auch Xaver einmal vorbei, den ich ermuntert hatte, auf den jeweiligen Stand meiner Beziehung zu Heike keine Rücksicht zu nehmen.

In der Nacht von Donnerstag auf Freitag – mein Bruder und ich waren bereits im Bett – ca. 1 Uhr 30 ruft mich Heike an. Sie hätte mit ihrer Freundin Rahel und dem Hausmitbewohner Udo eine lange Diskussion gehabt. Der Kurt sei ursprünglich auch dabei gewesen, der halte so etwas nur nicht sehr lange aus und habe es vorgezogen, sich mit der Bemerkung „... das ist ja Kommunismus“ in Heikes Bett zu legen. In dem Gespräch mit Rahel und Udo sei ihr endgültig klar geworden, daß das mit Kurt nicht gutgehen kann. Als Rahel und Udo fragten, ob Heike in der Beziehung zu sich selbst gefunden oder wenigstens Anlaß zu Hoffnungen in diese Richtung habe, habe sie das verneinen müssen. Sie habe überall am Körper blaue Flecken. Die kämen von Kurt.

Ich sage: Komm! Um meinen Bruder nicht zu stören, gehen wir ins Auto. Bei 25° Außentemperatur kein Problem. Sie habe es endlich kapiert, daß die Institution „Ehe“ nicht wichtig ist. Wir reden sehr lange miteinander, dann schlafen wir miteinander wie in alten Zeiten, und weil es im Auto doch nicht so bequem ist, gehen wir in die Wohnung.

Als wir in die Wohnung kommen, ist mein Bruder gerade dabei, einiges zusammenzupacken. Wir würden ihm zuviel Trouble machen. Er fände das brutal usw. Sagt wohl auch, daß er hinausgehe, um sich draußen hinzulegen. Wir kriegen es aber nicht mit, ja, wir merken gar nicht, daß wir allein sind. Wir schlafen trotzdem ein zweites Mal miteinander, irgendwann morgens ein drittes Mal. Dann geht Heike.

Mittags ruft mich der Kurt an. Heike habe Schmerzen in der Leistengegend. Er bringe sie jetzt zu ihrer Mutter nach Aschaffenburg.

Dort wird sie in der Klinik untersucht. Wahrscheinlich eingeklemmter Nerv als Folge des Sturzes im vorigen Jahr. Seitdem sind Heike und ich wieder täglich zusammen.

Sonnabend war ein großes Fest zu Ehren meines Bruders. Meine Einladungen zu solchen Festen sind bei meinen Freunden schon berühmt und begehrt. Diesmal fällt sie folgendermaßen aus: Die Vorderseite ziert ein Foto von mir:



Auf der Rückseite folgender Text:

Umseitiger Typ, noch vor kurzem – wegen notorischer Ferienmuffelei – „wanted“, was er selbst illegitimerweise mit „erwünscht“ übersetzt, ist inzwischen auf Grund eben dieses Fantombildes gefaßt. Unsere Ermittlungen haben ergeben, daß auch Sie diesen Oberschlaffi bei der Verweigerung der touristischen Ausbeutung der Dritten Welt unterstützt/erwischt haben und daher für uns als Mitangeklagter/Zeuge in Frage kommen. Hiermit seien Sie unter An-

drohung von Jux und Tollerei zu der nächsten Verhandlung unseres obersten Wurst- und Biergerichtes am

Samstag, 23. Juli 1993 ab 17.30h

auf dem Thingplatz hinter der Fohlenweide vorgeladen. Für Begleitschutz bitten wir – wenn nötig – selbst zu sorgen. Klampfen und ähnliche Tatwerkzeuge sind massenhaft mitzubringen. Bei Schnee, saurem Regen oder Pershing II-Detonationen findet die Verhandlung im Gerichtssaal „Fohlenweide“ (nördlich Dieburg) statt. Zuwiderhandlungen werden mit dem ewigen Absingen der Internationale geahndet.

Es lebe...

29.7.93

Mittwoch spitzten sich Heikes Schmerzen in der rechten Leistengegend so zu, daß ich sie ins Krankenhaus bringen mußte. Diagnose völlig unklar: Lymphknoten, Blinddarm, Eierstock, Ischias, eingeklemmter Nerv, Nierengeschichte? Jetzt kommt „versteckter Bruch“ hinzu. Heike weint ununterbrochen.

In der Klinik erfahre ich, daß Kurt meinen Brief an sie gestohlen und wieder zurückgeschickt hatte mit einem Kommentar mir unbekanntem Inhalts. Gestern liegt wieder ein dicker Brief von Kurt im Briefkasten. Ich sage Heike aber nichts davon. Als ich sie mittags besuche, hat sie gerade einen Kreislaufkollaps hinter sich. Sie hängt an einer Bluttransfusion. Unter Umständen wird sie aus diagnostischen Gründen operiert. Sie war sehr apathisch.

1.8.93

Freitag Abend Heike aus der Klinik abgeholt. Diagnose unsicherer als vorher. Einer der Ärzte sprach sogar von „Alkoholismus“. Die Schmerzen kommen jetzt seltener und weniger heftig.

Gestern mit Heike und meinem Bruder in Lindenfels essen. Am Nebentisch bearbeitet eine Frau Fragebögen mit Lichtbild. Mein Bruder spielt mit ihrem Hund und kommt so ins Ge-

spräch mit ihr. Später bricht sie ziemlich abrupt das Gespräch ab: „Oh, ich glaub, mein Mann hat verschlafen.“

Sie verschwindet und läßt den Hund jaulend zurück. Wir kümmern uns um ihn. Nach einer Weile taucht sie wieder auf mit einem Glatzkopf, der sich zu ihr setzt. Offenbar Historiker, der der Frau autoritär („Du mußt...“, „Das darf nicht ...“, „So soll man...“, „systematisch“, „ohne Bewertung“) auseinandersetzt, wie man das besser machen sollte.

Ich lasse eine ironische Bemerkung über diese Interaktion fallen. Da sagt Heike:

„Bei uns ist das doch genauso.“

Ich falle aus allen Wolken. Mein Bruder erfaßt sofort, was los ist, und rettet die Situation. Heikes Erklärung, ihre Entscheidung für mich sei eine Entscheidung für Liebe und Freiheit, war wohl nur so dahergeplappert.

Trichinen

Durch die Haut

Deines Gesichts

Scheinen Fäden.

Würmerschädel

Zerrinnen

Ohne Laut

Zu feinen Weben

Ohne Spinnen ...

Nichts

11.8.93

Mittwoch war Heike zu ihrem Bruder in die Provence in den Urlaub gefahren. Montag erfahre ich, daß sich Christian, der über ihr wohnte, und um den sie sich fast wie eine Mutter gekümmert hatte, das Leben genommen hat.

Am Tag ihrer Abreise hatte er sich noch völlig normal mit verschiedenen Personen getroffen. Udo, der ebenfalls bis vor kurzem über Heike wohnte, hatte ihn noch bis kurz vor seiner Tat gesehen. Christian hatte vor kurzem sein Mathematik-Examen mit „Auszeichnung“ bestanden. Ende Juli mußten er und Udo ausziehen. Das hatte er sich und Udo übrigens selbst eingebrockt. Die Vermieterin hatte es ihm angeboten, den Vertrag bis 1994 zu verlängern. Er aber hatte stolz abgelehnt.

Offensichtlich gehörte Christian zu den Menschen, die immer ein klares Ziel vor Augen haben müssen und eine gelegentliche Labilisierung der äußeren Verhältnisse nicht ertragen können. Seine neue Wohnung war ihm nicht groß genug. Tatsächlich konnte er in ihr nicht alle seine Möbel lassen. Er suchte für sie eine Unterstellmöglichkeit. Heike hatte ihm Bertis Zimmer angeboten für die 14 Tage, da dieser bei seinem Vater sei. Er hat das Angebot nicht wahrgenommen.

Es gab auch andere Widersprüche. Er hatte seinen Job als Hilfswissenschaftler bei den Mathematikern aufgegeben und keine neue Stelle in Aussicht. Udo gegenüber hatte er sich besorgt darüber geäußert, wie er zu „Piepen“ käme. Nachher stellt sich heraus, daß er eine Münzsammlung im Wert von mindestens 40.000 Mark besitzt.

Udo hatte noch ein ungutes Gefühl, als er Christian vor seiner neuen Wohnung absetzte. Christian muß unmittelbar danach zu den Hochhäusern getrampt sein. Um 18 Uhr wurde er im Fahrstuhl gesehen, wie er den 21. Stock wählte. Oben muß er fein säuberlich seine Kleidung abgelegt und geordnet haben – Brille oben drauf – und schon gesprungen sein. Er hat noch einen ganzen Tag – wenn auch im Koma – gelebt, trotz der 64 Meter.

Dienstag ist Heike aus der Provence zurückgekommen. Sie sah sichtlich erholt aus. Ganz anders als Udo, der, als ich ihm Christians Tod offenbarte, sofort aus der Haut fuhr und kaum zu beruhigen war, nahm Heike die Nachricht zunächst gelassen auf. Erst in der Nacht kam es über sie. Sie war voller Selbstvorwürfe. Aber sie konnte nicht mit mir darüber reden.

Diese Fähigkeit scheint ihr überhaupt abzugehen. Alle Freunde heulen sich bei ihr aus. Sie weiß also, wie man das macht, aber selbst bringt sie es nicht.

13.8.93

Heike hat sich heute beim Möbelrücken den rechten kleinen Zeh gebrochen. Fast könnte man sagen, einer der Unfälle, die mal wieder fällig waren. Glücklicherweise nur der kleine Zeh!

20.8.93

Der Verband aus Leukoplast, den der Hausarzt um den Zeh gemacht hatte, war wohl unzulänglich. Sonntag bekam sie einen Gips bis unters Knie.

Gestern hatte ich sie noch zu ihrer Psychotherapeutin gefahren. Sie kam von der wieder mit der umwerfenden Erkenntnis:

„Die Brüche liegen offenbar in der Familie.“

Das hatte sie mir schon gesagt, als wir uns kennen gelernt hatten. Kleine Reibereien gab es inzwischen schon mehrere. Heute Abend waren wir um 7½ Uhr verabredet. Kurz zuvor - wie im Roman – Riesengewitter mit Hagel und Wolkenbruch. Ich rufe an, ob ich nicht etwas später kommen soll. Sie: „Stell dich nicht so an.“

Sie bittet mich, einen Dietrich mitzubringen, da die Vermieterin die Tür zu Christians Wohnung über ihr verschlossen und den Schlüssel mitgenommen habe. Heike war der Meinung, daß sich in der Wohnung noch Dinge befinden mußten, die ihr gehörten.

Ich hatte aber meinen Dietrich nicht finden können, was sie barsch registrierte. Zusammen mit Udo, der gerade da war, versuchte sie es mit einem Draht, aus meiner Sicht nicht gerade erfolgversprechend.

Ich: „Laß mich das mal machen!“

„Natürlich kann eine Frau so etwas nicht!“

Als ich dann noch einen Rat gebe, knallt sie Zange und Draht auf die Bank, auf der sie sitzt, und humpelt (wegen des Gipses) fluchend in ihre Wohnung hinunter. Udo folgt ihr. Inzwischen stellte ich fest, daß der Draht ohnehin zu weich ist, gehe runter und sage das.

Sie reagiert weiterhin gereizt. Udo und ich gehen mehrfach rauf und runter, um Schlüssel auszuprobieren. Als sie wieder eine bissige Bemerkung macht, sage ich, daß ich mir vorhin schon überlegt hätte, ob ich nicht gleich nach Dieburg zurückkehren soll. Sie:

„Dann, bitte, kehr zurück!“

Worauf ich, ohne einen angefangenen Satz zu beenden, ins Auto steige und nach Dieburg fahre.

17.9.93

Vom 22. bis 26. August war ich in München, vom 4. bis 9. September in Koblenz, stets zwecks Dritte-Reich-Studien. Danach versuchten wir es nocheinmal miteinander.

Morgen wollte ich ein Fest im kleinen Kreis mit Freunden machen. Heike wollte nicht daran teilnehmen. Sie hätte am darauffolgenden Tag „Großkampftag“ – Therapie, eine Kundin, dann Geburtstag ihrer 97jährigen Tante und abends die erste Sitzung ihres Volkshochschulkurses.

Ich machte sie darauf aufmerksam, daß sie zwar mit ihren Freunden sehr viel mache, wobei ich fast immer mit von der Partie bin, während sie aber nahezu stets etwas vorschütze, wenn es um meine Freunde gehe. Ich habe die Auseinandersetzung nicht als schwerwiegend empfunden. Wir schliefen sogar danach miteinander.

Gerade das aber macht sie mir dann zum Vorwurf. In der Tat habe ich mich daran gewöhnt, daß es nie zu einer richtigen Versöhnung mit ihr kommt. Irgendwie war mir der Beischlaf zum Versöhnungszeichen geworden. Daß sie uns jetzt auch diese Versöhnungsmöglichkeit nimmt, macht mich tieftraurig. Paradoxerweise erklärt sie darauf, jetzt würde sie es schön finden, wenn wir miteinander schliefen. Tun wir auch.

19.9.93

Gestern sieht sich Heike ein Musical im Fernsehen an. Ich bin kein großer Freund des Fernsehens. Da sie aber das Stück unbedingt sehen will, setze ich mich ohne Protest dazu.

In dem Stück versucht eine Frau ihren Mann durch einen Selbstmordversuch zu erpressen. Heike:

„Ich find das blöd, sich durch einen Selbstmordversuch erpressen zu lassen.“

Nicht ahnend, worauf sie hinauswill, stimme ich ihr zu. Das verstehe sie nicht, fährt sie fort, warum hätte dann Didi nicht wissen dürfen, daß wir zusammen sind.

Ich stelle das richtig. In der Tat sei es in der Situation, in der sich Didi wegen ihrer Krankheit befindet, und suizidgefährdet, wie sie sei, nicht gerade menschlich, sie ohne Not mit Dingen zu konfrontieren, die für sie Aufregung und damit – wie gehabt – einen neuen Krankheitsschub, wenn nicht einen Selbstmordversuch zur Folge haben können. Erpressen lassen habe ich mich noch nie, und das habe Didi auch nie versucht. Immerhin aber zeige der Umstand, daß sie (Didi) Walter Schusters Information, daß sie (Heike) und ich zusammen sind, überall in ihrer Verwandtschaft telefonisch verbreitete, wie sehr sie das bewegt habe.

Heike hat das nicht kapiert oder wollte nicht. Sie wirft das zusammen mit dem, was sie gerade mit ihrem Vater erlebt. Nach ihren Aussagen hat sich Heike zum ersten Mal in ihrem Leben einer seiner Zumutungen (vergessen, was es war) verweigert. Prompt habe ihr Vater nichts mehr gegessen.

Ich finde das völlig unvergleichbar. In der Auseinandersetzung wird klar, daß es ihr nach wie vor darum geht, daß ich mich scheiden lasse. Daß dieses Thema vom Fenster ist, war die Grundlage dafür, daß ich mich wieder mit ihr einließ. Ich gehe darauf, diesmal allerdings nicht wortlos, sage, daß ich mich nicht wohlfühle, füge aber ausdrücklich hinzu, daß sie das nicht so mißverstehen solle, als wolle ich nichts mehr mit ihr zu tun haben.

Kaum bin ich kurz nach Mitternacht in Dieburg, ruft sie mich an, und zwar dreimal kurz hintereinander. Wie zu erwarten, bohrt sie die Auseinandersetzung in den Grund. Brücken, die man ihr schlägt, werden zerfetzt. Im zweiten Gespräch steigert sich Heike in einen Wutausbruch:

„Ich habe bisher zu Dir immer ‚lieber Mensch‘ gesagt. Ich habe meine Meinung geändert. Du bist ein Unmensch!“ Ich sage noch, daß es dann wohl endgültig mit uns aus ist, da legt sie auf.

Im dritten Telefongespräch fragt sie nach, was das heiße. Ich wiederhole, daß es endgültig aus sei. Dieser Beziehung sei die Basis entzogen. Sie heult und bearbeitet mich, das zurückzunehmen. Da ich hart bleibe, sagt sie schließlich: „Wenn du jetzt nicht kommst, nehme ich an Tabletten, was ich habe.“

Ich nehme die Selbstmorddrohung zuerst nicht ernst. Dann komme ich aber doch zu dem Ergebnis, daß da nichts auszuschließen sei, und rufe die einzige Stelle an, von der ich weiß, daß sie zu diesem Zeitpunkt mit ihr durchsprechen kann, was zu tun sei: die Telefonseelsorge. Die gibt mir den Ratschlag, noch einmal bei ihr anzurufen. Das tue ich: besetzt. Viermal in Fünf-Minuten-Abständen: ständig besetzt.

Danach fahre ich zu ihr. Sitzt sie an der Strippe und telefoniert mit dem Auwei, einem früheren Liebhaber von ihr. Ich frage Heike, was er denn nun schon wieder über mich wüßte. Nichts Besonderes, meinte Heike, nur daß ich ja bekannt dafür sei, kranke Menschen sitzen zu lassen und psychisch kaputt zu machen. Dann erfahre ich, daß die Polizei da war, um sich zu erkundigen, ob „alles in Ordnung“ sei. Da die Telefonseelsorge weder Heikes Namen noch ihre Adresse kannte, mußte unser Telefon abgehört worden sein.

Heike konnte sich kaum auf den Beinen halten. Sie hatte in der Tat Tabletten geschluckt. Allerdings nur Horvaletten – und die waren für einen Selbstmord zu schwach.

26.12.93

Ich wollte gar nicht in Heike den Eindruck aufkommen lassen, ihr Selbstmordversuch hätte irgendetwas in ihrem Sinne bewirkt. Also ging ich ihr aus dem Weg. Das dauerte bis etwa Mitte November. Dann versuchten wir es noch einmal. Mir war klar, alles, was jetzt zustande kam, hing am seidenen Faden, und schon aus dem Grunde war ich nicht sehr hoffnungsfroh. Andererseits bedeutete es schon etwas, daß ich immer wieder von neuem mit ihr anfing. Bei allen Frauen, die ich vorher gekannt hatte, war ich bei dem Abbruch der Beziehung geblieben, wenn er von mir ausging.

Arnim war ein Student, mit dem ich häufiger zusammen ein Bier trinken ging. Heike lernte ihn auch über mich kennen. Sie behandelte ihn bald, als wäre er ihr ältester Sohn. Eines Abends holten Arnim und ich Heike von ihrem Volkshochschulkurs ab und fuhren zu ihr. Sie schmuste sehr viel mit Arnim. Ich war ungewöhnlich müde und legte mich in Heikes Bett. Obwohl ich mir vorgenommen hatte, es nicht zu tun, muß ich sehr bald eingeschlafen sein.

Arnim und Heike müssen mich gestreichelt haben, Arnim am Kopf, Heike an den Füßen. Da muß ich etwas getan haben, was ich wohl noch nie tat, nämlich im Traum zu sprechen. Zumindest konnte ich mich später an nichts mehr erinnern. Ich muß zu Arnim gesagt haben:

„Laß dich ja nicht mit der ein, hinter der steht die SS!“

Heike muß in ihr Behandlungszimmer gelaufen sein. Ich wache auf und frage Arnim, wo Heike sei.

„Ich weiß nicht,“ sagt der und geht, sie suchen.

Da finde ich sie im Behandlungszimmer heulend. Ich frage, was denn los sei. Sie schluchzend:

„Du hast SS-Weib zu mir gesagt.“

„Du spinnst. Leg dich ins Bett und schlaf!“

Ich hatte ein reines Gewissen. Erst auf der Fahrt nach Dieburg bestätigt mir Arnim, daß ich tatsächlich so etwas gesagt haben muß.

10.1.94

Es ist schon ein Wunder: Was auch immer geschieht, Heike und ich finden immer wieder zueinander. Es ist mir keine Frage, sie liebt mich über alles, und ich liebe sie in einer Weise, daß ich ihr zumindest nicht widerstehen kann. Ich bekniete sie, jetzt diese Beziehung wenigstens ein halbes Jahr lang konzentriert zu pflegen, ohne irgendwelche Eskapaden, Streitigkeiten so sachlich wie möglich anzugehen, das Vertrauen, das sie mir zugestand, verdient zu haben, nicht gleich bei der nächsten Gelegenheit aufzukündigen. Irgendwo kapiert hat sie es sicher, aber ob es nützt?

10.3.94

Vorgestern Abend 10 ½ Uhr ruft mich Heike an. Wir wollten heute ursprünglich in eine Ausstellung mit Bildern von K.-H.F. In diesem Telefongespräch aber erwähnt sie wie beiläufig, daß sie Freitag früh (gestern) mit Kurt nach Köln fahre zur Premiere eines Films. Ich sage:

„Überleg dir das genau! Rechne dann damit, daß es mit uns aus ist!“

Sie fährt trotzdem nach Köln. Von den Kindern höre ich, daß das schon lange geplant war. Auch Rahel wußte schon geraume Zeit davon. Heike hatte sie sogar um Rat gefragt, was sie machen solle.

10.3.94

Heike!

Es hatte sich ja schon lange angekündigt. Über uns gesprochen hatten wir schon Monate nicht mehr, geschweige denn über Didi, die dir angeblich so ein riesiges Problem ist. Dann das Gekotze im Klo und wieder die Schmerzen in der Leistengegend.

Es war mir klar, daß ich zuletzt davon erfahren würde. Und hätte ich nicht gegen meine sonstige Art so penetrant nachgebohrt, ich wüßte es heute noch nicht. Daß du mit dem Gedanken gespielt hast, mich zu belügen, nehme ich dir ab. Nichts ist ja frustrierender als die Erkenntnis, all die Anstrengungen der Verschlossenheit wären umsonst gewesen, weil der Partner doch von Anfang an alles geahnt hat. Da ist es in der Tat inkonsequent, wenn du überhaupt etwas zugibst.

Du wehrst dich mit Händen und Füßen dagegen, daß das etwas mit deiner nicht eingestandenen Aggressivität zu tun hat: die Verschlossenheit, das Gekotze, die Schmerzen. Ich wiederhole es trotzdem. Klar, daß du dann einfach mal „heraus mußt“. Und natürlich mit diesem Typ, weil es ja sonst nichts Aggressives an sich hätte. Da erinnerst du dich dann plötzlich an ein Versprechen, das du mal gegeben hast, und vergißt, daß Versprechen über das Ende einer Beziehung hinaus noch nirgendwo Gültigkeit hatten, vergißt vor allem die Nacht, da du vor eben diesem Typ die Flucht ergriffst, meinen Bruder und mich aus dem Schlaf wecktest und immer wieder schworst, du werdest mit diesem Kurt nie wieder etwas zu tun haben. Aber was sind schon Schwüre gegenüber Versprechen, die man einem Ex-Geliebten gemacht hat!

Mein Bruder hatte schon recht, als er die Hohlheit und Brüchigkeit der Gründe deines plötzlichen Auftauchens in Dieburg aufdeckte. All das hättest du binnen kurzem vergessen. Natürlich hast du auch vergessen, daß du, als der Walter Schuster dir entsprechendes vorgaukelte, plötzliches Interesse an mir fandst, das dann ebenso schnell erlahmte, als sich alles als Seifenblase entpuppte. Nur bei so viel Vergeßlichkeit kann man nichts an dem Selbstwiderspruch finden, daß du von mir ein Vertrauen verlangst, von dem du mir nicht

einen Funken entgegenbringst. Ich habe dich gewarnt: Fahr nicht mit dem Kurt nach Köln zur Premiere des Films. Trotzdem!

Nein, Heike, ich habe das restlos satt. Leider kann ich immer nicht glauben, daß all das Schöne, was ich erlebte, Illusion war. Aber jetzt gibt es einfach keine andere Möglichkeit mehr. Ich weiß, daß ich dich damit endgültig diesem Typ in die Arme treibe. Aber dieses Spiel ist unter meiner Würde. Und vor allem würde ich durch erneute Nachgiebigkeit nur alles verschlimmern.

Wenn du trotz dieses Briefes bei mir noch auftauchen solltest, interpretiere ich das als Gewalttätigkeit und reagiere entsprechend. Ich würde dir empfehlen, das ernst zu nehmen.

Auf Nimmer-Wiedersehen

Paul

Nachträgliche Zwischenbemerkung

Wir sahen uns noch einmal wieder. Anfang Juli 1994. Mein Bruder war zu Besuch. Wir wollten in einem Lokal essen gehen, das wegen der Sommerhitze die Fenster geöffnet hatte. Heike mußte unsere Stimmen schon durch die offenen Fenster erkannt haben. Auch bemerkte ich sehr wohl, daß jemand rechts vom Eingang mit dem Kopf auf dem Tisch lag, hatte das aber nicht zu mir in Bezug gebracht. Wir setzten uns an den Tisch gegenüber.

Nach einer Weile erhob sich der Kopf und strahlte mich an. Der ältere Herr bei ihr – wie ich später erfuhr, ein Verwandter – schien sie darin zu bestätigen. Heike kam zu unserem Tisch und fragte nur: „Nein?“ – Ich sagte: „Nein.“ Sie kehrte zu ihrem Tisch zurück. Kurz darauf brach sie mit dem Verwandten auf.

12.10.94 Heute wurde Heike beerdigt.

Vor drei Wochen stürzt Heike die drei Treppen hinter der Haustür ihrer Wohnung ins Freie, bricht sich den 7. und 9. Wirbel, schleppt sich ans Telefon und ruft irgendjemanden an, der eine Sanka alarmiert. Unfallklinik. Bis Sonnabend bei vollem Bewußtsein. Dann epileptische Anfälle. Die Augen treten heraus, bewußtlos.

Erst Sonntag Abend danach ruft mich Heikes Freundin Rahel an. Inzwischen steht fest, daß Heike niemals wieder zu Bewußtsein kommen wird. Blutgerinnsel im Mittelhirn. Intensivstation. Apparate über Apparate halten sie künstlich am Leben. Als Nicht-Verwandter werde ich nicht zu Heike gelassen. Erst vorigen Freitag halb sieben abends gelingt es mir, zu ihr vorzustoßen. Das Blutgerinnsel führte die von mir befragte Ärztin nicht auf den Unfall, sondern auf „Alkoholismus“ zurück. Als Psychologe durchschaue ich das sofort als Abwehrdiagnose. Wird wohl eher ein Kunstfehler vorgelegen haben.

„In diesem Zustand kann sie noch gut ein Jahr oder mehr zubringen,“ fügte sie hinzu. Als die Ärztin und ich die Intensivstation betraten, kam uns eine Krankenschwester entgegen mit dem Finger auf dem Mund. Heikes Mutter, die offenbar die ganze Zeit an Heikes Bett verbracht hatte, war auf ihrem Stuhl eingeschlafen und schnarchte.

Heike war kaum wiederzuerkennen. Tausend Schnüre führten in sie hinein oder heraus. Unregelmäßig piepsende Geräusche. Telefon, leise. Die Ärztin geht hinaus. Plötzlich die Krankenschwester:

„Oh, das wird mein Freund sein!“

Heikes Mutter schnarcht weiter. Die Schnüre, denke ich, man müßte sie... Mehrere Minuten starre ich sie gelähmt an. Dann ergreife ich die Flucht. Der Gedanke löst sich trotzdem nicht von mir. Heike ist um 19.15 Uhr gestorben. Irgendwo fühle ich einen erleichterten Neid auf Menschen, die ihre Gedanken spontan in Handlungen umsetzen können.

Ich Sorge dafür, daß Montag früh folgendes Gedicht in Kursivdruck und ohne Trauerrand neben der Todesanzeige für Heike erscheint.

Heike

Wenn wir Sorgen hatten,

warst du für uns da.

Wenn wir uns einsam fühlten,

*fanden wir bei dir Geborgenheit und Wärme.
 Wenn wir uns am Ende glaubten,
 wusstest du, wie es weiter ging.
 Mensch warst du uns wie sonst niemand!
 Jetzt, da ein Unfall
 Dich aus unserer Mitte riß,
 fragen wir: Warum gerade du?
 Wie gern hätten wir
 Noch unsere Sorgen,
 unsere Einsamkeit,
 unsere Ohnmachtsgefühle,
 wenn nur du noch lebstest,
 du Mensch!
 Deine Freundinnen und Freunde*

Zur Beerdigung kamen nach Aussagen des Pfarrers so viele Leute, wie er noch nie bei einer Trauerfeier erlebt hatte. Am Grab begegnete ich Auwei. Ich fiel ihm um den Hals und weinte. Wohl eine Art Übersprunghandlung. Abends nach der Beerdigung Anruf von Didi. Heult. Ihr ginge es so schlecht. Sie käme nicht allein vom Klo hoch. Als ich ruhig und bestimmt darauf bestehe:

„Heute kann ich auf keinen Fall“,

„... dann nehme ich mir halt das Leben.“

und knallt auf. Ich bin eigentümlich gefaßt, rufe bei einem Nachbarn an, der sich zur Zeit sehr viel um Didi kümmert. Er kennt Didi schon so gut, daß er meint: „... wird wohl nichts Ernsthaftes sein.“ Der Krankheitsverlauf sei allerdings in letzter Zeit negativ. Außerdem provoziere Didi ständig Streitigkeiten mit ihm und anderen Hausmitbewohnern. Ob ich denn schon mal

an eine langfristige Lösung gedacht hätte. Irgendwie prallt die Frage an mir ab. Ob er vielleicht mal Didis Bruder fragen soll. Mein „ja, ja“ hatte einen deplatzierten Tonfall.

Wie mir das 72. Lebensjahr vorhergesagt wurde

Es war dunkel in der Kneipe, in die der Fachleiter Johannes Bahr uns (immerhin ca. 80 Referendare) im Winter 1969/70 geladen hatte. Es war eine Kneipe in einem Ort an der Ostsee, wohin uns Bahr für eine ganze Woche entführt hatte, um unserer Lehrerausbildung den letzten Schliff zu geben. Er wusste nicht, dass ich es nicht mochte, im Mittelpunkt zu stehen. Beim Essen setzte er sich regelmäßig neben mich und verwickelte mich in ein Gespräch. Seine skurrile Art kam bei uns an. Wer in seinem Sinne etwas Sinnvolles zur Tagung beigetragen hatte, dem warf er einen Bonbon zu. Manchmal begleitete er das mit einer Entschuldigung von der Art:

„Eine veraltete Didaktik. Ich weiß“.

Manchmal las er uns kommentarlos Passagen aus einem Lehrbuch des 19. Jahrhunderts vor, in dem z.B. betont wurde, dass das Frauenhirn leichter sei als das der Männer und daraus Schlüsse gezogen wurden wie den der mangelnden Intelligenz. Das kam nicht nur bei den Frauen an. Es amüsierte auch die Männer.

In der Kneipe abends beim Bier packte Bahr einen Stapel Spielkarten aus und fragte mich vor allen Anwesenden ganz direkt:

„Haben Sie nicht Lust, sich die Zukunft von mir vorhersagen zu lassen?“

Klar, obwohl ich das für Hokuspokus hielt. Ähnlich wie Lottospiel, an dem ich mich nie beteiligte, anfangs ohne Kenntnisse auf dem Gebiet der Wahrscheinlichkeitstheorie.

Auf dem Hamburger Dom – wie man dort einen Jahrmarkt nennt – hatten mich einmal Freunde dazu überredet, mich von einer hexenmäßig aufgetakelten Dame aus der Hand lesen zu lassen.

„Das gibt es doch nicht! Sie hätten ja schon längst tot sein müssen“,

entfuhr es der Handleserin spontan nach einem Blick auf meine Lebenslinie, geriet dann aber ins Stottern und revidierte ihre Meinung. Ich weiß nicht mehr, was sie mir danach noch weisagte.

Bahr hatte mir ruckzuck die Karten gelegt und schaute mir dann minutenlang wortlos in die Augen. Bahr wusste, dass ich mir die Option für eine Hochschullaufbahn offen gelassen hatte.

„Sie werden nie mehr verdienen, als irgendjemand hier“:

Da die Teilnehmer des Kurses sich alle zum Studienrat ausbilden lassen wollten, Professoren an der Universität aber im Schnitt ein Mehrfaches von dem verdienten, hieß das: Du wirst entweder Studienrat oder an der Uni höchstens Mittelbauer, jedenfalls nicht Professor. Keine zwei Jahre später war ich Akademischer Rat, also Mittelbauer an der Uni, bewarb mich zwar auf viele Stellen, hatte auch – wie an anderer Stelle ausgeführt – große Aussicht, Professor zu werden, wurde es aber nie. Dass Bahr selbst einiges dazu beitrug, dass diese Vorhersage sich erfüllte, steht auf einem anderen Blatt.

„Sie werden heiraten.“

Naja, dachten sich vermutlich auch die meisten Zuhörer. Meine Freunde allerdings kannten meinen mangelnden Respekt vor Institutionen wie der Ehe und vor Ritualakten wie dem Heiraten. Bei Kenntnis meiner Anschauungen gehörte schon Mut dazu, mir derartiges vorherzusagen. Aber nach zweieinhalb Jahren war ich tatsächlich verheiratet.

„Ihre Frau wird schwer krank sein.“

Meine Frau, die ich erst eineinhalb Jahre später kennen lernte, war in der Tat mit ihrer multiplen Sklerose sogar schwerstkrank.

Bahrs Vorhersage schloss:

„Sie werden nicht älter als 72.“

Ich habe diese Weissagungen damals nur mit einem Lächeln quittiert. Immerhin behielt ich sie im Gedächtnis. Ich dachte sogar an meinem 73. Geburtstag daran. In dem Alter, in dem die meisten Zeugen dieser Szene waren (Ende 20), dachte man vermutlich: Daliegt ja noch der größte Teil seines Lebens vor ihm. Ich aber dachte: Adenauer wurde erst mit 73 Kanzler, da begann sein wichtigster Lebensabschnitt. Und so früh sollte ich schon tot sein?

An allen Vorhersagen war etwas, was man mit späteren Ereignissen verbinden konnte, die sich als Erfüllung interpretieren ließen. Selbst in die magische 72 konnte ich manches hineinsehen. War doch Franziska, meine über alles geliebte Lebenspartnerin, in meinem 72. Lebensjahr gestorben. Und das war, wie wenn ich gestorben wär. Wenige Monate später folgte die Prostata-Operation, kurz darauf der Herzinfarkt. Ich habe trotzdem meinen 73. Geburtstag wie

fast alle vorhergehenden nicht gefeiert. Von Vorhersagen und Weissagungen halte ich nach wie vor nichts, zumindest wenn sie nicht auf wissenschaftlich exakten Expertisen basieren. Davon haben mich auch die scheinbaren Erfüllungen nicht abgebracht. Horoskop-gläubige kann und will ich nicht bekehren. Sie sollten aber wenigstens die auch sonst lesenswerte Kurzgeschichte >Das Horoskop< in meinem >GIFT-Schrank< zur Kenntnis nehmen. Sie beruht auf einer wahren Geschichte:

<http://homepages.uni-tuebingen.de/gerd.simon/aphorismen.pdf>

Die Vorhersage in Bezug auf mein Gehalt, meine Heirat und die Krankheit meiner Frau waren zu allgemein, als dass die Wahrscheinlichkeit ihres Eintretens nicht von vornherein sehr hoch gewesen wäre. Sie unterscheiden sich nicht grundsätzlich von der Vagheit von Horoskopen in der Zeitung. Um genauer zu werden für alle Horoskop-Gläubigen: Da zumindest ein Teilnehmer der Szene später Ordinarius wurde, war der Vergleich meines zukünftigen Gehalts mit dem der anderen nicht zutreffend. Der Zeitpunkt meiner Heirat war nicht angegeben, hätte also im hohen Alter liegen können. Die vorhergesagte Krankheit meiner Frau hätte auch ein Schnupfen sein können. Die scheinbar konkrete Weissagung meines Todes im 72. spätestens im 73 Lebensjahr war insofern auch sehr allgemein, als 72 bzw. 73 nur ein terminus ad quem war, der dazu noch im Bereich der normalen Lebenserwartung lag.

Und hatte nicht auch die Handlerson vom Hamburger Dom in gewisser Weise recht? War ich nicht mit zweieinhalb Jahren schon aus drei Meter Höhe „auf den Kopf gefallen“, wäre also normalerweise schon tot gewesen?

Ich habe in meinem Leben sicher sehr viel durchgemacht. Ich fühle mich trotzdem heute, da ich das in meinem 75. Lebensjahr schreibe, wie seinerzeit Adenauer in diesem Alter, nur ohne Amt und Würden und also weitaus freier und selbstbestimmter. Das schreibe ich, obwohl ich seit meiner Pubertät gelernt habe, täglich mit meinem Ableben zu rechnen.

Sterben auf Probe

In meinen Unterlagen finde ich einen Eintrag, wie ich ihn früher als Ausgangsnotiz für mein Tagebuch verwendete:

Sa 23.1.2010 2h nachts

Gestern gegen 19h Abendessen.

(Pasta mit Hack + Champignons, stammen aus der Dose (Marke „Gemüseküche“, also angeblich aus kontrollierten Anbau) + Nudeln.

Ich habe mir danach die Hände gewaschen. Dann nur noch eine Bio-Feige gegessen (wie in letzter Zeit häufiger). Als ich mir die Augen reibe, hinterlässt das eine Reizung, die aber allmählich vergeht. Kann aber nur an der Feige gelegen haben.

Schon morgens hatte ich einen Hitze-Anfall. Vor allem der Kragen meines langärmeligen T-Shirts erschien mir zu eng. Ich zog alles aus bis auf das Unterhemd. Dann verging das allmählich. Abends nach dem Essen und der Augenreizung wieder Hitze-Anfall mit Übelkeit. Ungewöhnliche Geräusche im oberen Bauch. Rülpsen, aber nicht Erbrechen. Fieber gemessen: 36,9°.

Höre mein Herz schlagen. Herzrhythmusstörungen habe ich seit der Kindheit. Jetzt höre ich sie auch, aber mir erscheint das verstärkt und häufiger. Gähnen, aber nicht einschlafen können.

So etwas passiert natürlich immer am Wochenende. Da die Symptome aber schon am Sonnabend abklingen, setzte wieder das Selbstberuhigungsprogramm ein: "War wohl nichts." Da ich aber am Montag ohnehin in der Nähe meines Hausarztes zu tun hatte, kehrte ich - wie ich dachte - kurz bei ihm ein. Der Arzt weilte aber im Urlaub. Seine Vertretung war eine Ärztin. Die checkte mich kurz durch und fand nichts Auffälliges, sagte lediglich eher nebenbei: Nur der Puls ist etwas hoch. Vielleicht gehen Sie noch einmal zu einem Kardiologen. Hier um das Häuserock herum gibt es einen." Ich dachte: "Na ja, kann ja nicht schaden," sagte aber zu der Ärztin in einem Anfall mir sonst eher fernliegender Galanterie: "Das liegt doch nur daran, dass Sie so schön sind".

Als ich in das Wartezimmer des Kardiologen eintrat, saßen da in einem engen Raum, vielleicht 15m², ca. zwei Dutzend Personen dicht gedrängt. Die Fenster dicht verschlossen. Nach einer Minute wurde mir schlecht. Ich ging zu der Arzthelferin am Empfang und erklärte ihr:

"Ich gehe jetzt nach Hause."

Die Arzthelferin aber meinte:

"Warten sie doch einen Moment. Da kommt gerade Dr. V."

Der machte bei mir ein EKG und, als auch das nicht auffällig war, eine Ultraschall-Analyse. Während er letztere auswertete und ich schon wieder auf dem Sprung nach Hause war, kam eine frühere Sekretärin des Seminars, an dem ich seinerzeit tätig war, dazu:

"Was machen Sie denn hier?"

Sie, die im Seminar wie ich inzwischen altersbedingt pensioniert worden war, verdiente sich bei dem Kardiologen offenbar ein Zubrot. Da kam letzterer aufgeregt aus seinem Zimmer:

"Sie haben einen Herzinfarkt! Ich habe schon einen Notarzt bestellt"

"Aber", versuchte ich einzuwenden, "Ich muss doch erst einmal mein Auto nach Hause fahren."

Der Kardiologe:

"Sie haben absolutes Fahrverbot!"

Wie immer, wenn etwas besonderes in meinem Leben passierte, war bei mir alles auf Gelassenheit geschaltet. Auf der Pritsche im Notarztwagen machte ich, wie wenn alles normal war, scherzhafte Bemerkungen. Allerdings lachte da keiner.

In der Klinik schob ein Oberarzt ein Katheter in der Hauptader von der rechten Leiste bis ins Herz vor. Ich konnte das auf dem Monitor verfolgen. Während ich, der ich berufsbedingt immer mindestens zwei alternative Interpretationen zu einem Geschehen im Kopf habe, zuvor es zumindest für möglich hielt, dass man mir als Laien auch leicht etwas andichten könnte, begann mich eine offenkundige Engstelle in einer Nebenader im hinteren Herzbereich auf dem Monitor zu überzeugen, dass da wirklich was war.

"Und schauen Sie hier," unterbrach der Operateur kurz seinen Versuch, mir in dieser Nebenader einen Stent zu legen, "da ist noch eine Engstelle. Da müssen Sie schon einmal einen Herzinfarkt gehabt haben. Leider müssen Sie in den nächsten Tagen nochmals ran."

Auf der Intensivstation betreute mich eine Ärztin, die auch später als Stationsärztin für mich zuständig war. Sie hatte offenbar die Aufgabe, mich wach zu halten, bzw. sie war wohl dazu da, sofort zur Stelle zu sein, wenn es mit meiner Körperlichkeit zu Komplikationen käme. Kam aber nicht. Sie fragte mich anfangs gründlich aus. Erst als sie nach Stunden die Erfahrung machte, die Ausländer schon früh mit mir gemacht hatten: "A talkative man!" - sie hatte inzwischen von mir mehr erfahren, als irgendein Mitarbeiter im Laufe meines Lebens -, kehrte sich das allmählich in Desinteresse um. Sie war ca. Mitte 20 und das, was in etwa dem entsprach, was uns Schülern in Caesar-Texten als mulier crassa begegnet war und mit "das dralle Weib" zu übersetzen hatten. Alle meine Geliebten im Laufe meines (zum Zeitpunkt meines Herzinfarkts) 72jährigen Lebens gehörten zu diesem Typ eher voller als schlanker Frauen. In dem Gutachten über mich attestierte sie mir später "einen adipösen Ernährungszustand" als einen der Ursachen für meinen Herzinfarkt. Ich machte sie darauf aufmerksam, dass man so etwas wie eine "fettleibige" (deutsch für "adipös") Ernährung (auch einen Ernährungszustand) eigentlich zu den Stilblüten rechnen müsse. Adipös könne nur ein Lebewesen sein, keinesfalls Ernährung oder ein Ernährungszustand. Diese könnten nur die Ursache der Fettleibigkeit sein. Aber auch in dem späteren Gutachten behielt sie die Stilblüte bei. Sie machte sogar hinfort einen deutlichen Bogen um mich und ließ sich notorisch verleugnen, wenn ich sie über die Krankenschwester um Rücksprache bat. Eine Klinik-Nachbehandlung kam trotz vieler Anläufe meinerseits nie zustande. Ich schob das auf ihre Arbeitsüberlastung, obwohl mir das nur bei den Krankenschwestern ins Auge sprang, die zeitweise auch tagsüber mehr als vier Dutzend Patienten zu betreuen hatten.

Auf der Intensivstation lag übrigens neben mir eine Dame, die vielleicht zehn Jahre jünger war als ich. Männlein + Weiblein können da, belehrte mich die junge Ärztin, durchaus in einem Zimmer liegen. Diese Dame war aus der Tropenlinik überwiesen worden. Sie kam aus dem Amazonas-Gebiet und hatte dort einen Deutschen geheiratet, der jetzt an ihrem Bett saß. Sie hatte sich in Brasilien eine seltene Tropenkrankheit zugezogen. Diese hatte inzwischen das Herz erfaßt. Da sei es um Leben und Tod gegangen. Inzwischen wirkte der Ehegatte aber erleichtert. Anscheinend war das Schlimmste überstanden. Ich hatte zuvor überhaupt keine

Ahnung, wie unterschiedliche Gestalt und Ursachen Herzkrankheiten haben können. Hier bekam ich eine erste Ahnung davon.

Auf der Station lag in meinem Zweibettzimmer neben mir zunächst ein etwa 10 Jahre älterer Herr, der nicht nur den soundsovielten Herzinfarkt hinter sich hatte, sondern auch noch an Lungenkrebs litt. Er war an eine komplizierte Apparatur angeschlossen, die rhythmische, aber unregelmäßige Töne von sich gab. In meinen Träumen bildeten diese die Begleitung zu einer Musik, die ich passend dazu komponierte und alsbald in der Hamburger Musikhalle präsentierte. Solche Kompositionsträume hatte ich in dieser Zeit häufiger.

Alsbald gewann eine meiner alternativen Geschehensdeutungen Konturen. Da die Krankenschwestern offensichtlich in dieser Station ihrer Aufgabe nicht mehr gewachsen waren, taten sie leichte Fälle wie mich - ich war alsbald nur der "Edel-HI"; HI deutete ich als Herzinfarkt - mit schwersten in ein Zimmer. Jedenfalls habe ich immer mehr ausgeholfen, war also so eine Art inoffizieller und unbezahlter Sub-Krankenpfleger.

Nachdem der Herr neben mir wegen einer weiteren Komplikation wieder auf die Intensivstation verlegt worden war, wurde ein Kasache mit deutschem Namen sein Nachfolger. Er hatte in Kasachstan eine Deutschstämmige geheiratet und die dortige Möglichkeit wahrgenommen, den deutschen Namen seiner Frau tragen zu dürfen. Er war von Haus aus Informatiker - brachte auch den Tag im Bett stets mit seinem Laptop auf den Knien zu -, verdiente aber hier in Deutschland sein Geld als Fernfahrer. An sich war er ein leichter Fall wie ich, war aber wohl für die meisten Zimmergenossen darum schlecht gelitten, weil er nachts nicht nur unregelmäßig schnarchte, sondern auch Aussetzer hatte, die minutenlang dauern konnten und danach in eine laute Explosion mündeten.

Irgendwann vor Jahren las ich einmal eine >Kulturgeschichte des Ablebens<, die ich in meiner Bibliothek jetzt nicht mehr finden kann. Da wurde viel Lustiges zusammen getragen. Es kann auch sein, dass ich das von meinem Freunde Jürgen Jonas habe, der solche Sachen zu sammeln pflegt. Hier nur eine Auswahl aus der Erinnerung heraus.

Schon im 18. Jahrhundert wird berichtet, wie der Verfasser eines Lexikons über dem Artikel "Leiche" verstarb. Heine hätte - ich habe das nicht überprüft, weil ich häufig genug vorhatte,

Paris und sein dortiges Grab zu besuchen, aber nie über Straßburg und Lyon hinaus kam - verfügt, dass auf seinen Grabstein gemeißelt wurde:

"Hier ruhen meine Gebeine.

Ich wünschte es wären deine."

Marc Twain habe einer Zeitung telegraphiert:

"Die Nachricht von meinem Tode ist stark übertrieben".

In Tucholskys berühmter >Weltbühne< konnte man die Wiedergabe einer Lichtreklame in New York lesen:

"Why live - if you can be buried for 10 Dollars only?"

Überhaupt haben die Amerikaner eine eigene Art von Humor, wenn es um den Tod geht. Ich erinnere mich an ein Buch mit dem Titel:

"The American Way of Death."

Ein Buch über die Geschäftemacherei von Beerdigungsinstituten.

In Amerika gibt es offenbar noch heute professionelle Nachrufredakteure. Nachdem es in diesem Land der unbegrenzten Möglichkeiten Mode wurde, im Testament zu verfügen, dass man zu seiner Bestattung keine der Beerdigungsfirmen und Leichenkosmetiker heranziehen dürfe, also eine Art von Totenstreik, gab es Zeitungsartikel von der Art:

"Sargindustrie kämpft ums Überleben."

Woody Allen soll ungefähr gesagt haben:

"Ich kenne keine Angst vor dem Tode, ich möchte nur nicht dabei sein, wenn es passiert".

Kommentar aus meiner Erfahrung heraus: Der an sich durchaus von mir geschätzte Mr. Allen hat offenbar nie geliebt bzw. ist vor seiner Geliebten gestorben. Sonst hätte er noch andere Möglichkeiten ins Auge gefasst, wo er nicht dabei sein wollte, Ereignisse, die einem schlimmer vorkommen können als bei seinem eigenen Tode dabei sein zu müssen.

Franziska und ich waren wenige Jahre vor ihrem Tode Zeuge einer Feier eines Bestattungsinstituts am Nebentisch eines Lokals, in dem wir unser Abendessen einnahmen. Da ging es hoch her, auch mit makabren Witzen über Bestattete, wie sie wohl nur übertroffen werden von den Witzen von Ärzten über Kranke. Nach einer Weile kam ein junger Mann in den 20ern an unseren Tisch, offenbar der Chef der Bestattungsfirma, übrigens ziemlich betrunken, und entschuldigte sich bei uns: Es sei ihm furchtbar peinlich. Pietät und Respekt stünden bei ihrem Beruf eigentlich an erster Stelle. Aber sie hätten da bei der Bestattung heute gerade so Komisches erlebt, was sie natürlich mit Leichenbittermiene haben über sich ergehen lassen müssen, und jetzt sei der Staudamm einfach gebrochen. Wir signalisierten Verständnis und fragten nicht weiter nach. Tags darauf lasen wir in der Zeitung von dem Tode eines offenbar sehr reichen Mannes unserer Stadt. Nichtsdestoweniger habe ich jetzt den mir schon zuvor unbekannt Namen wieder vergessen.

Ja, auch an den Tod taste ich mich hier also umwegelagerisch heran. Seit meiner Pubertät war der Tod mir trotz meines Selbstmordversuchs in unterschiedlichen Facetten ein unheimlicher Unbekannter geblieben und so wird es wohl auch die kurze Zeitspanne sein, die mir als jetzt 75jährigen noch bleibt. Schon damals in der Spätpubertät hatte ich Bergengrüns >Tod von Reval< mit Vergnügen gelesen. Aber frühzeitig war mir klar: Humor ist nur ein sehr dünner Firnis über einem Abgrund. Allerdings gilt auch: Ohne diesen Humor stürzt man in diesen Abgrund. Ich liebte Franziska wie ich sonst niemanden liebte, auch weil ich mir in einer Hinsicht nichts vormachte: Hinter ihrem strahlenden Humor war ein Riesenabgrund.

Also der Herzinfarkt kam bei mir an wie eine Art Sterben auf Probe. Aber was war mit dem Herzinfarkt, den ich davor schon einmal gehabt haben sollte und der der Anlass dafür war, dass mir jetzt ein zweiter Stent gelegt wurde, diesmal sogar vom Chef persönlich.

Natürlich stocherte ich in meinem Erinnerungsschatz herum, wann zum Teufel ich denn den anderen Herzinfarkt gehabt haben könnte. In jüngster Vergangenheit, da war ich mir sicher, auf keinen Fall. Ich ging Erinnerungsschicht um Erinnerungsschicht rückwärts durch. Nichts. Wirklich rein gar nichts.

Im Alter muss man ja damit rechnen, dass sogar wichtige Erlebnisse einfach weg sind. Also schlaf mal drüber, sagte ich mir. Ich schlief mindestens hundert Nächte drüber. Dann immerhin so etwas wie ein Silberschatten.

Es war im Spätstadium meiner Ausbildung, ich hatte mit einem Seminar meines hochgeschätzten Professors für Literaturwissenschaft Karl Ludwig Schneider zu tun. Schneider war im 2. Weltkrieg im KZ gewesen und hatte sich da eine Krankheit geholt, an der er später auch sterben sollte. Er war Spezialist für den expressionistischen Dichter Georg Heym, dessen Nachlass er in Israel aufgetrieben hatte und nun herausgab. Ich hatte während meines Studiums eine profunde Ausbildung in Editionstechnik erhalten. Heym war für mich eine Herausforderung, nicht nur als Dichter, sondern auch als editionstechnische Aufgabe. Von seinen Gedichten waren von den ersten Wortfetzen, denen man, wenn man nicht wusste, zu welcher Endfassung sie gehörten, bei aller Fantasie kaum hätte angemerkt, dass sie auch nur einen Beitrag zu einem seiner eigentümlich in ein starres Korsett gepresstes, zum Platzen prall von Leben und Tod gefülltes Gedicht liefern konnten.

Seinem Vater zuliebe oder weil der das so wollte, hatte Heym in Jura seinen Doktor gemacht. kaum hatte er die Urkunde in seiner Hand, malte er über diese quer derartige Wortfetzen. Die Geschichte der Entstehung eines Gedichts von den ersten Wortfetzen bis zur Endfassung war bei keinem anderen Dichter so minutiös zu rekonstruieren. Mich faszinierte das aber auch, weil so auch meine Gedichte entstanden. Ich hatte in diesem Seminar die heikle Aufgabe übernommen, über einen Verriss der Publikationen des Seminarleiters Schneider über Georg Heym durch einen - wie ich erst später ermittelte - NS-belasteten Habilitanden zu referieren. Sogar der >Spiegel< hatte über dessen Elaborat berichtet, und zwar pro Kritiker. Für einen Referenten wie mich, heikel und undankbar. Denn wie man es auch anstellte, ob man nun Schneider oder seinem Gegner recht gab, und wie auch immer differenziert und textnah argumentierend, da war zwischen allen hier aufgestellten Fettnäpfchen eigentlich gar kein Platz, wo man hätte hintreten können. Entweder man trieb dem Professor die Zornesröte ins Gesicht oder selbst diesem drang sich auf, dass man ein Schleimer war.

In der mir seinerzeit keineswegs fremden Selbstüberschätzung glaubte ich, das Problem trotzdem lösen zu können. Es kam aber viel komplizierter. Vierzehn Tage vor dem Termin eröffnete mir Schneider, ich müsse meinen Vortrag schon eine Woche früher bringen. Die Dame, die an sich die Seminarsitzung vor mir gestalten sollte, hatte einfach erklärt, sie werde bis dahin nicht fertig und der Herr Simon schaffe es doch mit links usw. Schneider wusste sich wohl nicht anders zu helfen, als dass er dem Wunsch der Dame nachgab. Und in meiner Selbstüberschätzung sagte ich: Ich kann es ja mal versuchen.

Ich hatte bis zu dem Zeitpunkt keinen einzigen Satz zum Thema verfasst. Aber ich hatte ja schon einmal eine Seminararbeit in einer Woche über die Bühne gebracht, eben die über Erasmus von Rotterdam, über die ich in einem Kapitel dieses Opus schon schrieb.

Marathon-Leistungen habe ich auch später noch vollbracht. Aber die waren stets durch Stunden Tiefschlaf unterbrochen, also keine echten Marathon-Leistungen. Jetzt aber arbeitete ich zweieinhalb Tage in eins durch. Ich erinnere mich auch nicht, ob ich in dieser Zeit etwas gegessen geschweige denn getrunken habe. Dann schlief ich über der Schreibmaschine ein und beobachtete mich - ganz wie die Thanatologie es beschrieb, ein Fach, das sich wissenschaftlich gab, das ich aber schon wegen dieser Erlebnisse nie ernst nahm -, aus vielen Metern Höhe, wie ich da vor mich hin schnarchte. Zugleich registrierte ich massive Herzrhythmus-Störungen.

Herzrhythmus-Störungen waren mir keineswegs fremd. Ich war gleichsam mit diesem Stottermotor in der Brust aufgewachsen. Aber die äußerten sich bis dahin und später nur gelegentlich als Extrasystolen, wie der Arzt es nannte, und als relativ normal deklarierte, jedenfalls nicht sonderlich beunruhigend. Jetzt aber stolperte das Herz ohn Unterlass. Und als ich aus diesem Zustand nach vielen Stunden wieder zu mir zu kommen glaubte, waren diese andauernden stolpernden Gefühle in der Brust immer noch da. Das also musste mein erster Herzinfarkt gewesen sein. Nichtsdestoweniger tippte ich das Referat zu Ende und reichte es dem Professor termingerecht ein. Es war an sich ein Seminar mit relativ wenigen Teilnehmern, aus der Erinnerung heraus würde ich sagen: nicht einmal ein Dutzend. Damals gab es an der Uni noch keine Gruppenarbeit. Die einzelnen Themen wurden zwar im Zweifelsfall an mehrere Bewerber vergeben. Diese traten aber als Konkurrenten gegeneinander an. Ich habe sogar Referate gehalten, um die sich 13 Teilnehmer beworben hatten. In dem Seminar, von dem hier die Rede ist, waren aber die meisten Themen nur einmal besetzt, so das der oben erwähnten Dame. Zu meinem Thema aber gab es einen Konkurrenten. Da dieser neben dem Studium als Nachrichtensprecher im NDR tätig war, hatte Schneider ihn offenbar gar nicht gefragt, ob er mit der Dame ebenfalls bereit war, den Termin zu tauschen. Es kann auch sein, dass er von meinem Konkurrenten nicht allzu viel hielt. Auch ich sah in ihm keinen ernstzunehmenden Konkurrenten. Gesprächen über unser Thema entnahm ich, dass er offenbar in den Grundkursen geschlafen hatte. Jedenfalls schien er nicht einmal die systematische Ermittlung der Literatur zum Thema zu beherrschen.

Als dann die Sitzung kam, auf der ich das eingereichte Referat hielt, wurde dieser Konkurrent doch ein Problem. Ich habe bei dem Vortrag kaum einen einzigen Satz zum Abschluss bringen können, ohne dass mich der Konkurrent mit aggressiv formulierten Vorwürfen unterbrach. Wenn ich etwas zur Verteidigung vorbringen wollte, unterbrach er mich wieder usw. Dabei hatten seine Eruptionen nichts sonderlich Sachdienliches, lagen sogar - wie Schneider mir in einer Nachbesprechung zugestand - an der Grenze der Vernunft. In der Sitzung hatte Schneider meinen Kritiker zwar mehrfach zur Ordnung gerufen. Das war aber absolut wirkungslos. Man hätte ihn mit Polizeigewalt aus dem Seminar werfen müssen. Für alle Beteiligten war die Sitzung jedenfalls verlorene Zeit.

Und dafür hatte ich nun zweieinhalb Tage lang meine Gesundheit aufs Spiel gesetzt. Ich zog daraus sehr schnell die Konsequenz, mich nie wieder so zu engagieren. Es kam hinzu, dass ich auch einen engen Mitarbeiter Schneiders als Ellenbogenmenschen ausgemacht hatte. Und solchen Menschen bin ich stets - wenn es irgend ging - aus dem Weg gegangen. Da war ja noch das Angebot meines alten Namensvetters. Also kehrte ich zu alten Studien im Bereich der Mediävistik zurück. Schneider selbst hat mich dann noch gebeten, Passagen aus meinem Referat in einer Rezension der Habilitationsschrift seines Kritikers zu verwenden, was ich natürlich gut fand. Meine geänderten Zukunftspläne aber beeinflusste das nicht.

Am Tag nach dem Referat schleppte ich mein Stolperherz zu meinem Hausarzt. Dieser zog einen Kardiologen heran. Der fand mein EKG auffällig, mein Hausarzt war anderer Meinung und entschied dann, dass ich zur Beobachtung ins Krankenhaus sollte.

Zuvor schickte er mich aber zu einem Internisten, der meine Schilddrüse untersuchen sollte. Mit einer seiner Mitarbeiterinnen verstand ich mich auf Anhieb. Sie sah in mir wohl, was in der Folge überzufällig häufig geschah, einen Simulanten. Das war ja von meinem Namen aus auch nicht sonderlich weit gelegen. Wir lachten viel. Dann bekam ich ein Mundstück eines ziemlich großen Geräts ins Gesicht gesteckt mit der Bemerkung, dass jetzt Schluss ist mit dem Scherzen und Entspannungtheit angesagt sei. Meinen Mundwinkeln entnahm sie aber bald, dass mir weiterhin zumindest zum Grinsen zumute war.

"Sie sollen entspannt sein!" forderte sie mich mehrfach auf. "Sie sind ganz ruhig", und als wollte sie mich hypnotisieren: "Ihr rechter Arm ist ganz schwer" usw. Ich aber konnte wohl nicht anders als mich weiterhin amüsieren. Dann unterbrach sie die Übung: "Was ist denn los?"

Ich schilderte ihr in aller Ruhe, wie sich gerade eine Spinne von der Decke an einem Faden herabließ und sich dabei meine Nase zum Ziel genommen zu haben schien.

"Eine Spinne!" schrie sie entsetzt. Und flugs hatte sie den Raum verlassen. "Eine Spinne! Eine Spinne!" verloren sich ihre Ausrufe in der Ferne.

Ich habe diese medizinische Assistentin nie wieder gesehen. Mein Hausarzt las mir das Gutachten des Internisten vor: Danach war an mir und meiner Schilddrüse nichts Auffälliges.

Die Schilddrüsen-Untersuchung war symptomatisch für die zahlreichen Untersuchungen bei meinem einen Monat währenden Aufenthalt im Krankenhaus. Man entriss meinem Körper alle möglichen Entzündungsherde. Nach einer Nebenhöhlen-Operation - da schnitt man oberhalb der oberen Zahnreihe und des Oberkiefers ein Loch und holte da den Eiter heraus - erklärte mir der Operateur eher beiläufig, dass mindestens 80% der Menschen da Entzündungsherde hätten, ohne dass sie es wüssten. Wie dem auch sei: Bei mir kam das an, dass das, was ich da mit meinem Stolperherzen erlebt hatte und wahrscheinlich ein Herzinfarkt war, nichts war als die Erfindung eines Simulanten.

[wird fortgesetzt]

Erfahrungen

Ich wusste, Ereignisse, in die man verwickelt war, auch wenn sie außer einem selbst niemand erlebte, verändern Verhalten, sogar nachhaltig. Franziska war gestorben. Ich hatte einen Herzinfarkt überlebt. Da achtet man auf die kleinsten Kleinigkeiten, ob sie nicht Vorzeichen sind für die Ankunft von Freund Hein, wie man den Tod sicher nicht nur in meiner Hamburger Heimat verniedlichend nennt.

Ich hatte gerade das Kapitel >Sterben auf Probe< auf meine Homepage gebracht. Da befahl meine Füße – bei Barfüßern wie mich, die ja eigentlich keine kalten Füße kennen, ungewöhnlich – mitten in der Mitternacht – meiner Hauptarbeitszeit – zuerst ein Frösteln, dann ein heftiger Kälteschub. Kaum hatte ich mich, die Füße in eine dicke Wolle eingewickelt, ins

wärmende Bett geflüchtet, da setzte er ein, begleitet von quälendem Husten schmerzhaft, aber ohne Auswurf: das Knistern in der Brust, wie bei Franziska, dachte ich sofort, Stunden vor ihrem Tod das, was der Arzt als >Todesröcheln< diagnostiziert hatte. Ich sprang wieder aus dem Bett. Die üblichen Hausmittel mussten her, alles von dem ich wusste, dass es eigentlich nicht half, von dem Bronchialtee bis zu allem, was im Apothekenschrank ein abgelaufenes Datum aufwies. Schließlich nahm ich ein heißes Bad.

Natürlich war das nur eine Erkältung, genauer eine Bronchitis, wie sie mich schon vor meinem Herzinfarkt je und dann heimzusuchen pflegte. Ich war erblich belastet. Meine Mutter hatte das auch immer wieder einmal, solange ich sie kannte, und war sogar an einer solchen Lungenerkrankung gestorben. Mir kam es jetzt so heftig vor, dass ich an alles Mögliche dachte. Die Geräusche in meiner Brust beim Atmen waren jedenfalls so laut, dass ich kein Auge zudrückte. Morgens hatte das offenbar die Stimmbänder erfasst. Zum Arzt? Die Patienten im Wartezimmer anstecken? Telefonieren ging aber mangels Stimme auch nicht. Also massenhaft e-mails verschicken. Selbst für e-mails brauche ich bis zu zehn Fassungen, wobei man den letzten nicht mehr anmerkt, wie die ersten aussahen. Formulierungen wie: „Ich bin am Ableben“ oder „Ich liege im Sterben“ wurden sehr schnell verworfen. Ich mag nicht die Tütelei der Besorgnis von Mitmenschen, die solche Sätze ausgelöst hätten. Schließlich blieb es bei einfachen Terminabsagen. Kaum waren die e-mails versandt, sank ich in einen Tiefschlaf. Dann weckte mich die Klingelei einer Mitarbeiterin – ja, genau die, die das hier gerade tippt; denn ich verfasse längere Texte handschriftlich auf dem rechten Knie, halb liegend mit hochgestellten Beinen, und überlasse die Verwandlung längerer Texte in Getipptes dieser Mitarbeiterin, die dann meistens nur manches Lustige oder auch nur Intelligente hinzufügt. Die Mitarbeiterin hatte ihre e-mails nicht abgefragt. An den Worten die ich an sie richtete, merkte ich, dass ich schon wieder ganz schön fit war. Spätestens nach einer Stunde war alles wie weggeblasen. Ich traute aber dem Frieden nicht, rechnete jeden Augenblick mit Rückfällen. Also beließ ich es auch bei den anderen Terminabsagen. Zu blöd wäre es, wenn ich bei einem Rückfall nochmals einen Termin hätte absagen müssen.

Seit Monaten plagt mich z.B. ein Gerstenkorn am linken Auge, eine „Lidkantenentzündung“ – wie das die Augenärztin nannte. Sie verschrieb mir eine Salbe mit Antibiotika drin. Sei es, dass mein Körper, der schon manche Antibiotika-Attacke über sich ergehen lassen musste, nichts mehr von diesem Zeug wissen wollte – wenn ich von Zweifeln absehe, bin ich inzwischen fast gegen alles immun –, sei es, dass ich die Salbe nicht sachgerecht anbrachte –

schließlich konnte ich mangels Brille, die ich ja dabei schlecht aufsetzen konnte, das Watte­stäbchen nur ahnungsweise so lozieren, dass es das Gerstenkorn traf –, sei es, dass ich in meiner Ungeduld angesichts der Wirkungslosigkeit dieser Therapie die Salbe zu früh absetzte – zwischendurch war nach einer Erstverschlimmerung auch manchmal ein leichter Rückgang im Vergrößerungsspiegel erkennbar –; sei es, dass die Ärztin mir in Wahrheit ein Placebo verabreichen ließ, nicht damit rechnend, dass so etwas bei mir nicht funktioniert: ich habe dieses Ding immer noch und manchmal mit einer wunderschönen hellgelben Blüte in seiner Mitte.

Ich rechne also aus Erfahrung immer mit Rückfällen. Eine Nacht Bronchitis und das war es dann? Das gibt es doch nicht. In meiner Heimat gibt es das Sprichwort: Eine Erkältung dauert eine Woche, und bei Anwendung aller möglichen Gegenmittel, sieben Tage. [Meine Mitarbeiterin: A Schnupfa dauret ohne Dabletta a ganze Woch, ond mit Medizin sieba Dag.] Der liebe Nachbar Lubitz, der kommunistische Luftschutzwart, der einzige Mann im Haus Bankstraße 5, der uns half, gerade auch als dieses im Kriege im Rahmen des Unternehmens Gomorrah lichterloh – oder wie ich das missverstanden hatte: hellehoh – brannte, hatte einmal eine Grippe, die über vier Wochen anhielt. Er sei zu zig Ärzten in Behandlung gewesen, re­sumierte er diese Erfahrung; die hätten ihm alle nicht helfen können. Dann habe er einen alten Kumpel, Kommunist wie er, getroffen. Der sagte nur: „Komm mal her. Jetzt trinken wir ein­mal einen Abend nichts anderes als Grog.“ Das ist ein in Norddeutschland verbreitetes alko­holisches Getränk aus hochprozentigem Rum in heißem Wasser mit reichlich Zucker. Bei Alkoholikern nimmt man statt Wasser auch Kaffee und nennt das dann „Pharisäer“. So hatte das ein Pfarrer getauft, der dahinter gekommen war, wie man so das Alkoholverbot zu umge­hen pflegte. Und siehe da, Nachbar Lubitz war nach durchzechter Nacht die Grippe los. Viele, denen Nachbar Lubitz die Geschichte später erzählte, griffen dann selbst zum Grog bzw. Pha­risäer. Und siehe da – Placebo hin oder her – das Mittel half. Leider gehöre ich zu den Aus­nahmen: Bei mir hat das nie gewirkt. Also habe ich es jetzt gar nicht erst versucht. Bin wohl zu zweifelsüchtig.

Mit den Erfahrungen ist das so eine Sache. Nach der Bronchitisnacht hatte ich bis heute kei­nen Rückfall. Soll ich nun in Zukunft nur noch Mittel mit abgelaufenem Datum nehmen, wenn es wieder mal vorkommt? Oder wäre es besser, wenn ich nach durchröchelter Nacht nicht immer gleich an Freund Hein denke? Oder vertreibt gerade ein solcher Gedanke die

Bronchitis im Nu? Nun bin ich schon über 75 und weiß immer noch nicht, wie man Erfahrungen macht.